Basler Stadtbuch

Swi 28.1.6

Harvard College Library

THE GIFT OF

WILLIAM BAYARD CUTTING, JR.

(Class of 1900)

OF NEW YORK

FOR BOOKS ON SWITZERLAND

Basel.
von R. Reich, vormals C. Detloffs Buchhandlung.
1894.

Basler Jahrbuch

1894.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

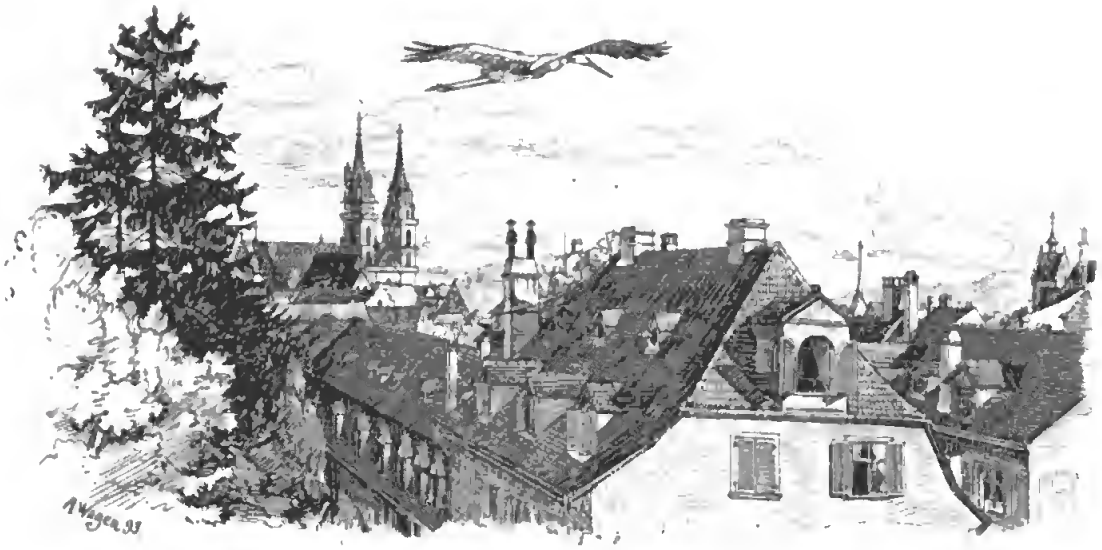
Albert Geßler.

Basel.
Verlag von R. Reich, vormals C. Detloffs Buchhandlung.
1894.

HARVARD COLLEGE
JUN 15 1910
LIBRARY

Gift of
W. Bayard Cutting,

Buchdruckerei M. Werner-Riehm in Basel.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Traugott Siegfried: Alphons Köchlin-Geigy	1
Albert Burckhardt-Finsler: Mitteilungen aus einer Basler Chronik des beginnenden XVIII. Jahrhunderts	21
Rudolf Wackernagel: Basels Anteil an der Burgunderbeute	57
Rudolf Thommen: Ein bayerischer Mönch in Basel	69
A. v. Salis: Jung Stilling in Basel verboten	79
Albert Geßler: Peter Ochs als Dramatiker	106
Daniel Burckhardt-Werthemann: Emanuel Büchel	187
Johannes Bernoulli: Die Kirchgemeinden Basels vor der Reformation	220
Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. Nov. 1892 bis 31. Okt. 1893	245

Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

1. Portrait von A. Köchlin-Geigy (Titelbild).
2. Ausſicht von der Gewerbeſchule nach dem Münſter 111
3. Ausſicht von der Gewerbeſchule nach dem Spalenthor 21
4. Beuteſtücke der Basler aus den Burgunderkriegen 57
5. Blick von der Petersgaſſe durch das kalte Kellergäßlein. . . . 78
6. Emanuel Büchel, Anſicht von Binningen 192
7. Saal im Hauſe zum „Raben“. 209
8. Joh. Ulrich Büchel, Landſchaft (Radierung) 217
9. Hof des Zeughauſes 244

Alphons Köchlin-Geigy.

Basel hat, wie wohl selten eine andere Stadt, zu allen Zeiten das Glück gehabt, Männer zu besitzen, welche in uneigennütziger und aufopfernder Weise neben ihrer privaten Berufsthätigkeit Zeit und Arbeit in reichem Maße in den Dienst ihrer Mitbürger, der Vaterstadt und des Vaterlandes gestellt haben. Und wenn das Basler Jahrbuch jeweilen aus der Reihe dieser Mitbürger der Trefflichsten einen herausgreift, um in dankbarer Anerkennung sein Gedächtnis den kommenden Geschlechtern zu überliefern, so darf dabei der Name des Mannes nicht fehlen, dessen Leben wir hier in kurzen Zügen zu zeichnen versuchen möchten, der über vierzig Jahre lang in rastloser Thätigkeit in den verschiedensten Stellungen an Basels Gedeihen und an der Wohlfahrt der Eidgenossenschaft hervorragenden Anteil genommen hat.

Dem Schreiber dieser Zeilen aber gereicht es zu besonderer Freude und Ehre, dem Manne, dem er lange Jahre in gemeinsamer Arbeit hat nahe stehen können, der ihm so manche Belehrung und Anregung geboten, und der ihm mit so viel Freundlichkeit und Wohlwollen begegnet ist, in aufrichtiger Dankbarkeit ein bescheidenes Denkmal zu setzen.

Alphons Köchlin wurde am 6. April 1821 geboren. Neben einer vortrefflichen Erziehung im elterlichen Hause genoß

er das Glück, obgleich wohl schon von Anfang an zum Kaufmann bestimmt, nicht nur die Schulen zu durchlaufen, welche direkt auf den Übertritt in Handel und Industrie vorbereiten, sondern in vollständiger Absolvierung des Gymnasiums und Pädagogiums sich eine höhere allgemeine und wissenschaftliche Bildung zu erwerben. Das mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß er im späteren Leben überall und in allen Stellungen rasch und leicht sich zurechtfinden konnte, und in seiner öffentlichen Thätigkeit so Ausgezeichnetes zu leisten imstande gewesen ist. Längere Zeit brachte er nach seinem Austritt aus den hiesigen Schulen in der französischen Schweiz, und sodann, nach Vollendung seiner kaufmännischen Lehrzeit in einem Basler Handelshause, mehrere Jahre in Hâvre, Lyon und St. Etienne zu, und kehrte 1846, allseitig auf's beste vorbereitet, nach Basel zurück, wo er im gleichen Jahre mit seinem Vater und seinen jüngern Brüdern ein eigenes Bandfabrikationsgeschäft begründete.

Schon 1848, in welches Jahr auch seine Verehelichung fällt, wurde der erst 27-jährige Mann durch seine Berufung in das Civilgericht zu öffentlicher Thätigkeit herangezogen. Das Civilgericht war damals die Schule, die unter Leitung des trefflichen Präsidenten, Prof. Joh. Schnell, die jüngern Basler für das spätere politische Leben heranbildete, und aus der denn auch neben Köchlin noch eine Reihe unserer bedeutendsten Staatsmänner hervorgegangen sind. Schon bei den Beratungen im Schoße des Civilgerichts zeichnete sich Köchlin aus durch seine rasche Auffassung, durch die Schärfe des Urteils und die Klarheit in der Entwicklung seiner Ansicht. Er hat stets gerne an seine richterliche Thätigkeit zurückgedacht und oft dankbar anerkannt, was er alles dort gelernt habe.

Bald darauf, im Jahre 1852, erfolgte seine Wahl in den Großen Rat. Vorerst war es die Schlüsselzunft, deren Vorgesetzter Köchlin auch war, welche ihn in die oberste Kantonsbehörde

ſandte; und als die neue Verfaſſung von 1875 die Quartierwahlen brachte, war er bis zu ſeinem 1881 erfolgten Rücktritt Vertreter des Äſchenquartiers. Das Präſidium des Großen Rates bekleidete er während des Amtsjahres 1876/77.

Die Sitzungen dieſer Behörde beſuchte er mit großer Regelmäßigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, war auch öfters berufen, an wichtigen Kommiſſionen teilzunehmen oder ſolche zu präſidieren. Bei allen wichtigen Fragen griff er in die Diskuſſion ein und war ein allezeit gern gehörter Redner. Seine Voten, oft durch Sarkasmen und feine Ausfälle gewürzt, trafen gewöhnlich den Nagel auf den Kopf und verfehlten nie, bedeutenden Eindruck zu machen.

Das Jahr 1859 brachte Köchlins Eintritt in den Kleinen Rat, wo er, ſeinen Kenntniſſen entſprechend, hauptſächlich im Finanz- und Handelskollegium thätig war. Auch dem Baukollegium gehörte er vorübergehend an. Als Präſident der Wirtſchaftskommiſſion, welche dem Finanzkollegium unterſtellt war, hatte Köchlin u. a. die Geſuche um Wirtſchaftsbewilligungen zu begutachten, und es iſt hier ſeine große Gewiſſenhaftigkeit hervorzuheben, die, unbekümmert um Popularität und Beliebtheit beim einflußreichen Wirtsſtande, nur auf das Wohl des Gemeinweſens Bedacht nahm. Manchen Strauß mit rekurrierenden unzufriedenen Wirten und ſolchen, die es werden wollten, hat er im Großen Rat ſiegreich durchgefochten.

Im Jahre 1867 wurde Köchlin Mitglied des Staatskollegiums, das aus den beiden Bürgermeiſtern, drei weitern Mitgliedern des Kleinen Rates und dem Staatsſchreiber zuſammengeſetzt war und beratende und vorbereitende Behörde bildete für Bundesgegenſtände, für Geſchäfte mit ſchweizeriſchen Kantonen, für politiſche Gegenſtände des eigenen Kantons u. ſ. f., ſeit der Bundesverfaſſung von 1848 aber viel an ſeiner Bedeutung eingebüßt hatte. Während Köchlin Mitglied desſelben war, bildeten die Eiſenbahngeſchäfte ein Haupt-

traktandum des Staatskollegiums, und infolge seiner genauen Kenntnis der schweizerischen Eisenbahnverhältnisse, und da er damals auch Mitglied der Bundesversammlung war, übte er auch in dieser Behörde einen maßgebenden Einfluß aus.

Seine wichtigste Stelle als Ratsherr war wohl die eines Präsidenten des Handelskollegiums, für welches Amt er auch infolge seiner vielen volkswirtschaftlichen Studien und seiner vielseitigen und gründlichen Kenntnisse auf dem Gebiete der Industrie und des Verkehrslebens vorzüglich befähigt war; unter seiner sachkundigen und gewandten Leitung hat das Kollegium nach vielen Richtungen hin eine fruchtbare Thätigkeit entwickelt.

Köchlin war in dieser Stellung vielfach der sozialen Frage praktisch näher getreten; wir erwähnen nur die Untersuchung über die Lohnverhältnisse der Arbeiter, mit welcher das Handelskollegium beauftragt worden war; und an den Kämpfen mit Basels Arbeiterschaft, die größere Berücksichtigung und namentlich den Erlaß eines Fabrikgesetzes forderte, nahm er den lebhaftesten Anteil. Köchlin, der ja selber früher Fabrikant gewesen war, erblickte ebenfalls die Lösung des Konflikts mit den Arbeitern im Erlaß eines Fabrikgesetzes. Er entwarf ein solches und vertrat seinen Entwurf im Großen Rate mit Entschiedenheit und Geschick. Er nannte ein solches Gesetz einen Akt der Versöhnung, ein Mittel zur Vorbeugung gegen neue Arbeiterunruhen. Die ökonomische Hebung der Arbeiter werde durch das Gesetz zwar nur indirekt erreicht, aber es werde dadurch doch wenigstens solchen Bestrebungen Hand geboten. Als hauptsächlichster Gegner stand ihm damals bei den Beratungen im Großen Rate Dr. W. Schmidlin gegenüber, dessen Andenken im Jahrbuch von 1893 geehrt worden ist; allein Köchlin erkämpfte den Sieg, indem sein Entwurf mit allen gegen 3 Stimmen zum Gesetz erhoben wurde. Es war dies im November 1869. Zwei Jahre später schon konnte Köchlin sich als Präsident der Fabrik-

inſpektion folgendermaßen äußern: „Die Fabrikinſpektion ſchließt ihren Bericht damit, daß ſie ihre Überzeugung dahin ausſpricht, es ſeien die wohlthätigen Folgen des Geſetzes bereits in einer Weiſe in verſchiedenen Richtungen erkennbar geweſen, und zu Tage getreten, daß der etwelche Zwang, welcher dem freien Willen des Induſtriellen dadurch auferlegt iſt, mehr als kompenſiert wird, und daß auch dieſer letztere in Bälde die Zweckmäßigkeit des Geſetzes einſehen wird."

Mit dem Sommer 1875 trat die neue Kantonsverfaſſung in Kraft und brachte auch Köchlins Austritt aus der Regierung mit ſich. Schon lange vor dieſer Neuerung unſeres Gemeinweſens hatte er die Überzeugung gehabt und ſie rückhaltlos ausgeſprochen, daß unter den Verhältniſſen, wie ſie ſich allmählich entwickelt hatten, die bisherigen Einrichtungen und Verfaſſungsformen nicht mehr genügten, daß die Arbeit und die Verantwortlichkeit des Regierens in einer kleinern Zahl von Händen müſſe konzentriert, und daß weitere Bevölkerungskreiſe zur Teilnahme an der Staatsverwaltung müſſen beigezogen werden. In dieſem Sinne hatte er auch wiederholt den Poſtulaten, die damals auf dem Programm der freiſinnigen Partei ſtanden, aufrichtig beigepflichtet, wie er denn durchaus nicht, wenn er auch vielfach als ſolcher galt, ein Konſervativer war, wie man ſie gewöhnlich unter dieſem Ausdruck verſteht. Er war eben im wahren Sinne des Wortes ein Staatsmann, der erkannte, daß mit Grundſätzen allein die Welt nicht regiert wird, ſondern daß mit Menſchen und Verhältniſſen, wie ſie ſind, gerechnet werden muß, und daß in vielen Fällen ein rechtzeitiges kluges Einlenken und Nachgeben einzig heilſam für das Wohl des Gemeinweſens iſt. Und dieſen weiten Blick hat er, wie wir ſpäter ſehen werden, beſonders auch in ſeiner Stellung als Mitglied des ſchweizeriſchen Ständerates bekundet.

In Köchlins Ratsherrnzeit fällt der deutſch-franzöſiſche Krieg.

Als im Sommer 1870 Straßburg von den Deutschen belagert und die Not der dortigen Bevölkerung täglich größer wurde, bildeten sich in der Schweiz Komitees, um Geld, Kleider und Lebensmittel für Straßburg zu sammeln. In Basel war das Centralkomitee und Köchlin dessen umsichtiger und thätiger Präsident. Es mag daher hier angeführt werden, was in einer 1873 in Straßburg erschienenen Schrift[1]) hierüber gesagt wird: „In den nächsten schweizerischen Kantonen wurden aus eigenem Antrieb Sammlungen organisiert, und in Basel bildete sich ein Komitee, das beauftragt war, sie alle zu centralisieren. Mit diesem letzten waren wir fast ausschließlich in Verbindung und wir würden gegen unsere erste Pflicht verstoßen, wenn wir hier nicht die Gelegenheit benützten, um der unermüdlichen Hingabe, dem Zartsinn voll freimütiger Herzlichkeit, wovon die Mitglieder dieses Komites uns unabläßige Beweise gaben, die vollkommenste Anerkennung angedeihen zu lassen. Unsere Freundschaft und die Liebe steht fest zu den Männern, die sich um unsere Landsleute so verdient gemacht haben. Wir bezeichnen in erster Linie die Herren Staatsrat Köchlin, Präsident des Komites, und Hans Burckhardt, Stadtschreiber in Basel, mit welchen wir hauptsächlich in Verbindung standen."

* * *

Es darf nunmehr nicht unterlassen werden, Köchlins Beteiligung bei der Schweizerischen Centralbahn zu erwähnen. Als Nachfolger seines Schwiegervaters, des Ratsherrn Geigy, der an der Gründung dieses Unternehmens hervorragenden Anteil genommen und demselben als Präsident des Direktoriums seine letzten Lebensjahre gewidmet hatte, trat Köchlin im Jahre 1861 in den Ver-

---

[1]) Straßburg nach der Beschießung. Bericht über die Wirksamkeit des Straßburger Hilfskomites, von Jakob Flach, Advokat. Straßburg 1873, S. 19 ff.

waltungsrat, und gehörte dieſem in der Folge über dreißig Jahre an. Lange Jahre war er auch Mitglied der ſtändigen Kommiſſion desſelben, und hat in beiden Stellen an der gedeihlichen Entwicklung der Bahn bis an ſein Lebensende großen Einfluß ausgeübt.

Welches Intereſſe er an dieſer Unternehmung hatte, erhellt ſchon daraus, daß er dieſe Funktionen beibehielt, als er ſich nach und nach aus den öffentlichen Stellungen zurückzog. Wir erwähnen insbeſondere ſeine Bemühungen um das Zuſtandekommen der Verbindungsbahn mit dem Badiſchen Bahnhofe und um die Überlaſſung der Lagerhäuſer an die Centralbahn, um die Abtretung der Strecke Baſel-St. Ludwig der franzöſiſchen Oſtbahn an die Centralbahn, und um die Geſtaltung der frühern Bahnhoferweiterungen in Baſel. Nicht zu vergeſſen ſind ſeine Anſtrengungen für die Erbauung der Gotthardbahn, der er längere Zeit als Verwaltungsrat und Erſatzmann der Direktion angehörte. Seine Erfahrung im Eiſenbahnweſen befähigten ihn als Mitglied des Ständerates zu wirkſamem Eingreifen in die Beratungen über das Eiſenbahngeſetz, das Transportgeſetz und das Haftpflichtgeſetz.

Köchlin war zwar in der Eiſenbahnfrage prinzipiell ein Freund des Staatsbahnſyſtems, doch trat er Eingriffen des Staates, wo ſolche ihm zu weitgehend oder unzeitgemäß erſchienen, energiſch entgegen. Als ſchon im Jahre 1883 der Bund, nach ſeiner Anſicht etwas eilig, die Centralbahn ankaufen wollte, referierte damals Köchlin im Schoße des Handels- und Induſtrievereins über dieſe Frage, und empfahl der Verſammlung, ſich gegen die Dringlichkeit und gegen den Ankauf auszuſprechen. Er war ein viel zu guter Basler, um die „Basleriſche Bahn", wie er ſie nannte, damals ſchon, wo ihm noch viele Bedenken über eine gedeihliche Leitung derſelben durch den Bund vorſchwebten, an dieſen abzugeben. Eine weſentliche Verbeſſerung im Verkehr und im Tarifweſen ſah er in jener Zeit beim Bundesbetrieb nicht voraus, und was er am

meiſten befürchtete, war eine Verlegung der Direktion nach Bern und ein daheriges Überwiegen der Berneriintereſſen auf dem hieſigen Bahnhofe durch die Jurabahn.

Es machte daher großen Eindruck, als Köchlin ſpäter, im Herbſt 1891, als über den Bundesbeſchluß vom 25. Juni 1891 betreffend den Ankauf der ſchweizeriſchen Centralbahn abgeſtimmt werden mußte, ſich prinzipiell für den Ankauf ausſprach. Er erachtete die Bundesbehörden nunmehr für erſtarkt genug, um die Staatsidee in gedeihlicher Weiſe durchzuführen, und insbeſondere empfahl ſich nach ſeiner Meinung die Verſtaatlichung umſomehr, „als, wie er wörtlich ſagte, der finanzielle Schwerpunkt der betreibenden Aktiengeſellſchaft ſeit geraumer Zeit in das Ausland verlegt iſt, und die frühere Fiktion, daß der Betrieb an die Mandatare der ſchweizeriſchen Verkehrsintereſſen delegiert ſei, in den letzten Jahren immer unhaltbarer, und die Unmöglichkeit, die Beſtrebungen und Intereſſen der lediglich die Dividende im Auge haltenden Aktionäre mit denjenigen der Allgemeinheit zu vereinbaren und Konflikte zu vermeiden, in progreſſivem Maße zu Tage getreten iſt."

* * *

Am 7. Mai 1866 wurde Köchlin vom Großen Rate als Nachfolger des zurückgetretenen A. Stähelin-Brunner zum baſelſtädtiſchen Abgeordneten in den Ständerat gewählt, und die neun Jahre, während welcher er der ſchweizeriſchen Bundesverſammlung angehörte, ſind vielleicht die glänzendſte Zeit ſeiner ſtaatsmänniſchen Laufbahn geweſen. Es iſt zu bedauern, daß der Raum es hier nicht geſtattet, ausführlicher von ſeiner eidgenöſſiſchen Wirkſamkeit zu berichten, von ſeiner bedeutenden und einflußreichen Beteiligung an allen Geſchäften und Beratungen und von der Achtung und dem Anſehen, das Köchlin gleich von ſeinem Eintritt in das Parlament an genoſſen hat. Schon im erſten Jahre ſeiner Ständeratszeit gehörte

er nicht weniger als sechs Kommissionen an, und er ist bis 1875 in einundfünfzig Kommissionen gesessen, von denen er vierundzwanzig präsidiert hat. Verschiedene dieser Kommissionen hatten Handelsverträge mit ausländischen Staaten vorzubereiten, in welchen Fragen Köchlin als Autorität galt und maßgebenden Einfluß ausübte; ebenso bei den Beratungen über den Entwurf eines Eisenbahnhaftpflichtgesetzes, wo er als Präsident der betreffenden Kommission das Referat abzugeben hatte. Der gedruckte Bericht hierüber[1]) legt davon Zeugnis ab, wie gründlich Köchlin in dieser Angelegenheit bewandert war. Nicht zu vergessen ist auch, daß in jene Zeit die beiden Revisionen der Bundesverfassung, die von 1872 und die von 1874 fallen, an welchen Köchlin nicht minder hervorragenden Anteil nahm. Während der zweiten Revision von 1874 präsidierte er den Ständerat.

Unter seinem Präsidium sind zwei wichtige eidgenössische Gesetze von der Bundesversammlung beraten und angenommen worden, das Bundesgesetz betr. Feststellung und Beurkundung des Civilstandes und der Ehe, und das Gesetz über die politischen Rechte der schweizerischen Niedergelassenen und Aufenthalter (Stimmrechtsgesetz). Bei diesem letzteren Gesetze hatte Köchlin, da die annehmenden und verwerfenden Stimmen im Ständerat gleich groß waren, am 24. Dezember 1874 als Präsident den Stichentscheid zu geben. Köchlin entschied für Annahme des Gesetzes. Deswegen wurde er von der konservativen Presse heftig angegriffen. Er verteidigte sich aber entschieden und ruhig und rechtfertigte seine Stimmabgabe für Ja, die ihm, der die möglichen nachteiligen Folgen des Gesetzes speciell für Basel wohl eingesehen habe, schwer genug gefallen sei, im wesentlichen damit, daß ein Stichentscheid für Nein, da der Nationalrat das Gesetz bereits angenommen hatte,

[1]) Schweiz. Bundesblatt 1874, II. 935 ff.

dasselbe nur hinausgeschoben hätte, nicht aber um es etwa ganz fallen zu lassen, oder um einem milderen zu rufen, sondern es hätte sich im ganzen Schweizerlande eine große Bewegung erhoben, um ungesäumt ein noch viel schrofferes, zumal den Welschen genehmeres, aber damit auch für Basel ungünstigeres Gesetz einzuführen. Gerade weil Köchlin Basels Interessen im Auge hatte, stimmte er für Annahme. Er kannte die damalige Stimmung in den Räten zu gut, die vielfach dazu aufforderte, bei der Gesetzgebung gewisse, bei der Revision aufgegebene Positionen in radikalem Sinn wieder einzuholen. Diesem Bestreben wollte er entgegentreten, diesen „falschen Stimmen", wie er sie in seiner Präsidialrede im Ständerate vom 5. Oktober 1874 nannte.[1]) Es sei daher eine politische Notwendigkeit gewesen, Übereinstimmung beider Räte herbeizuführen. Zugleich war Köchlin überzeugt, daß die Mehrheit der Basler Bevölkerung das Gesetz annehmen werde. Und er hatte sich in dieser Annahme nicht getäuscht, indem die Vorlage, die zwar in der Schweiz abgelehnt, in Basel mit großer Mehrheit angenommen wurde.

Übrigens haben wir Basler, die unter der freien Niederlassung unter allen Schweizerstädten am meisten zu leiden haben, es wiederum auch Köchlin zu verdanken, wenn die Bundesverfassung

---

[1]) Schweiz. Bundesblatt 1874, II. 963 ff. Köchlin sagte damals am Schlusse seiner Rede: „Es wird sich im Gegenteil darum handeln, bei der Gesetzgebung diejenigen Schranken inne zu halten, welche wir bei der Revision des Bundesvertrages durch das Kompromiß zwischen den verschiedenen Anschauungen uns selbst gezogen haben, und ehrlich und redlich dermalen von weitergehenden Wünschen Umgang zu nehmen, die man wissentlich preisgegeben hat. Die Zukunft möge alles das reifen, wenn es gut ist; jetzt aber handelt es sich für die Räte um noch höheres, nämlich darum, durch loyales Vorgehen in der Gesetzgebung das etwas geschwundene Vertrauen unter den Bundesbrüdern neu zu kulen und so die Einheit der Nation, unser höchstes Gut, wieder herzustellen. — Daß das geschehe, das walte Gott."

von 1874 doch wenigſtens einige Beſchränkungen in dieſe Freizügigkeit gebracht hat, indem die Beſtimmungen des Art. 45 der Verfaſſung, wonach die Niederlaſſung aus dort näher bezeichneten Gründen verweigert oder entzogen werden kann, weſentlich auf Köchlins Veranlaſſung hin ſind aufgenommen worden.

Einem ſeiner einſtigen Kollegen im Ständerate verdanken wir einige freundliche Mitteilungen über Köchlins Stellung in Bern, die wir hier gerne einſchalten:

„Wenn ſchon in ſeiner ganzen Haltung und Lebensführung durch und durch Ariſtokrat — Köchlin gehörte mit Eſcher, Peyer imHof, Heer, Feer-Herzog u. a. dem Klub der ſogen. Bundesbarone an — war er doch neuen Ideen nicht unzugänglich und hatte auch ſehr liberale Anwandlungen. Einen weiten und freien Blick bewies er vorab in wirtſchaftlichen Fragen, die freilich ſein Lieblingsfeld waren, und die er auch gründlich kannte und meiſterlich zu behandeln verſtand. Sein Liberalismus ging indeſſen nie ſo weit, daß er ihm geopfert hätte, was in ſeinen Augen Vorausſetzung und Grundbedingung ſtaatlicher und geſellſchaftlicher Ordnung war. Darum verſtand er namentlich im Niederlaſſungsweſen keinen Spaß. Da machte er ſich, auf die beſonderen Verhältniſſe Baſels, als einer von flottanter Bevölkerung und catilinariſchen Exiſtenzen aller Art heimgeſuchten Grenzſtadt verweiſend, zum Vorkämpfer möglichſt weit gehender diskretionärer Befugniſſe der kantonalen Polizeihoheit.

„In den Kreiſen, in denen er verkehrte, war er ein gern geſehener, weil unterrichteter und witziger Geſellſchafter. Damals war das ſogen. Bärenhöfli ein neutraler Rendez-vous-Platz ſämtlicher Koryphäen der Bundesverſammlung, wenn ſie ſich, aus ihren Parteiklubs heraustretend, einige Stunden heiterer, und durch kein Politiſieren getrübter geſelliger Unterhaltung verſchaffen wollten. Hier ſah man oft genug in lebhaftem und freundſchaftlichem oder doch freundlichem Geſpräche den ariſtokratiſchen Alfred Eſcher mit

dem „Volksmann“ Vigier, den Führer der Ultramontanen, Segesser mit dem Kulturkämpfer Augustin Keller, den gelehrten Dr. Blumer mit dem grundgescheiten Kappeler ꝛc. Auch Köchlin weilte gerne in dieser gleichzeitig interessanten und amüsanten Abendgesellschaft, welche man selten verließ, ohne angenehme und angenehmste Erinnerungen mitzunehmen. Köchlins Gesellschaft speciell brachte in der Regel des Anregenden und Belehrenden genug.“ [1])

Unmittelbar nach Ablauf seines Präsidentschaftsjahres, nachdem er noch die Märzsession 1875 präsidiert hatte, gab Köchlin dem Großen Rate seine Entlassung als Abgeordneter in den Ständerat ein, wozu ihn vor allem seine beginnende Schwerhörigkeit veranlaßte.

Damit schied er aber keineswegs ganz aus dem eidgenössischen Leben; er hat noch in verschiedenen eidgenössischen Kommissionen, besonders in Handelsvertragssachen teilgenommen, auch als Bevollmächtigter des Bundesrates wiederholt persönlich in Rom Unterhandlungen wegen Handelsverträgen gepflogen. So hat er unter Mithilfe des schweiz. Gesandten Pioda am 22. Januar 1879 in Rom mit Depretis, dem damaligen italienischen Konseilpräsidenten und interimistischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Meistbegünstigungsvertrag abgeschlossen und unterzeichnet. Auch in Paris war Köchlin schon während des Kaiserreiches neben unserm Gesandten Dr. Kern mit dem französischen Staatsminister Rouher in handelspolitischen Unterhandlungen gewesen.

Zu solchen Missionen eignete sich Köchlin in ausgezeichneter Weise, nicht nur, weil er alle die Fragen, die hier in Erwägung und Berücksichtigung zu ziehen waren, vollständig beherrschte, sondern auch um seiner feinen, weltmännischen Persönlichkeit willen, die mit dem hohen monarchischen Staatsmann so sicher und unbe-

[1]) Vgl. auch: Landammann und Bundespräsident Dr. J. Heer, von Gottfr. Heer. Zürich, 1885. S. 177.

fangen verkehrte, wie mit dem bescheidensten Miteidgenossen, der bei ihm Rat und Hilfe suchte.

* * *

Diejenige Stellung Köchlins aber, an welcher er, wie er sich selbst ausdrückte, am liebsten und am längsten festhielt, war das Präsidium des Basler Handels- und Industrievereins bezw. der Handelskammer.

Als im Jahre 1875 das staatliche Handelskollegium als offizielle Vertretung der kaufmännischen Interessen wegfiel, wurde noch im gleichen Jahre, hauptsächlich auf Köchlins Anregung, der Basler Handels- und Industrieverein und als dessen Vorstand die Handelskammer ins Leben gerufen. Köchlin übernahm sofort das Präsidium und behielt dasselbe bis kurze Zeit vor seinem Tode. In dieser arbeits- und mühevollen Thätigkeit kamen die gründlichen Kenntnisse Köchlins in Handels- und Volkswirtschaft, seine staunenswerte Belesenheit auf dem Gebiete der gesamten Nationalökonomie, der Finanzwissenschaft und des Verkehrslebens überhaupt, seine vollendete Gewandtheit im Präsidieren, im Referieren und insbesondere im Verkehr mit den kantonalen, mehr noch mit den Bundesbehörden, aufs Glänzendste zur Geltung. In liberalster Weise hat er sich da den weitesten Kreisen der Basler Handelswelt zur Verfügung gestellt und ist auch von derselben fortwährend in hohem Grade in Anspruch genommen worden. Bald gelangten die Spediteure an ihn mit einer Klage wegen Eisenbahntarifen oder Anständen bei der Zollabfertigung, bald die Bandfabrikanten wegen Erschwerung des Verkehrs mit den Nachbarstaaten, andere Großindustrielle wünschten Gleichstellung mit anderen Schweizerstädten hinsichtlich der Nettoverzollung, wieder andere wünschten neue oder verbesserte Telephonverbindungen mit der inneren Schweiz oder mit den badischen oder elsässischen Grenzortschaften ꝛc. ꝛc. Alle hörte er in zahllosen Audienzen in seinem Bureau auf der Handels-

Bank geduldig an und wurde nicht müde, berechtigte Verlangen an zuständiger Stelle anzubringen. Der Schreiben und der gedruckten Broschüren, die er im Interesse des hiesigen Handelsstandes verfaßte und an den Bundesrat und an die Bundesversammlung abgehen ließ, ist eine schwere Menge. Und wenn eine solche Eingabe einen besonders wichtigen Gegenstand betraf, scheute er auch eine Reise nach Bern nicht, um selber als „Herr Altpräsident", wie er oft sagte, die Sache zu verfechten. Und die Resultate, die er erzielte, zeigten klar, welch hohes Ansehen der einstige Parlamentarier, auch nach seinem Rücktritt aus dem Ständerate noch, im Bundespalaste genoß.

Durch Vermittlung des Vorortes des Schweizerischen Handels- und Industrievereins, dessen Präsident, bevor diese Centralkommission bleibend nach Zürich kam, Köchlin ebenfalls gewesen war, holten die verschiedenen eidgenössischen Departemente des öfteren Gutachten von den schweizerischen Handelskammern ein über die verschiedensten handelspolitischen Fragen, über Abschluß und Kündigung von Handelsverträgen, über Haftpflicht und Versicherung, über Zollgesetze, Hebung der schweizerischen Industrie, Erstellung von Berufskonsulaten u. s. f. Köchlin gab dem Vorort zu Handen der Bundesbehörden über solche Fragen meist eine wohldurchdachte umfassende Arbeit ein, die er vorher zur Genehmigung der Handelskammer vorlegte. Ich wüßte mich aber nicht zu erinnern, daß irgendwann an einem dieser Referate von seinen Kollegen eine bedeutendere Aussetzung wäre gemacht worden. Die Regel war, daß seine Berichte ohne weiteres genehmigt wurden, daß die Handelskammer auf sein stetes „Beliebt es, meine Herren?" stillschweigend Dank und völliges Einverständnis bekundete. Und auch diese Arbeiten, deren Ausführungen und Schlüsse belegt waren mit geschichtlichen Thatsachen, mit Hinweisen auf Zustände und Verhältnisse anderer Länder, mit klassischen Citaten und Aussprüchen berühmter Männer, legten

Zeugnis ab von der Beleſenheit und den Kenntniſſen ihres Verfaſſers, wie von ſeinem Witz und Humor. Allerdings kam ihm bei all der enormen Arbeit wohl zu ſtatten, daß ſie ihm außergewöhnlich leicht und raſch von der Hand ging. Dabei arbeitete er gewiſſenhaft und ſorgfältig. Der ſo geiſtreiche und ſchlagfertige Redner, der in Rats- und Volksverſammlungen ſchneidig — auch unvorbereitet, wenn er etwa antworten mußte — das Wort handhabte, ſchrieb jede Rede, jedes Votum, ja jeden Toaſt und jeden Trinkſpruch, den er im engen Familien- und Freundeskreiſe zu halten gedachte, wörtlich nieder. Er verließ ſich nicht auf ſeine Redegewandtheit, er wollte in allem, auch bei ſcheinbar Unbedeutendem gründlich und ſeiner Sache ſicher ſein.

Verſchiedene ſeiner Gutachten erſchienen in den Jahresberichten der Handelskammer, welche dieſe jährlich als Rechenſchaftsbericht ihrer Thätigkeit dem Basler Handels- und Induſtrieverein erſtattet. In dieſen Berichten hat Köchlin jeweilen eine wertvolle, intereſſante Überſicht der handelspolitiſchen und ſocialen Zuſtände der verſchiedenen Länder in dem betreffenden Jahre gegeben. Voll Geiſt und Formgewandtheit geſchrieben, bildete alljährlich dieſe Rundſchau für die kaufmänniſche Welt gewiſſermaßen ein Ereignis; von überallher wurde der Bericht der Handelskammer verlangt, und viele größere Zeitungen brachten regelmäßig Köchlins Jahresüberſicht wörtlich zum Abdruck. Der letzte dieſer Berichte iſt von dem damals ſchon kranken Manne, aber mit noch ungeſchwächtem, hellem Geiſt über das Jahr 1892, wenige Wochen vor Köchlins Hinſchied, geſchrieben worden.

In dieſen Jahresberichten nahm er auch gerne Anlaß, überhaupt ſeine Anſichten über die verſchiedenſten Fragen der Gegenwart, auch über rein politiſche, zu äußern. Er ging da, wie auf allen geiſtigen Gebieten, ſeine eigenen Wege, unbekümmert um Zuſtimmung oder Widerſpruch; auf Grund ſelbſtändiger Prüfung

bildete er ſich hier wie überall ſein Urteil und ſeine Überzeugung. Beſonders über Zollfragen, die ihm, dem eidgenöſſiſchen Unterhändler bei Handelsverträgen mit dem Auslande, gründlich vertraut waren und ihn unausgeſetzt beſchäftigten, hat er ſich wiederholt ausgeſprochen. Ein überzeugter Anhänger freihändleriſcher Grundſätze, ſah er mit Bedauern, wie in der Schweiz wie anderen Staaten die Vertreter des Schutzzolles mehr und mehr Oberhand gewannen. Er kämpfte mit aller Energie in Wort und Schrift gegen dieſe Richtung, deren ſchlimme Folgen für die Entwicklung unſeres Volkswohlſtandes er befürchtete. Im übrigen wäre er in ſocialen Fragen einem gemäßigten Staatsſocialismus nicht abgeneigt geweſen, wenn gleich er auch die zunehmenden Eingriffe des Staates in das wirtſchaftliche Gebiet und die Bevormundung der freien Thätigkeit durch ſtaatliche Regelung nicht ohne Mißtrauen betrachtete. Es würde ſich reichlich lohnen, ſeine Kundgebungen über faſt alle Fragen des öffentlichen Lebens aus den Berichten der Handelskammer zuſammenzuſtellen. An dieſer Stelle iſt dies natürlich nicht möglich.

Und da wir von Köchlins Aufſätzen und ſchriftlichen Arbeiten ſprechen, die im Drucke erſchienen ſind, ſo mag ſogleich eine weitere verdienſtvolle und regelmäßige Wirkſamkeit erwähnt werden, ſeine Mitgliedſchaft an der Basler ſtatiſtiſch-volkswirtſchaftlichen Geſellſchaft, deren Sitzungen er regelmäßig beſuchte und wo er ſich an den Verhandlungen und Diskuſſionen lebhaft beteiligte. Alljährlich erfreute er, gewöhnlich in der ſtark beſuchten Schlußſitzung, die Mitglieder mit einem gediegenen Vortrag, der dann ſpäter meiſt in der ſchweizeriſchen Zeitſchrift für Statiſtik erſchien. Wir nennen nur beiſpielsweiſe ſeine Aufſätze über die Währungsfrage, die Entwicklung der Seidenbandfabrikation in Baſel,[1]) die Corners und Truſts, über Streiks und die Arbeiterfrage, über das Recht auf

[1]) Abgedruckt im Basler Jahrbuch von 1885.

Arbeit. Auch in der Schlußsitzung der genannten Gesellschaft vom Frühjahr 1893 hatte er noch einen Vortrag über den Achtstundentag zu halten gedacht, und die Arbeit lag bereits fertig auf seinem Schreibtische. Er hat sie nicht mehr selber vortragen können; sie ist aber als stattliche Broschüre nach Köchlins Tode auf seinen Wunsch hin den Mitgliedern des Handels- und Industrievereins gewidmet worden „als letzter Gruß ihres Ehrenpräsidenten".

Als Präsident der Handelskammer aber hatte Köchlin nicht nur, was ihm eine Freude war, Gutachten über allerhand interessante Fragen abzugeben, Referate zu halten, und als eigentliches Centrum der ganzen hiesigen Kaufmannschaft Helfer und Ratgeber in allen Dingen zu sein. Es gab auch unerquickliche Angelegenheiten zu erledigen, Beschwerden oder Eingaben der verschiedenen Sektionen des Handels- und Industrievereins, deren Erledigung unerbauliche Vermittlungsversuche oder notwendige, den einen oder anderen Teil nicht befriedigende Verfügungen mit sich brachten. Wir können uns hierüber nicht weiter verbreiten, wir erinnern nur an die verschiedenen, für das Präsidium der Handelskammer höchst unangenehmen Anstände mit der Börse, um zugleich das Geschick und das Wohlwollen Köchlins hervorzuheben, womit er mit oft unerschöpflicher Geduld die Händel zu schlichten trachtete und auch fast immer die Sache zu befriedigendem Ende brachte. Von der Börse die schädlichen Elemente fern zu halten und diesem Institute und damit dem ganzen Basler Handelsstand den guten Ruf zu wahren, war sein unausgesetztes, ernstliches Bestreben.

Ganz besonders lag ihm die Ausbildung der jungen Kaufleute am Herzen, die Heranbildung einer tüchtigen, geschulten und gebildeten Handelswelt, das Lehrlingswesen in den hiesigen kaufmännischen Geschäften, die Errichtung einer Handelsschule u. s. f. Wo er konnte, unterstützte er alle Bestrebungen, die nach diesem Ziele gingen, und dem Verein junger Kaufleute wußte er die rege

Sympathie und namhafte Unterſtützungen ſeitens der Handelskammer zuzuwenden. Er hatte ſich darauf gefreut, da das Vermögen des Handels- und Induſtrievereins durch die Jahresbeiträge der Mitglieder und durch die Ringſteuer, d. h. durch das Zutrittsgeld der an der Börſe beteiligten Bankiers, bedeutend anzuwachſen begann, aus den Zinſen junge, fähige Handelsbefliſſene wirkſam zu unterſtützen, nach überſeeiſchen Plätzen zu ſchicken und ſie zu tüchtigen Kaufleuten heranzubilden. Umſo tiefer ſchmerzte es ihn, als ohne irgend triftigen Grund von den Börſenkreiſen plötzlich dieſe Ringſteuer auf einen kaum nennenswerten Betrag herabgeſetzt, damit eine Haupteinnahme der Handelskammer auf ein Minimum beſchränkt wurde, und ſo der ſchöne gemeinnützige Gedanke aufgegeben werden mußte.

Es würde zu weit führen, Köchlins unermüdliches Wirken und Schaffen im Dienſte des Basler Handels- und Gewerbeſtandes noch weiter zu ſchildern, es mag an dem Geſagten genügen. Seine Verdienſte ſind hier wahrhaft großartige und werden unvergeſſen bleiben.

Köchlin hatte ſchon im Jahre 1886 ſeines Gehörleidens wegen der Handelskammer ſeine Entlaſſung eingegeben. Eine Delegation hatte es aber damals vermocht, ihn von dieſem Schritte abzubringen. Im Frühjahr 1891 — Köchlin hatte inzwiſchen ſein ſiebzigſtes Altersjahr erreicht — wiederholte er ſeine Bitte um Entlaſſung, und ſeine Kollegen wagten nun auch nicht mehr, ihm dieſelbe zu verſagen. Aber ſein Rücktritt erweckte allgemeines und aufrichtiges Bedauern. Die allgemeine Verſammlung des Handels- und Induſtrievereins vom 24. April 1891 präſidierte er noch und teilte dort auch mündlich ſeinen Entſchluß mit, verſprach aber, was er noch ſo redlich gehalten hat, auch ferner an den Geſchäften der Handelskammer mitzuhelfen; er ſage daher dem Verein nicht Lebewohl, ſondern auf Wiederſehen. Die damalige zahlreiche Verſammlung im überfüllten Saale zu Safran ſprach ihm durch eine

eigentliche Ovation den lebhaften Dank aus für die dem Handels- und Induſtrieverein, wie überhaupt dem hieſigen Handelsſtande geleiſteten langjährigen und ausgezeichneten Dienſte und ernannte ihn auf Antrag der Handelskammer zum lebenslänglichen Ehrenpräſidenten mit Sitz und Stimme in der Handelskammer. Und kurze Zeit nachher überreichte ihm die Handelskammer, bei einem glänzenden Feſtmahle auf dem Landgute ſeines Nachfolgers im Amt eines Handelskammerpräſidenten, eine kunſtvolle Dankadreſſe und einen ſilbernen Tafelaufſatz. Damals rief er in wahrhaft ſtaatsmänniſcher Rede der Feſtverſammlung die Fülle der großen Ereigniſſe und der bahnbrechenden Neuerungen und Werke in Erinnerung, welche in den dreißig Jahren ſeit ſeinem Eintritt ins Handelskollegium und ſeinem Austritt aus der Handelskammer lagen. Er legte gleichſam Rechenſchaft ab über ſeine Haltung in allen den dadurch an ihn herangetretenen Fragen, die er, wie er ſich ausdrückte, „eher als ſo eine Art von Handelsphiloſoph“ betrachtet und behandelt habe. Zugleich gab er unverhohlen ſeiner Freude über ſeine Ernennung zum Ehrenpräſidenten und über das ihm von ſeinen Kollegen geſtiftete Andenken Ausdruck, es habe ihm dies auch überdies gezeigt, daß die der Republik geleiſteten Dienſte auch zuweilen auf dankbaren Boden fallen.

Noch hat Köchlin nachher alle Sitzungen der Handelskammer und die Verſammlungen des Handels- und Induſtrievereins regelmäßig beſucht und lebhaft in die Diskuſſion eingegriffen, hielt auch noch in jener denkwürdigen Verſammlung vom 16. November 1891 ſein Korreferat für den Ankauf der Centralbahn durch den Bund.

Die letzte Sitzung der Handelskammer im November 1892 beſuchte er ſchon nicht mehr in voller Geſundheit, und die nächſtfolgende Sitzung vom 7. Februar 1893 wurde unter dem friſchen Eindruck des vor wenigen Stunden erfolgten Todes des hochverdienten Präſidenten und Ehrenpräſidenten abgehalten.

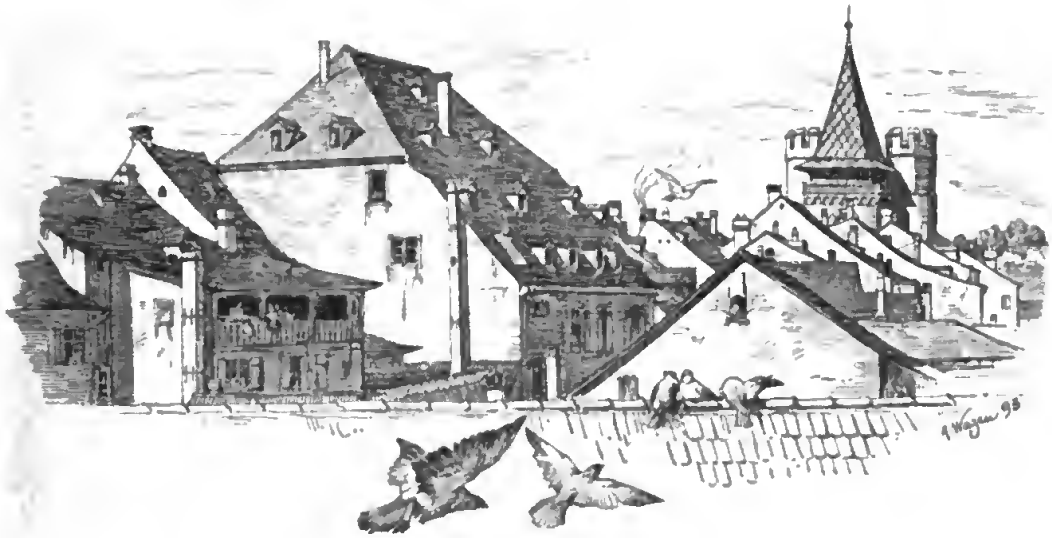
Auf Köchlins private Thätigkeit, auch auf seine Wirksamkeit in der Basler Handelsbank, welche er im Jahre 1863 mit einem Freunde ins Leben rief, und deren Präsident er bis zu seinem Tode geblieben ist, kann hier nicht weiter eingetreten werden, weniger noch auf sein schönes, glückliches Familienleben, wo er bei seiner Gattin und bei seinen zahlreichen Kindern, Enkeln, und Urenkeln allezeit die reinste Freude und Erholung fand.

Köchlin hatte sich seit 1881 von allen öffentlichen Ämtern und Ehrenstellen zurückgezogen und nur noch, wie schon erwähnt, das Präsidium der Handelskammer (bis 1891), dasjenige der Handelsbank und seinen Sitz in der Verwaltung der Centralbahn beibehalten. Bis kurze Zeit vor seinem Tode war er geistig und auch, abgesehen von seinem zunehmenden Gehörleiden, körperlich völlig frisch und gesund und auch in Gang und Haltung ein noch jugendlicher Mann geblieben. Seine freie Zeit, die er früher als heiterer und anregender Gesellschafter teilweise auch in weitern Kreisen zugebracht,[1]) widmete er ausschließlich noch seiner Familie und seinen Studien.

Die Worte, die er einst seinem im Jahre 1874 verstorbenen Vater nachgerufen, gelten auch für seinen eigenen Lebensabend: „Wie ein echter Philosoph zog er sich Schritt um Schritt vom lauten Leben in die engern Kreise des Hauses und der Familie zurück. Nichts vermissend und nichts wünschend, als was ihm noch beschert war."

Der Winter 1892 brachte Köchlin vielfaches Unwohlsein und eine stete Abnahme der Kräfte, die ihn ohne eigentliche Krankheit dem Tode entgegenführte. Er beschloß sein an Arbeit und an Ehren reiches Leben am 6. Februar 1893 im Alter von 72 Jahren.

[1]) Köchlin war in früheren Jahren auch Präsident der Gesellschaft des Kasino im St. Jakobsgarten und 1875 Präsident des großen eidgenössischen Sängerfestes in Basel gewesen.



Mitteilungen aus einer Basler Chronik des beginnenden XVIII. Jahrhunderts.

(II. Teil.)

Von Albert Burckhardt-Finsler.

Nachdem im vorletzten Jahrbuch aus der Chronik des Samuel von Brunn diejenigen Mitteilungen veröffentlicht worden sind, welche sich auf das öffentliche Leben in Staat und Kirche beziehen, wurde am Schlusse jener Abhandlung auch noch auf die bauliche Thätigkeit der damaligen Zeit hingewiesen, ohne daß jedoch dieses Kapitel erschöpft worden wäre, es folgen daher hier noch mehrere weitere Nachrichten, welche den nämlichen Gegenstand betreffen und von einigem Werte sein können.

Während aus frühern Jahrhunderten vielfach von Beschädigung der Gebäude durch Erdbeben die Rede ist, wird uns für diese spätere Zeit meist nur von unbedeutenden Erschütterungen berichtet,

wobei etwa wie am 2. Mai 1682 die Glocken des Münsters einen lauten Ton von sich gaben. Um so öfter und um so bedrohlicher wurde die Stadt durch Feuersbrünste heimgesucht. Hervorzuheben ist eine solche, wodurch im Februar 1698 der Markgräfische Hof zerstört wurde, so daß der Markgraf Karl Wilhelm mit seinem Bruder in den Nachtkleidern nach dem St. Petersstift flüchten mußte. Der ganze Hof wurde ein Opfer des Feuers; auch der Keller stürzte ein, wobei etwa tausend Saum Weines zu Grunde gingen.

Zwanzig Jahre später verwüstete eine noch umfangreichere Feuersbrunst einen großen Teil der Gerbergasse; neun Häuser gingen in Flammen auf, und bis auf den Münsterplatz flogen, durch einen heftigen Wind getrieben, Funken und Papiere aus den brennenden Gebäuden. Den Hausrat flüchtete man in die Barfüßerkirche, bei welcher Gelegenheit sehr viel gestohlen wurde, was wiederum der Geistlichkeit Veranlassung gab, auf den Kanzeln, allerdings ohne Erfolg, gegen die Diebe zu predigen. Um das Elend zu mildern, verordnete der Rat eine allgemeine Brandsteuer, dieselbe trug 14309 ℔ ab, wozu von der Landschaft und von auswärts noch weitere 7000 ℔ kamen. Bald darauf brach infolge Tabakrauchens auf dem Heustock im Wilden Mann Feuer aus, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß man die kostbaren Handschriften der Bibliothek aus dem Hause zur Mücke nach dem Ramsteinerhofe rettete.

Solche Verheerungen durch Feuer trugen wesentlich dazu bei, daß um jene Zeit sehr viel gebaut wurde, wie denn an Stelle des alten Markgräfischen Hofes jener Palast entstand, welcher bis auf den heutigen Tag als eines der bedeutendsten profanen Bauwerke Basels dasteht.

Was der Staat für die Erhaltung und Verschönerung seiner Bauten gethan hat, läßt sich mit wenigen Worten zusammenfassen.

So wurde 1703 wieder einmal der Totentanz durch zwei Brüder Becker übermalt. Im Jahre 1710 wurde die Kirche zu Klein-Hüningen gebaut und im Dezember durch Antistes Burckhardt mit einer sehr langen Predigt eingeweiht, welche ihm ein silbernes Bassin mit Aiguière eintrug. Bis dahin hatte der Klein-Hüninger Pfarrer Meyer in einer Scheune predigen müssen, was seinen Übernamen „Scheunenmeyer" veranlaßt hatte. Auch am Münster ging unsre Periode nicht spurlos vorüber. Magister J. J. Spreng, der wegen seiner Kunst berühmte Schreiblehrer des Gymnasiums, bekam im Jahre 1700 den Auftrag, jene Sprüche im Innern des Gotteshauses anzubringen, welche bis in die fünfziger Jahre unsres Jahrhunderts daselbst zu lesen waren. Auch sonst ist im Jahre 1701 von einer Renovation die Rede, während welcher wenigstens ein Teil der Gottesdienste zu St. Martin abgehalten wurde. Den Türmen schenkte man eine besondere Aufmerksamkeit, nicht nur daß jeweilen am Ostermontag dieselben durch kühne Maurer bestiegen wurden, wobei allerdings im Jahre 1689 es geschah, daß einem solchen Kletterer eine Krabbe unter den Füßen abbrach und, viele Ziegel zerschlagend, auf das Kirchendach hinunterdonnerte, — der betreffende Maurer kam glücklicherweise mit dem Schrecken davon — sondern 1723 erfolgte auch eine gründliche Ausbesserung und eine erneute rote Bestreichung des St. Georgturmes, wobei neue „Kepfer" d. h. wohl Krabben in größerer Anzahl eingesetzt wurden. Endlich erfährt man, daß schon im Jahr 1688 die Münsterorgel, welche für ein höchst wertvolles Werk galt, durch einen Orgelbauer aus Bern hergestellt wurde, eine Arbeit, die jedoch auf die Dauer nicht von Bestand gewesen ist; denn schon 1712 mußte der berühmte Straßburger Orgelbauer Silbermann aufs neue an diesem Instrument arbeiten, um dasselbe in bessern Stand zu versetzen. Dieser Künstler hatte eben die St. Peterskirche mit einer neuen Orgel versehen. Auch hatte man sich hier einige Jahre früher,

als 1686 der neue der Kanzel gegenüberliegende Lettner erstellt worden war, mit einer ungenügenden Renovation behelfen wollen, welche mit Einschluß der genannten Lettnerbauten den Staat auf 4224 fl. zu stehen gekommen war. Neben diesen an Kirchen ausgeführten Arbeiten erwähnt noch von Brunn, daß 1718 das Pfarrhaus zu St. Martin bis auf das Fundament abgebrochen, 1709 eine neue Pfarrwohnung in Binningen erstellt und 1693 den Ältesten der französischen Gemeinde eine solche für ihren Geistlichen überlassen worden ist. Ob nun in diesen Gotteshäusern auch stets eine große Schar Zuhörer versammelt gewesen ist, erfahren wir aus unserer Quelle nicht, hingegen darf man dies bei dem ausgesprochenen kirchlichen Charakter der Basler Bevölkerung und bei der strengen Censur, die damals in diesem Punkte waltete, annehmen. Nur einmal, im Februar 1711, hatte sich infolge außerordentlichen Schneefalls in der Münster-Frühpredigt um 7 Uhr eine einzige Weibsperson eingefunden; bezeichnend aber für die Basler ist es, daß am 12. Mai 1726, als Leonhard Herbster, welcher seinem Vater geflucht und sich samt seiner Familie durch Verschwendung ins Elend gebracht hatte, vorgestellt wurde, mehrere tausend Zuschauer in und bei der Kirche sich aufgestellt hatten.

Daß außer an Kirchen und an Pfarrhäusern, an Brücken und Stegen — 1712 riß die Birs die Übergänge zu St. Jakob und Münchenstein mit sich — noch etwas Wesentliches vom Staat gebaut worden wäre, scheint nicht der Fall gewesen zu sein; wir müßten denn hieher zählen die 1710 begonnene durchgängige neue Bemalung des Rathauses, sowie die allerdings nur vorübergehende Einrichtung einer neuen School am Rüdengäßlein, in welcher die fremden Metzger das Fleisch zu neun Rappen verkauften, während die einheimischen elf Rappen für das Pfund verlangten. Eine weitere Bante endlich war mit einigen Schwierigkeiten wegen der ihr innewohnenden Bestimmung verbunden; 1720 nämlich mußte

auf dem Gölhart (Gellert) der Galgen erneuert werden, wozu ſämtliche Zimmerleute, Maurer und Schloſſer des Herrenwerks beordert wurden, damit nicht etwa einer dem andern die unehrliche Arbeit vorwerfen könne, dafür wurden ſie des Abends durch ein zu Spinnwettern abgehaltenes Nachteſſen entſchädigt. Unausgeführt blieb das von einem in Binningen wohnenden Ingenieur vorgeſchlagene Projekt, wonach durch etliche Räder der köſtliche Lochbrunnen zu St. Alban auf den Münſterplatz ſollte gebracht werden, die Regierung ſchreckte vor den bedeutenden Koſten zurück.

Aus der Umgebung Baſels berichtet von Brunn über mehrere Verkäufe von Landgütern, mit denen wohl auch größere oder kleinere bauliche Veränderungen in Verbindung ſtanden. 1709 kaufte des Chroniſten Schwager Spörlin das ſogenannte Lohnherrengut, „ſo ich das kleine Riehen tituliert“ um 25,000 Pfd., in dem gleichen Jahre wurden zu Riehen der Schönauerſche Hof zu 8000 Pfd., der Kellerſche Hof zu Bettingen ſamt dem Berain zu 9000 Pfd., 1701 das Klybeckgut an Archidiakonus Mangold zu 19,000 Pfd. und 1715 das Schloßgut Gundeldingen zu 27,000 Pfd. verkauft.

Von dieſen mehr äußerlichen Erſcheinungen unſeres ſtädtiſchen Lebens gehen wir nun über zu der Schilderung der wirtſchaftlichen und geſelligen Verhältniſſe Baſels im Anfang des vorigen Jahrhunderts, wobei wiederum nicht eine erſchöpfende Darſtellung, ſondern nur die Aufzeichnungen des Chroniſten können gegeben werden. Wir beginnen mit der Univerſität und den übrigen Schulen der Stadt.

Als ſelbſtverſtändlich kann es erſcheinen, daß von Brunn von derjenigen Anſtalt, deren Angeſtellter er geweſen iſt, von der hohen Schule, manches zu erzählen weiß. Erfreuliche und unerfreuliche Dinge werden da aufgezeichnet, welche einerſeits dafür ſprechen, daß auch bei beſcheidenen Mitteln tüchtiges geleiſtet werden kann, während andrerſeits uns öfter eine Kleinlichkeit bei den politiſchen Behörden

und auch bei den Mitgliedern der Universität begegnet, welche so recht sprechend ist für diese Periode des Verfalls, in welcher sich unsre höchste Bildungsanstalt gerade zu Anfang des vorigen Jahrhunderts befand. Doch lassen wir unsern Gewährsmann sprechen. Da erfahren wir, daß im Jahre 1705 das Fundament des Doktorsaales, des sogen. Brabenteriums, durch den hochgehenden Rhein sehr stark beschädigt wurde, ganze Quadern waren herausgerissen worden, und nur mit größter Mühe und mit beträchtlichen Kosten konnte das Gebäude, welches auf dem Merianschen Stadtplan von 1615 deutlich zu erkennen ist, notdürftig hergestellt werden. Jedoch nach wenigen Jahren erneuerte sich die gleiche Gefahr, so daß im Februar 1710 die Skelette nach dem Hörsaal der Mediziner und die „gemalten Schilt" in die alte Bibliothek mußten geflüchtet werden. Auf den Rat des Neuenburger Architekten Racin wurde dann der baufällige Saal wirklich abgebrochen und im folgenden Jahre ein neues Brabenterium über dem Kreuzgang des Münsters eingeweiht. Es ist dies derselbe Raum, welcher nachher ein Zeitlang als Betsaal zu gottesdienstlichen Zwecken und zuletzt für die mittelalterliche Sammlung verwendet wurde. Am 11. Juni 1711 fand die Einweihungsfeierklichkeit statt; im obern Kollegium an der Augustinergasse versammelten sich die Mitglieder der Universität und zogen dann mit dem Scepter nach dem neuen Saale, wo die Häupter der Stadt ihrer schon warteten, und festliche Musik ihnen entgegentönte. Der Geschichtsprofessor Christoph Iselin „hat eine wohl elaborierte Orationem inauguralem zu seinem großen Ruhm memoriter gehalten," und männiglich freute sich über das schön ausgestattete neue Lokal, über den mit rotem Sammt beschlagenen Katheder, die schönen Teppiche und die neuen Bänke, sowie über die stattliche noch vorhandene Thüre mit den flankierenden Säulen und der langen auf einer Zinntafel eingegrabenen lateinischen Inschrift. Nach der Feierlichkeit kehrten die gelehrten

Herren nach dem obern Kollegium zurück, wo das bei solchen Fällen nie fehlende Festmahl aufgetragen wurde. Wie nötig übrigens diese Verlegung des Doktorsaales gewesen ist, geht daraus hervor, daß am 18. Juli 1717 die ganze Mauer, worauf das alte Gebäude gestanden hatte, in den Rhein hinunterstürzte, so daß auch das Hauptgebäude in große Gefahr geriet.

An dem letztern mußte damals schon dann und wann geflickt werden, so wurde 1694 das Collegium juridicum mit neuen Fenstern, einem neuen Ofen und Katheder versehen, allein im allgemeinen scheinen die Räumlichkeiten vollkommen genügt zu haben; denn die Zahl der Studierenden war in bedenklicher Weise zurückgegangen, was hauptsächlich auch der wesentlich auf Sporteln angewiesene Pedell bitter beklagte. Im Jahre 1720 studierte in Basel kein auswärtiger Mediziner und nur sehr wenige Juristen, „so miserabile für eine so berühmte Universität." Da gab es denn auch keine Promotionen, welche stets die fröhlichsten Feste für Lehrer und Schüler waren. Großartig ging es dabei zu, wenn Söhne hochangesehener Standespersonen die akademischen Grade erlangten. Als im Sommer des Jahres 1696 der Sohn des Antistes Werenfels promovierte, waren nicht nur alle Häupter der Stadt, die Deputaten, Ratsherren und Pfarrer anwesend, sondern selbst der Markgraf von Baden-Durlach, Friedrich Magnus, hatte sich mit seiner Gemahlin eingefunden; es war dies das erste Mal, daß auch Damen erschienen waren, was dann später öfters geschah.

Mit besonderer Feierlichkeit wurde auch die Doktorpromotion des jungen Antistes Hieronymus Burckhardt begangen. Alle vornehmen Leute seien zugegen gewesen, berichtet von Brunn, und nachher habe Bürgermeister Emanuel Socin, der Großvater der Frau Antistes, achtzig Personen im obern Kollegium gastiert. Die Obrigkeit — der Vater des Antistes war regierender Bürgermeister — verehrte dem neuen Doktor einen sehr schönen Pokal, und

auch die Herren Deputaten wollten nicht zurückbleiben, allein der von ihnen geschenkte sei bedeutend geringer gewesen. Auch als im Jahre 1722 der Schultheiß Friedrich Wettstein seinen juristischen Doktor erlangt hatte, gings im obern Kollegium „magnifice“ her; den dreiundvierzig Geladenen spielte eine Tafelmusik auf, was seit hundert Jahren nicht mehr geschehen war. Große Freude war ferner vorhanden, wenn fremde Studenten in größerer Anzahl promovierten, wie dies 1697 der Fall war, da fünf auswärtige Mediziner das Examen bestanden hatten, was den Rat bewog, beim Doktorschmaus sechs große Flaschen aufstellen zu lassen. Auch vergißt von Brunn nicht, es aufzuzeichnen, wenn besonders vornehme Leute in Basel doktorierten, so 1715, als des Bürgermeisters Sohn aus Bremen und ein Zollikofer aus St. Gallen das Examen bestanden. Auch eine Promotion „in Absentia“ wird zum Jahre 1721 erwähnt, da ein gewisser Herr de Coppet aus Yverdon, dessen Mandatar der öffentliche Notar Sonntag war, zum Doktor der Medizin promoviert wurde.

Über die verschiedenen Professoren erfährt man bei von Brunn nicht sehr viel. Im Jahre 1695 sei ihre Besoldung um fünfzig Pfund erhöht worden, dafür wurden sie in den Zeiten des Erbfolgekrieges trotz heftigem Widerspruch in fühlbarer Weise mit Steuern und Einquartierung mitgenommen, was mit den Privilegien der Universität nach mancher Ansicht durchaus nicht übereinstimmte.

Überhaupt sind die Klagen nicht selten, in denen sich der Chronist gegen die staatlichen Behörden ergeht. Heutzutage darf bei jeder festlichen Gelegenheit die Universität rühmend hervorheben, wie sie durch das Wohlwollen und durch die Fürsorge der Regierung getragen werde, damals erfährt man ungefähr das Gegenteil. Im Jahre 1710 gelangte die Universität mit der Bitte an den Rat, es möchten ihr die alten Privilegia bestätigt werden. Wie bei frühern ähnlichen Gesuchen scheint auch dieses Mal der Rat

nicht entſprochen zu haben, und noch im Jahre 1713 ertönen neue Klagen vonſeiten der Akademiker: Ein Schuſter oder Schneider, der im Rat ſitze, werde höher gehalten, als ein Doktor der Theologie oder ein ordentlicher Profeſſor. Ganz beſonders erboſt aber war man über den Ratsherrn Jakob David, den Metzgermeiſter, welcher einſt bei einem Doktorſchmaus wegen Trunkenheit war weggewieſen worden, und ſich nun in den derbſten Ausdrücken über die gelehrten Herren erging.

Eine im Grunde höchſt unſchuldige Geſchichte trug übrigens nicht weniges dazu bei, die Gemüter auf beiden Seiten noch mehr zu erbittern. Im September des Jahres 1717 gelangte von dem Regenten, dem Herzog Philipp von Orleans, die Bitte an den Rat, man möchte ihm geſtatten, eine Kopie der Konzilsakten anfertigen zu laſſen. Gegen dieſe Gefälligkeit war die franzöſiſche Regierung bereit, den Paß ins Elſaß, d. h. den freien Verkehr über die Grenze zu geſtatten. Zu Paris hatte in dieſem Sinne hauptſächlich unterhandelt der Profeſſor Jakob Chriſtoph Iſelin, welcher auch nach dem Zeugnis unſeres Gewährsmannes ſich am Hofe trefflich aufzuführen gewußt hat. Da nun einige Jahre vorher gleichlautende Geſuche vonſeiten des preußiſchen und öſterreichiſchen Hofes ergangen waren und der Rat denſelben entſprochen hatte, ſo hatte man auch jetzt keinen triftigen Grund, das Begehren abzuſchlagen, obwohl man nicht gerne darauf einging; denn bei der damaligen Geheimnisthuerei, welche mit alten Dokumenten getrieben wurde und bei der hiſtoriſchen Unkenntnis der damaligen Basler Ratsglieder, fürchtete man, durch dieſe mehrfachen Abſchriften in Ungelegenheiten zu geraten und ſogar den evangeliſchen Glauben zu gefährden. Wie groß war aber der Schrecken, als eines Morgens der eine Band der Konzilsakten nirgends mehr zu finden war! Freilich fand ſich nach einiger Zeit das wertvolle Manuſkript wieder vor, indem dasſelbe in der Nacht

vom 24. auf den 25. Januar 1720 dem Ratschreiber Gernler vor die Thürschwelle gelegt wurde; nichtsdestoweniger wurde eine strenge Untersuchung wegen der Sache angeordnet und sämtliche Universitätsangehörige wurden bei ihrem Eide abgehört, was bei denselben eine solche Entrüstung hervorrief, daß am 7. März 1719 durch den Professor Samuel Werenfels ein Memorial der vier Dekane im großen Rat verlesen wurde, in welchem Klage geführt wurde über diese Art des Vorgehens sowie über vielfache falsche Verdächtigungen der Universität, dieselbe hoffe, so schloß das Aktenstück, daß der Rat die Schuldigen gebührend bestrafen werde. Inwiefern durch diese Vorstellung eine Besserung des Verhältnisses zwischen Rat und Universität eingetreten ist, meldet von Brunn nicht; jedoch hören wir auch in den folgenden Jahren von mehrfachen Klagen auf beiden Seiten.

Jedenfalls lag auch nicht alle Schuld auf Seiten der Bürgerschaft, sondern es gaben Lehrer und Schüler der hohen Anstalt etwa auch Anlaß zu Klagen. Freilich erfahren wir, daß, als im Jahr 1713 zwei Alumnen sich Schulden halber davon machten, und ihre Namen im obern Kollegium am schwarzen Brett angeschlagen wurden, man allgemein der Meinung war, etwas derartiges sei seit fünfzig Jahren nicht mehr vorgekommen. Häufiger hingegen scheinen Schlägereien zwischen Studenten und Einwohnern vorgekommen zu sein, Dinge, welche oftmals einen schlimmen Ausgang nahmen, und bei deren Beurteilung das Universitätsgericht den Studenten gegenüber sehr milde zu verfahren pflegte. So wurden, als im Jahre 1696 ein Stallknecht von Studenten erstochen worden war, letztere nur mit 32 Thalern gebüßt, und als 1716 der Baselhutmacher Bachofen am Heuberg von Studenten getötet wurde, konnten die Thäter gar nicht ausfindig gemacht werden.

Wer allerdings nur nach den Äußerlichkeiten, nach Festen und Ceremonien urteilen würde, der könnte auch gestützt auf die

Nachrichten von Brunns glauben, es sei damals alles in der glänzenden Bahn früherer Zeiten hergegangen. Da wird berichtet, wie im Jahre 1692 eine Deputation der Universität nach Pruntrut zu dem Fürstbischof Johann Konrad von Roggenbach abgeordnet wurde, damit derselbe als Kanzler der hohen Schule seinen Stellvertreter und die Dekane bestätige und erneuere. Ein stattliches Gefolge von Überreitern mit einer Anzahl von Studenten der Jurisprudenz und Medizin — die protestantischen Theologen konnten nicht wohl zu dem katholischen Kirchenfürsten geschickt werden, und die philosophische Fakultät fand bei solchen feierlichen Anlässen damals geringe Berücksichtigung — begleitete die beiden Deputierten, die Professoren Sebastian Fäsch und Nikolaus Eglinger. Eine jedenfalls recht lange Rede wurde dem Fürsten gehalten und demselben nach altem Brauch die Summe von dreizehn Goldgulden ausbezahlt. Diese Reise wurde übrigens alle zehn Jahre wiederholt und bildete bis zum Untergang des alten Fürstbistums den letzten Rest von Einfluß und Herrlichkeit, welchen der Bischof auf die vor der Reformation von ihm sehr abhängige Universität ausübte.

Außer dieser Reise nach Pruntrut werden noch andere akademische Festlichkeiten erwähnt, so bewirtete man durchreisende Professoren wie den Doktor Brägitzer aus Tübingen auf dem Zunfthause zum Bären; oder es fanden bei Promotionen größere Festlichkeiten statt, so wird als etwas Ungewöhnliches gemeldet, daß im Jahre 1716 vier junge Mediziner ihren Doktorschmaus zu Gartnern abhielten, während bisher die geweihten Räumlichkeiten des obern Kollegiums dazu verwendet wurden. Eine andere höchst umständliche Feier war die Kreierung von öffentlichen kaiserlichen Notaren, welches Geschäft der Comes Palatinus J. J. Harder zu besorgen pflegte, wobei eine goldene Gnadenkette, ein prächtiger Lehnstuhl und ein silbernes Schreibzeug den Abglanz kaiserlicher Majestät versinnbildlichen mußten.

Von dem wissenschaftlichen Leben und der geistigen Bedeutung der Universität ist nicht sehr viel in der Chronik die Rede. Es müßten denn hieher gezählt werden die erwähnten Sektionen von Leuten, welche entweder in der Elenden-Herberge gestorben, oder mit dem Schwerte hingerichtet worden sind, auch einen bei St. Jakob erfrorenen Bettelmann, welcher im Januar 1720 durch Professor Stehelin anatomiert worden ist, führt in seiner genauen Aufzählung der Gewährsmann an. Auch das am 9. Juni 1724 erfolgte erste Auftreten des zum Poeta laureatus ernannten Kandidaten und spätern Professors J. J. Spreng wird erwähnt; derselbe hielt eine Rede „von der Zierlichkeit der deutschen Sprache, und daß die Deutschen sich viel mehr darauf legen sollten." Es sind dies jene Ideen, welche Spreng sein ganzes Leben hindurch vertreten hat, und deren Geltendmachung ihm mehr als seine poetischen Erzeugnisse mit Recht einen Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur erworben hat.

Wie sehr man übrigens darauf ausging, die Lehrstellen der Universität hiesigen Bürgersöhnen so ausschließlich als möglich zukommen zu lassen, geht aus mehreren Angaben von Bruuns hervor, so wenn im Jahre 1712 der noch nicht zwanzigjährige Johann Rudolf Zwinger zum Professor der Logik erwählt wird, und wenn auch sonst bei Erledigung von Professuren uns stets nur einheimische Namen begegnen, so daß bei aller Achtung vor der einheimischen Basler Gelehrsamkeit doch allmählich eine allseitige Verengerung des Horizontes bei Lehrern und Schülern muß zugegeben werden.

Zu verwundern ist es unter diesen Umständen, daß nichtsdestoweniger unsre hohe Schule doch noch eines gewissen Ansehens auch im Ausland sich erfreut und daß ihr sogar von auswärts in dieser Zeit ein ansehnliches Geschenk zuteil wurde. Dasselbe bestand in einer reichen Bücherssammlung, welche der aus St. Gallen

ſtammende, in Paris lebende Freiher Anton von Högger als dankbarer einſtiger Schüler der Univerſität zukommen ließ. Der mit Högger eng befreundete Profeſſor Jakob Chriſtoph Iſelin hatte die Sache vermittelt, und im Jahre 1714 brachte der Präzeptor Joachim Lüdi eine erſte Sendung aus Paris nach Baſel. Noch mehrere Male langten ähnliche Geſchenke Höggers an, ſo daß im Jahre 1717 Iſelin, welcher damals das Rektorat bekleidete, ſich veranlaßt ſah, eine förmliche Oration über die Freigebigkeit Höggers zu halten. Zwanzig Jahre früher war durch die Regenz der Univerſität auf andere Weiſe ein Verſuch gemacht worden zur Äufnung der Bibliothek, indem von den meiſten Mitgliedern der Univerſität eine Steuer für dieſen ſpeciellen Zweck erhoben wurde, welche jedoch nur 25 Thaler eintrug.

In dieſe Zeit fällt auch die Entſtehung eines andern Inſtitutes, welches mit der Univerſität im engſten Zuſammenhange ſteht, nämlich des botaniſchen Gartens, indem 1693 auf Anſuchen der Profeſſoren Harder und Roth der Rat ein Grundſtück des ehemaligen Predigerkloſters am Petersgraben in einen „hortum medicum“ umwandeln ließ, der mediziniſchen Fakultät jedoch den weitern Unterhalt der neuen Schöpfung überband.

Weniger wichtig für das Gedeihen der Univerſität war es, wenn in einem Memorial an die Regenz im Jahre 1726 der Amtmann Locherer ſich anerbot, auf ſeine Koſten einen Reit-, Tanz- und Fechtkurs zu veranſtalten.

Neben der Univerſität wird in der Chronik etwa auch des Gymnaſiums Erwähnung gethan, wozu hauptſächlich die Promotionen im Chor des Münſters und die in den zwanziger Jahren durchgeführte Reformation des Gymnaſiums Veranlaſſung geben. Für dieſe Geſchichten verweiſe ich auf die ausführliche Darſtellung in Th. Burckhardts „Geſchichte des Gymnaſiums zu Baſel“. Nicht ohne eine gewiſſe Schadenfreude berichtet von Brunn über die Vor-

ſtellung des neuen Inſpektors, des Profeſſors Johannes Bernoulli, wobei Oberſtzunftmeiſter Falkner „eine kleine Harange ablegte“, und Antiſtes Hieronymus Burckhardt „mit einer zierlichen und über die Maßen wohl ausgeſtudierten über ein Stund lang währenden Oration in Cathedra mit einer ſonderbaren Anmuth vor den Präzeptoribus, ihrem Amt und Pflicht und den Knaben perorierte“. Der Rektor des Gymnaſiums Namens Hermann war nicht eingeladen worden und wurde auch bald hernach zur Reſignation veranlaßt. Über das übrige Schulweſen des damaligen Baſels erfahren wir in unſrer Chronik ſozuſagen nichts; denn viel mehr als dieſe Dinge intereſſiert den Schreiber das, was ſonſt in der Stadt vor ſich geht, und dieſe Dinge ſind es nun, welche ganz beſonders geeignet ſind, uns eine Vorſtellung von dem damaligen Baſel zu verſchaffen.

In mehr als einer Beziehung iſt trotz den viel kleinern Verhältniſſen, — die Stadt zählte damals etwa 15,000 Einwohner — das Leben ein bunteres geweſen als heutzutage. Alles kannte einander, und jedermann beſaß ſeinen von jedermann gebrauchten Übernamen. Von dem Haſenbattier und dem Schemmenmeyer iſt ſchon die Rede geweſen, dazu kommen der Goldklumpen und der Mylord, unter welchen Namen wir den Dreierherr Lukas Burckhardt und den Ratsherrn Niklaus Harſcher zu verſtehen haben. Ebenſo war ausgemacht, wer die ſchönſte Baslerin ſei, es war dies Jungfrau Sarah Wettſtein, welche 1709 infolge Heirat mit Herrn Johann de Beyer leider nach Straßburg zog. Zu dieſer allgemeinen Bekanntſchaft wenigſtens der Männer trugen jedenfalls auch die vielen Anläſſe, wobei Zünfte und Geſellſchaften öffentlich auftraten, das Ihrige bei. Wohl der glänzendſte dieſer Umzüge war der Bannritt. Vergeblich wandte ſich im Mai 1698 das Miniſterium an den Rat mit der Bitte, es möchte der Bannritt jeweilen an einem Montag im Mai abgehalten werden, damit

nicht der Himmelfahrtstag profaniert werde, der Rat wollte von dem alten Gebrauche nicht abgehen, und so hat sich diese Festlichkeit in altem Glanz erhalten bis auf die neuere Zeit. Besonders groß-artig war der Bannritt von 1702; unter Anführung des Ritt-meisters Ramspeck zog man durch die ganze Stadt und um die Grenzen, auf dem Münsterplatz präsentierten sich die Reiter den Häuptern der Stadt sowie dem damals in Basel wohnenden Zürcherischen Repräsentanten Werdmüller, welcher wegen des ausgebrochenen Krieges von seiner Regierung zur Beschirmung der obern Markgrafschaft nach Basel war geschickt worden und im Markgräfischen Hof mit einem Dukaten täglichen Soldes sein Leben fristete. 1723 beteiligten sich an diesem Bannritt auf dem linken Rheinufer 280, auf dem rechten 70 Mann.

Zu diesem Bannritt kamen noch die regelmäßigen Umzüge der Klein-Basler Gesellschaften, der Zünfte und der Vorstadtgesell-schaften der großen Stadt. Am 1. Januar kamen zuerst die Schuster-gesellen an die Reihe, 1689 als sie mit Ober- und Untergewehr auszogen, war es so kalt, daß ihnen die Finger an den Musketen angefroren und schwarz geworden sind, 1711 zogen nicht weniger als 150 Schuhmacher aus mit einer neuen Fahne, auf allen Plätzen wurden Salven abgegeben, 1718 waren es 50 Mann, welche von 20 Grenadieren und Spielleuten begleitet wurden, und welche nun ihre Büchsen nicht nur auf den öffentlichen Plätzen sondern auch vor allen Meisterhäusern losbrannten. Im Laufe des Monats erschienen dann, allerdings nicht vereinigt wie jetzt, die Ehrenzeichen der Klein-Basler Gesellschaften; wobei ebenfalls viel geschossen und 1692 durch Unvorsichtigkeit zwei Knaben getötet wurden. Als am 22. Januar 1714 der Wilde Mann den Rhein hinunterfuhr, war der Strom so klein, daß er auf einer Insel bei der Salmenwage und dann wieder auf dem Postament des äußersten steinernen Joches der Rheinbrücke tanzen konnte.

Im Februar und März fanden die übrigen Umzüge ſtatt. 1695 erſchienen etwa 200 Männer aus dem Äſchenquartier mit einer neuen rot=ſchwarz=weißen Fahne, 1706 zog die Geſellſchaft zur Mägd 400 Mann ſtark mit acht Harniſchmännern in roten, weißen, ſchwarzen und blauen Uniformen auf den Münſterplatz, um vor den Häupterwohnungen ihre Salven abzugeben. Der Aſchermittwoch war unter anderm auch der Feſttag der Küferknechte. Im Jahre 1714 wurde ein beſonders feierlicher Umzug abgehalten. Sämtliche Teilnehmer waren mit roten Hoſen, weißen Hemden und Strümpfen bekleidet, auf dem Kopfe trugen ſie weiße Mützen mit roten Bändern. Voran gingen Spielleute mit Geigen und Hautboës, die geübteſten zeigten ihre Künſte im Reifſpringen und Reifſchwingen, wobei drei volle Gläſer in einen Reif geſtellt und mit dieſem geſchwungen wurden, ohne daß ein Tropfen verſchüttet werden durfte. Während einer ganzen Woche dauerten dieſe Küfertänze, bei welcher Gelegenheit die Beteiligten von der ſchauluſtigen Menge ziemlich viel Geld erhielten. Viele ſolcher Umzüge wurden auch geradezu auf die Faſtnachttage verlegt; da ließen ſich die Klein=Basler öfters wieder ſehen, ſo zogen im Jahre 1720 ſämtliche Quartiere und Geſellſchaften herum und es wurden damals ſo viele Masken in den Straßen beobachtet, wie dies ſeit Jahren nicht mehr der Fall geweſen war. 1706 erſchienen die Klein=Basler mit einer Schar von etwa 240 jungen Leuten, welche den drei Ehrenzeichen das Geleite gaben; mit beſonderem Stolz aber zogen 1713 am Hirsmontag im März die Bewohner der Steinenvorſtadt auf, hatten ſie doch dieſes Jahr zum erſten Mal einen eigenen Greif, das Wahrzeichen der Weberzunft, mit ſich zu führen, während ſie bis dahin ſtets den Klein=Basler Greif hatten entlehnen müſſen. Vielfach waren dieſe Umzüge entſprechend dem militäriſchen Charakter der Vorſtadtgeſellſchaften mit Schießübungen und kleinen Schützenfeſten verbunden, oder man ſchlug, um ſich deſto ungeſtörter

beluſtigen zu können, auf dem Waſen-Bollwerk ein Zelt auf, in welchem der von den Hauptleuten geſpendete Wein getrunken wurde. 1724 zogen aus der Spalenvorſtadt junge Männer und Knaben 118 an der Zahl mit 2 Fahnen und Schalmeinen in weißer Livree in der Stadt herum und ſchoßen ſodann am folgen Tage um ſechs Löffel und andere ſchöne Gaben in die Wette. Bei andern Anläſſen, hauptſächlich bei Feſtlichkeiten der Zünfte, wurde um einige ſilbervergoldete Becher geſchoſſen; doch wird daneben auch einmal Zinngeſchirr als Preis für die Schützen erwähnt. Am 7. Auguſt 1684 prangten bei einem ſolchen Feſte der Safranzunft fünf hohe ſilberne Becher als Ehrenpreiſe, und am 1. Mai 1693 hatten die Schneider zwei Becher zu verſchießen, dann wurde auf der Zunft getafelt und ſchließlich auf dem Waſen-Bollwerk das Zunftzelt aufgeſchlagen, in welchem, um mich der Worte von Brunns zu bedienen, „dieſe caprae saltantes mit ihren Wiblin ſich luſtig machten“. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte übrigens auch die Regierung, der Kleine Rat, ſeine Freude durch Weinſpenden zu bekunden, was dem reichlich verſehenen obrigkeitlichen Keller wenig Abbruch that und die hochweiſen Herren bei der Bürgerſchaft ſehr beliebt machte. 1720 am 8. April hatten z. B. die Klein-Basler wieder einen „ausbündig ſchönen“ Umzug veranſtaltet, 42 Grenadiere mit Pelzkappen, Knebelbärten und Granaten bildeten neben 12 Harniſchmännern die Begleitung der Ehrenzeichen, über 300 Bürger ſchloſſen ſich dem Zuge an. Auf dem Münſterplatz warfen die Grenadiere ihre Granaten, dann wurden drei Salven abgegeben, darauf begab man ſich auf die Schützenmatte zum Schießen, wofür jede Geſellſchaft einen Becher geſtiftet hatte. Des Abends wurde noch dem Gerichtsherrn Beck zu St. Alban eine Ovation gebracht, welcher ſeinen Dank durch Spendung von ſechs Dukaten bekundete. Dieſe Freigebigkeit veranlaßte nun die Klein-Basler am folgenden Tage wieder bei einer Mahlzeit ſich zu vereinigen, wozu die Re-

gierung jeder Gesellschaft drei Saum Wein und einen Sack Mehl verehrte. Auch einer Art Jugendfest geschieht an einem Orte in unsrer Quelle Erwähnung, wenn von Brunn berichtet, daß am 13. März 1726 die vornehmsten jungen Knaben aus dem Spalenquartier die vornehmsten jungen Töchter an der Hand führend mit Trommlern und Pfeifern herumgezogen seien, sie hätten bloße Degen getragen, an welche Pomeranzen und Citronen gesteckt waren, „so bishero niemals allhier gesehen worden". Aus den Zahlen der Teilnehmer, welche mehrfach aufgeführt sind, geht hervor, daß bei solchen festlichen Anlässen fast alle Mitglieder einer Gesellschaft oder Zunft sich beteiligten, was wiederum auf ein sehr intimes Verhältnis auch zwischen den verschiedenen Schichten unsrer Bevölkerung schließen läßt.

Selbst bei Schlittenfahrten, welche doch am ehesten auf kleinere, besonders reiche Kreise sich beschränken mußten, nahmen oft sehr viel Leute teil, so wurden im Winter 1726 bei zwei solchen Anlässen je zweihundert Schlitten gezählt. 1708 wurde eine besonders prächtige Schlittenfahrt abgehalten, dabei hatten die Damen über ihren Markgräferhauben noch Männerhüte getragen, „so sehr elegant und martialisch ausgesehen". Daß solche Winterfeste etwa auch zu Ausschreitungen führten, erfahren wir aus einer Bemerkung zum Jahre 1711, wonach volle acht Tage vor der Schlittenfahrt von den Teilnehmern mit großer Pracht und Üppigkeit Tag und Nacht hindurch getanzt worden sei. Diejenigen aber, welche bei solchen großartigen Festen nicht teilnehmen konnten, suchten sich dafür mit ihren Handschlitten zu entschädigen, und wer auch einen solchen nicht besaß, rutschte mit Mulden und Büttenen über den glatten Schnee. Fast ärgerlich erzählt von Brunn, daß auf diese Weise im Jahre 1718 während einer Sonntagsnacht bis gegen Morgen Unfug getrieben worden sei, und daß man 1712 sogar am Palmsonntag in der ganzen Stadt mit den Schlitten herum-

gefahren ſei, obſchon dies doch von der Regierung verboten worden war.

Auf dieſe Weiſe fehlte es unſern Vorfahren an den nötigen Zerſtreuungen durchaus nicht, allein damit iſt das Maß der Vergnügungen lange noch nicht erſchöpft, ſondern dazu kommt noch, daß faſt das ganze Jahr hindurch irgend etwas Wunderbares ums Geld zu ſehen war; denn während ſich in unſerer Zeit ſolche Schauſtellungen auf die vierzehn Tage der Meſſe konzentrieren, hatte man damals faſt das ganze Jahr hindurch Jahrmarkt. Bald waren es Wachsfiguren, welche die Leute anlockten, ſo zeigte im April 1697 ein Schaffhauſer, Johann Heinrich Schalch, die ſterbende Königin Maria von England, zwölf lebensgroße, ſchön gekleidete Figuren mit gläſernen Augen, wie ſolche der Künſtler mehreren einäugigen Leuten in Baſel eingeſetzt hatte. Im nämlichen Jahre konnte man zu Schuhmachern den König Balthaſar von Babylon mit ſeinem ganzen Hofſtaat ſehen, und ein Jahr ſpäter wurden auf der Geltenzunft die ſämtlichen Geſandten, welche an dem Frieden zu Ryswick ſich beteiligt hatten, nebſt König Ludwig ausgeſtellt. Zur Abwechslung wurden dann wieder alle möglichen Tiere bewundert, ſo 1690 auf der Brotbeckenzunft ein Hund, „ſo die exercitia equestria perfectissime wußte", 1717 zu Schuhmachern ein großer Ochs im Gewicht von 21 Centnern, um welchen dann auf der Schützenmatte in die Scheibe geſchoſſen wurde. Die ganze Stadt intereſſierte ſich um dieſen Fall, und ſelbſt die markgräfliche Prinzeſſin von Baden-Durlach ſchaute dem Schießen zu und ſchenkte, als ſie in der Spalenvorſtadt dem Wundertier begegnete, dem Führer desſelben vier Gulden. Auf dem Ballenhaus beim Steinenkloſter fanden ebenfalls dergleichen Schauſtellungen ſtatt, ſo konnte man im April 1713 daſelbſt zwei Bären, vier däniſche Doggen und einen wilden Ochs ſehen. Kunſtreiche Pferde, 1693 ſogar ein Elefant, welcher trompeten, ſchießen und andere Künſte konnte, und

1687 eine förmliche Menagerie, in welcher der Tierbändiger dem Löwen den Kopf in den Rachen steckte, wurden auf dem Zunfthause zu Brotbecken ausgestellt. Auf dem Fischmarkt aber erregten mehrere Male im Rhein gefangene lebende Störe die Bewunderung des schau- und eßlustigen Publikums; freilich klagten 1717 die Bürger, daß die Fischer das Fleisch eines solchen abgestandenen Tieres verkauft hätten, indem sie vorgaben, sie hätten dasselbe getötet. Mehrere Male werden auch Panoramen erwähnt, welche den Baslern die merkwürdigsten Städte, Seeschlachten, Meerschiffe und solche Dinge vorführten; ganz besonders jedoch bewunderte man 1713 ein Modell des Dresdener königlichen Hofgartens Augusts des Starken, welches auf der Gartnernzunft durch einen Steinmetz ausgestellt wurde, der selbst an diesem sächsischen Weltwunder gearbeitet hatte.

In Bezug auf theatralische Aufführungen waren die Ansprüche unsrer Vorfahren eher bescheiden. 1698 wurden zu Spinnwettern zum erstenmal Marionetten gezeigt, welche alle Glieder bewegen konnten, dann ist mehrfach von Luftspringern, Seiltänzern und Schwertkünstlern die Rede, die sich im Ballenhaus produzierten, woselbst auch in den Wintermonaten durch fremde Komödianten gespielt wurde. 1696 war eine deutsche Truppe, aus 12 Personen bestehend, in Basel, sie besaß eine ordentliche Garderobe und zählte unter ihren täglichen Zuschauern den Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach mit seinem Hof. Als aber am 24. November der Faust gegeben wrde, fiel des Abends zu Webern der Harlequin im Rausch die Treppe hinunter und brach das Genick, was von Brunn zu der Bemerkung veranlaßte, „daß sich nicht schimpfen lasse, so gottlose Comedien zu spielen und den Satan so viel malen anzuziehen". Dafür wurden einige Jahre später durch Bürger und Aufenthalter auch wieder im Ballenhaus Stücke aus der heiligen Schrift, wie Judith, Susanna, Zerstörung Jerusalems u. a. m. gespielt, aber

auch dieſe gefielen unſerm Chroniſten nicht, da es dabei „ziemlich abgeſchmackt“ hergegangen ſei. 1708 erſchienen zur Meßzeit franzöſiſche Schauſpieler, und 1720 traten „16 hochdeutſche wieneriſche Komödianten auf, welche ſchöne Komödien und Tragödien zu geben imſtande waren.“ Alle dieſe Herrlichkeiten fanden ſich manchmal vereinigt auf der Meſſe, welche noch viel mehr als in unſern Tagen eine Konzentration alles Lumpengeſindels geweſen ſein muß. Deshalb mußten im Jahre 1726 während der Meſſe beſtändig Dragonerpatrouillen die Umgebung der Stadt durchſtreifen, um die vielen Mordbrenner abzufangen oder doch von Baſel fern zu halten, während unter den Thoren und in den Wirtshäuſern der Stadt die ſtrengſte Kontrolle aus dem gleichen Grunde gehandhabt werden mußte. Trotz ſolchen unerquicklichen Zuſtänden wurde im Jahre 1711 die Meſſe wegen der ſchlechten Geſchäfte um acht Tage verlängert, und hat man ſich 1720 erſt nach einem dringenden Mahnſchreiben des Kaiſers ſowie der Stände Zürich und Bern dazu entſchließen können, auf die Meſſe zu verzichten, da in der Provence die Peſt ausgebrochen war, und man eine Verſchleppung dieſer Krankheit nach Baſel durch das Zuſammenſtrömen ſo vieler Leute mit Sicherheit annehmen konnte.

Wohl im Zuſammenhang mit der Meſſe darf hier auch noch eines Quackſalbers Erwähnung gethan werden, welcher mehrere Male in damaliger Zeit nach Baſel gekommen iſt und ſeine Bude, ſein Theatrum, wie es von Brunn nennt, am Blumenplatz aufgeſchlagen hatte. Es war ein Italiener, den man gemeiniglich den Toskaner nannte, und der ſich mit ſeinem alles heilenden Balſam eines großen Zulaufes erfreute. Mit ſeiner Geliebten führte er etwa auch italieniſche Komödien auf, um ſo die Aufmerkſamkeit der Leute noch mehr auf ſich zu ziehen, und die Heilkraft ſeiner Salben ſuchte er damit zu beweiſen, daß er ſich von zwei Nattern in die Bruſt beißen ließ und dann die Wunde mit ſeinem Mittel beſtrich. Als

der Alte geſtorben war, erſchien der Sohn und ſuchte an dem gleichen Platze und mit den nämlichen Mitteln die Basler zu betrügen. Wenn übrigens alle dieſe Künſte nichts helfen wollten, ſo hatten die Kranken außer den hieſigen Ärzten noch eine weitere Zuflucht bei dem Landarzt Bacher am Ulmenweg bei Michelfelden. An ihn, der auch den Intendanten zu Straßburg ſollte geheilt haben, wandte ſich 1725 auch der waſſerſüchtige Her Hoffmann, von dem es hieß, er habe etliche Tonnen Gold im Vermögen. Bacher kurierte ihn und verlangte tauſend Dukaten Belohnung, allein der hocherfreute Geneſene ſchickte ihm in ſeiner Freigebigkeit die doppelte Summe.

Iſt nun von allen möglichen Schauſtellungen die Rede geweſen, ſo darf zum Schluß eine Art der Volksbeluſtigung nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, in welcher auch jüngſt wieder zu Baſel ſo Großes geleiſtet worden iſt, ich meine das Feuerwerk. Damals wurde alle paar Jahre, jeweilen wenn ein neuer Konſtabler ſein Amt antrat, von Staats wegen ein Feuerwerk abgebrannt. Am 12. April 1707 geſchah dies auf der Schützenmatte und währte bis in die Nacht hinein, ſo daß für die vielen Zuſchauer — man zählte über tauſend Menſchen und gegen zwanzig Kutſchen — das Spalenthor bis um zehn Uhr geöffnet blieb. 1714 veranſtaltete der Konſtabler ein Feuerwerk auf dem Rhein, wo ein Geſchütz mit ſechs Schüſſen zur Verwendung kam, ein feuriger Drache flog von der Pfalz ins Klein-Baſel. Und der Rhein wurde mit ſog. feurigen Enten bevölkert.

Gerne möchte ich hier auch noch etwas von den muſikaliſchen Genüſſen des damaligen Baſels erwähnen, allein da läßt uns die Chronik vollkommen im Stich; entweder iſt von Brunn vollkommen unmuſikaliſch geweſen, oder das muſikaliſche Leben Baſels war damals ſo geſtaltet, daß nichts beſonderes zu berichten geweſen iſt; nur an einer Stelle wird ein Konzert auf dem Münſterplatz

erwähnt, welches im Oktober 1710 zu Ehren der Herren Häupter von dem markgräflichen Hofmusikus und petrinischen Organisten Schwab arrangiert worden war. Auch der Markgraf habe sich inkognito unter den Zuhörern befunden und sich hauptsächlich nach den Dirnen umgesehen; es ist dies Karl Wilhelm von Baden-Durlach, der Gründer der Stadt Karlsruhe.

Neben all diesen mehr oder weniger öffentlichen Anlässen, welche den Gegenstand des Stadtgespräches bildeten, kamen natürlich noch in sehr ausgedehntem Maße die Ereignisse fröhlicher und trauriger Art in Betracht, welche den einzelnen Bürger betroffen haben. Auch da muß stets berücksichtigt werden die Kleinheit der Bevölkerung und die genaue Bekanntschaft, in welcher gegenseitig fast die ganze Bürgerschaft sich bewegt. Heutzutage, nachdem die Zahl der Einwohner fast auf das Sechsfache gestiegen ist, hat sich noch ein gutes Stück jener alten Sitte oder Unsitte erhalten, wonach jedermann sich ungemein für die Privatverhältnisse seiner Mitbürger interessiert, wie viel mehr muß dies in früherer Zeit der Fall gewesen sein. Da finden wir denn in unserer Chronik ein gutes Stück des damaligen Stadtklatsches vor, und eine genaue Registratur aller Begebenheiten auch privater Natur, welche die Einwohnerschaft in Aufregung versetzt haben. Ich verzichte begreiflicherweise auf die vollkommene Wiedergabe dieser Geschichten und beschränke mich darauf, einige besonders charakteristische Beispiele herauszugreifen. Hiebei nehmen Hochzeiten und Leichenreden wie übrigens auch noch heutzutage die erste Stellung ein. Im Jahre 1704 war es etwas Unerhörtes, daß nicht weniger als dreißig Brautpaare aus vornehmen Häusern gezählt wurden. Auch werden einige besonders großartige Festlichkeiten hervorgehoben, welche uns zeigen, daß es wenigstens zu jener Zeit mit der so viel gerühmten Einfachheit der Altvordern nicht so weit her gewesen ist; denn als im November 1714 Oberstzunftmeister Andreas

Burckhardt ſeine Braut Sarah Saraſin verwitwete Ortmann aus dem Mentelinhof ins Münſter führte, erſchallte nicht nur aus der Kirche eine herrliche Muſik, ſondern waren auch die Münſtertürme mit Poſaunen- und Zinkenbläſern beſetzt, welche ſo den Zug über den Platz verherrlichten. Auch 1721 bei der Hochzeit eines jungen Falkners mit einer Gerulerin wurde vor einer außerordentlich großen Volksmenge im Münſter ein förmliches Konzert abgehalten; da ertönten Hautboës, Geigen, Baßgeigen, Fagotte und Waldhörner neben den Stimmen beſonderer Sänger, allein das merkwürdigſte an der ganzen Sache war nach von Brunn, daß die Braut nicht mehr den altgewohnten, aus Borten zuſammengeſetzten Putz, ſondern einen mit geflochtenen Glasperlen verzierten Kranz auf dem Haupte trug. Ferner erwähnt der Chroniſt auch einer geſtörten Hochzeit zum Jahre 1710. Als nämlich Ratsherr Thurneyſen, der Weißbeck, nach St. Leonhard aus der Steinenvorſtadt fuhr, feuerte ſein Schwager Gugelmann am Kohlenberg drei Kugeln auf das Brautpaar ab, welche den Bräutigam, wenn auch nicht tödlich verwundeten. Niemand wagte es, den Übelthäter, welcher ruhig durch die Stadt ging und durch das Bläſithor nach der Markgrafſchaft entkam, feſtzuhalten.

Am meiſten aber machte zu jener Zeit eine Hochzeit von ſich reden, wie ſie ſeit den Zeiten Herzog Leopolds und Friedrich des Schönen von Öſterreich nicht mehr in Baſel war gefeiert worden. Im Mai 1697 vermählte ſich nämlich zu Baſel Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg mit der Prinzeſſin Johanna Eliſabetha von Baden-Durlach. Schon im April war der Herzog zur Verlobung nach Baſel gekommen und nebſt dem badiſchen Erbprinzen von dem geheimen Rate, den Dreizehnern, „magnifiquement auf der Zunft zum Bären bekomplimentiert und gaſtiert worden". Am 14. April wurde im markgräfiſchen Hofe ein großer Ball abgehalten; einige Tage ſpäter erſchien eine Deputation des Rates

mit dem Stadtschreiber Fäsch als Sprecher, welcher dem Herzog gratulierte und dem Paar als Hochzeitsgeschenk einen silbervergoldeten Becher von 150 Lot verehrte; bald darauf stellte sich auch eine Deputation der Universität ein, um durch den Mund des Rector Magnificus Buxtorf den Glückwunsch zu dem festlichen Anlasse auszusprechen. Am 6. Mai um acht Uhr abends fand im markgräflichen Hofe die Kopulation durch den Hofprediger Rabus statt, um 10 Uhr saß man zur Tafel, deren ganze Gesellschaft aus nur achtzehn Personen bestand. Außer dem Brautpaare, den beidseitigen Eltern, einigen Geschwistern und vier Kavalieren waren nur noch die vier Häupter der Stadt — die Glücklichen waren Emanuel Socin, Lukas Burckhardt, Christoph Burckhardt und Hans Balthasar Burckhardt — sowie ein französischer Flüchtling, ein Comte d'Auvergne, geladen worden. Um Mitternacht wurde die Tafel aufgehoben, und es begab sich die hohe Gesellschaft in den Tanzsaal, wo vier Diskantgeigen zu den schönsten neuen französischen Menuetten aufspielten, welchem Vergnügen jedoch schon um ein Uhr ein Ende bereitet wurde, da um diese Zeit alles sich zur Ruhe begab. Als nach vier Tagen das neuvermählte Paar die Stadt verließ, wurde die Mannschaft des Äschen- und St. Albanquartiers aufgeboten, um Spalier zu bilden, auf der St. Albanschanze standen dreizehn, auf der Äschenschanze fünf Stücke bereit, um Salutschüsse abzugeben, während achtzig der vornehmsten Basler mit zwei Trompetern unter Anführung des Hauptmanns Weiß den fürstlichen Herrschaften das Geleite gaben. Leider vergaß der Markgraf, den Leuten aus den beiden Quartieren etwas zu spenden, so daß dann der Rat diesen Mangel mit vier Saum Wein und einem entsprechenden Quantum Brot wieder gut machen mußte.

Doch kehren wir nach diesem hochfürstlichen Ereignis, welches uns die guten Beziehungen des badischen Hauses zu Basel in beredter Weise zeigt, wieder in unsre einfachen bürgerlichen Verhältnisse zurück,

und fügen wir den Hochzeitsgebräuchen noch einige wenige Bemerkungen über Beerdigungen und Leichenreden bei. Da wird es als eine auffällige, allein mit dem Charakter des Verstorbenen und seiner Familie wohl durchaus übereinstimmende Thatsache hervorgehoben, daß nach dem Begräbnis des Bürgermeisters Emanuel Socin die Leichenrede nebst Bildnis in Folio gebunden durch die ganze Stadt umsonst ausgeteilt wurde. Diese Leichenfeier ist übrigens noch in anderer Hinsicht bekannt geworden; im obern Kollegium hatten sich nämlich die Professoren der Universität versammelt, um ebenfalls an dem Trauergeleit teilzunehmen, sie verlangten wie bisher den Platz hinter dem Kleinen Rate, allein der Große Rat wollte sich von diesem nicht trennen lassen, und so wurde der Universität ihr alter Ehrenplatz verweigert; dies genügte, daß die Professoren rechtsumkehrt machten und sich nach Hause begaben, ohne dem Bürgermeister die letzte Ehre zu erweisen. Daß man übrigens auch fürstliche Personen in Basel standesgemäß zu bestatten verstand, beweist nicht nur die Thatsache, daß mehrere jüngere Glieder des badischen Hauses im Münster beigesetzt wurden, sondern daß auch hier durch den damals weitberühmten Bildschnitzer Keller der kupferne mit reichen Schnitzereien versehene Sarg für den 1699 in Montbeliard verstorbenen Fürsten Georg von Württemberg erstellt wurde.

Daß ferner eine Menge von Unglücksfällen, außer den schon erwähnten Feuersbrünsten auch mehrfacher Schiffbruch auf dem Rhein, ein Erdrutsch im Schlipf von 1712, wobei ein großes Stück Reben versank, eine 1703 erfolgte Explosion in der Pulvermühle vor dem Steinenthor und anderes dergleichen mehr angeführt wird, versteht sich von selbst. Allein wir übergehen diese an und für sich unbedeutenden Geschichten, um noch zum Schlusse zwei Arten von Nachrichten zu berücksichtigen, einmal nämlich diejenigen, welche sich auf das Kriegswesen beziehen, und endlich alles

das, was das Verhältnis zu den fremden Mächten und ihren Gesandten betrifft.

Eine sehr kriegerische und unruhige Periode sind jene drei Jahrzehnte, welche von Brunn mit seinen Aufzeichnungen umfaßt, auch für unsere Vaterstadt gewesen. Sowohl der Orleans'sche als der spanische Erbfolgekrieg haben sich bis vor die Thore Basels in fühlbarer Weise geltend gemacht, und dazu bildeten die Festung Hüningen auf der einen und das kaiserliche Rheinfelden auf der andern Seite eine für unsre Stadt bedrohliche Nachbarschaft. Beständig mußte man auf der Hut sein und hat trotz allen Anstrengungen es doch nicht verhindern können, daß nicht unser Gebiet und seine Neutralität mehr als einmal verletzt worden ist. Daher erfahren wir auch von wiederholten Garnisonen, welche in die Stadt gezogen wurden, 1710 lagen 200 Baselbieter hier, da in der Nähe sich ansehnliches kaiserliches und französisches Kriegsvolk herumtrieb. Ein Jahr vorher war auch eine eidgenössische Besatzung zum Schutze Basels erschienen, welcher man vonseiten Basels alle Ehre anthat. Die eidgenössischen Repräsentanten und die Offiziere wurden zum Abschied auf dem Schlüssel bewirtet, ein Gastmahl, welches einschließlich der Tafelmusik den Rat auf tausend Gulden zu stehen kam. Den Bedienten wurde zur selben Zeit auf der Himmelzunft ein Nachtessen gegeben. Allein auch Geldgeschenke pflegten damals die höchsten Herrschaften anzunehmen, wie denn die damaligen Repräsentanten Oberst Melchior von Pfistern aus Schaffhausen und Freiherr Gallus Anton von Thurn aus dem Stift St. Gallen je fünfundzwanzig Dukaten vom Rate erhielten; eine ächt baslerische Bemerkung schrieb bei ihrer Abreise der Stadtschreiber Fäsch ins Ratsprotokoll: „Valeant nec redeant". Den Offizieren verehrte man je zehn, den Unteroffizieren je fünf Dukaten und von den Gemeinen erhielt jeder als Abschied einen Baslerthaler.

Die eigenen Truppen hingegen ſuchte man durch beſſere Bewaffnung und wiederholte Muſterungen in gutem Stand zu erhalten. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1691 war ein gewaltiger Lärm in der Stadt entſtanden, verurſacht durch ein Schreiben aus Mülhauſen, wonach die Franzoſen es auf Baſel, Pruntrut und Rheinfelden abgeſehen hatten. Sofort wurden alle Harzpfannen angezündet, auf den Wällen brannten die Fackeln, und durch mächtigen Trommelwirbel ſuchte man dem bedrohlichen Feind zu verkünden, daß in der Stadt alles auf den Beinen ſich befinde, was dann auch die Franzoſen veranlaßt haben ſoll, ſich der Hüninger Brücke zu bedienen, um in das Markgrafenland einzufallen. Die Bedrohung der kaiſerlichen Gebiete, welche unter dem Schutze der Erbeinung ſtanden, veranlaßte übrigens im April des erwähnten Jahres die Eidgenoſſen zum Schutz der Waldſtädte am Rhein Truppen aufzubieten. Baſel hatte eine Kompagnie von 200 Mann zu ſtellen, welche unter Hauptmann Hans Martin Locherer, Lieutenant Hans Heinrich Sulger und Fähndrich Jacob Schönauer am 22. April nach Rheinfelden marſchierten, nachdem ſie vorher in Anweſenheit des eidgenöſſiſchen Repräſentanten des Bürgermeiſters Heinrich Eſcher auf dem Petersplatz gemuſtert worden waren und im Stachelſchützenhaus den Eid der Treue geſchworen hatten, „eine faſt unerhörte Sache, daß für den Kaiſer in der Stadt Baſel iſt geworben worden," fügt von Brunn nicht mit Unrecht hinzu. Im Beginn des Erbfolgekrieges war Baſel wiederum ſehr bedroht, deshalb wurden im Juni 1702 ſämtliche Quartiere einexerziert, alle Stücke probiert und auf der Schützenmatte mit zwei Kanonen auf eine Diſtanz von 800 Schritten nach dem Ziel geſchoſſen.

Für eine beſſere Bewaffnung der Unterthanen wurde ferner dadurch geſorgt, daß 1709 aus Lüttich 400 neue Musketenläufe bezogen wurden, welche man auf der Schanze probierte; ein Jahr darauf fand dann eine Muſterung der neu Bewaffneten bei der

neuen Welt ſtatt, an welcher auch die Häupter und die Dreierherren teil nahmen; natürlich unterläßt der Chroniſt nicht, dabei zu bemerken, daß die gnädigen Herren im Lager zu Mittag gegeſſen haben. Ein echt baslerisches Schauſpiel wurde ſodann im Juli 1712 auf dem Petersplatz aufgeführt, wo 70 Trommler unter einem Generaltambour aus Pratteln ihre Kunſt an den Tag legen mußten. Auch in den folgenden Jahren wurden bald in der Stadt, bald zu Lieſtal ſolche Muſterungen der Landmiliz abgehalten, oder es mußten die ſtädtiſchen Quartiere, welchen die Verteidigung der Stadtmauern anvertraut war, auf dem Barfüßerplatz antreten und ſelbſt Ladendiener und Handwerksburſche einmal probeweiſe die Waffen ergreifen. Als beſonders großartig wird uns eine Muſterung am 2. Mai 1719 dargeſtellt, dieſelbe vereinigte die „ganze Soldatesca des Baſelbietes" bei den Schanzen jenſeits der Birs, eine Anzahl Zelte war aufgeſchlagen worden, und auch diesmal fehlte die Regierung nicht, für welche ein großes Zelt mit einem Glöcklein reſerviert war. Recht bunt mag ſich dieſes Feſt ausgenommen haben: die hohen Herrſchaften in Schwarz gekleidet mit ihren Allonge-Perrücken, die Offiziere mit ſilber- und goldbordierten Hüten, ſcharlachroten und blauen Röcken, die Soldaten in weißen Uniformen, zum Teil mit roten, zum Teil mit blauen Aufſchlägen, im ganzen 4000 Mann zu Fuß und 80 Dragoner. Alle höhern Offiziere waren beritten und dazu kamen noch von Zuſchauern gegen hundert Herrenpferde. Damit aber bei Ares auch Aphrodite nicht fehle, war die Damenwelt in vielen Kutſchen ebenfalls auf den friedlichen Kriegsſchauplatz hinausgefahren.

Durch alle dieſe Anſtrengungen wurde auch unter den Baslern, bei denen ſonſt der Eifer für das Militärweſen nicht ſo groß geweſen iſt als in andern, hauptſächlich durch ein adeliges Patriziat regierten Kantonen, die Luſt für den fremden Kriegsdienſt geweckt. Damals waren es neben den holländiſchen vorzüglich noch die

brandenburgiſchen Dienſte, welche von den evangeliſchen Kantonen geſucht wurden. Im März 1697 wurden in Baſel längere Zeit hindurch ſolche Söldner für den Kurfürſten exerziert und ihnen zu dieſem Zwecke die nötigen Waffen aus dem Zeughaus geliefert. Angeſehene Offiziere aus Bern und Zürich, welche früher in Frankreich gedient hatten, leiteten dieſe Übungen. Damals ſchon hielt übrigens der Kurfürſt für ſeine Garde auf beſonders lange Leute; auch Baſel hat zu dieſem Zwecke fünfzehn Burſche geſtellt, deren Körpermaß über $3^1/_2$ Ellen betragen hat. Ferner befanden ſich mehrere Basler in angeſehenen Stellungen; zu dieſen gehörte unter andern der unglückliche Rittmeiſter Merian, welcher am 21. Juni 1718 wegen Gotteslästerung und andern Verbrechen in aller Stille im Werkhof hingerichtet wurde; ferner erwähnt von Brunn den Major Fäſch, einen glücklichen Kämpfer aus der Schlacht bei Neuhäusl ſowie den Hauptmann Emanuel König, der dem öſterreichiſchen Dienſte zu Liebe katholiſch geworden iſt.

Zum Schluſſe unſerer Darſtellung ſeien noch einige hohe Beſuche angeführt, und die Beziehungen zu benachbarten Fürſten und Mächten beſprochen, ſoweit uns die Chronik darüber Auskunft gibt. An ſolchen hohen Beſuchen hat es unſerer Stadt in damaliger Zeit durchaus nicht gefehlt. Die Lage Baſels an der großen mitteleuropäiſchen Verkehrsſtraße führte eine Menge angeſehener Herrſchaften hieher; dazu kommt ferner der Umſtand, daß ſolche Leute nicht oft inkognito reiſten, und daß ferner beſonders in Deutſchland eine Unmaſſe von Perſönlichkeiten lebte, welche alle auf fürſtliche Ehren Anſpruch zu erheben berechtigt waren. Für die Stadt Baſel war dieſes ewige Komplementieren, Traktieren und Spendieren anläßlich dieſer Gäſte eine ſehr viel Zeit und Geld in Anſpruch nehmende Aufgabe, zu deren Erfüllung jedoch die damaligen Regenten die nötige Muße und die erforderliche hofmänniſche Geſchicklichkeit in hohem Grade ſcheinen beſeſſen zu haben.

Digitized by Google

Je nach der Bedeutung der betreffenden zu feiernden Persönlichkeit mußte von Seiten der Stadt mehr oder weniger geleistet werden. Die einen gastierte man „lautissime“ auf der Bärenzunft, zu den drei Königen oder auf der Schlüsselzunft; sodann wurden ihnen die Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt, vorab die Bibliothek auf der „Mücke“, das Zeughaus und das Fäschische Kabinet auf dem Petersplatz vorgewiesen; bei andern hingegen mußte ein guter Teil der Bürgerschaft unters Gewehr treten, und es wurden auf den Schanzen die Geschütze gelöst; dem spanischen Gesandten aber durfte man 1716 noch sämtliche Wirtshausspesen bezahlen. Besonders neugierig war man in Basel, den im September 1716 hier eintreffenden königlichen Intendanten von Straßburg, Nicolas Bauyn zu sehen, von welchem es hieß, er sei ein Sohn des Professors Johann Kaspar Bauhin, der in Frankreich zum Katholizismus übergetreten war, eine Annahme, welche wohl einzig durch die Ähnlichkeit des Namens begründet werden konnte, die aber um so mehr Glauben fand, da Bauyn sich beim Regenten zu Gunsten Basels mit Erfolg verwendet hatte. Im ganzen waren zu jenen Zeiten die Beziehungen Basels zu Frankreich nicht die allerbesten, woran außer der Festung Hüningen zum guten Teil der ränkevolle französische Gesandte in Solothurn, du Luc, die Schuld trug. Zwar hat Basel nichts unterlassen, um den Franzosen gegenüber seine gute Nachbarschaft darzulegen. Als im Spätjahr 1690 der Dauphin in Breisach anlangte, eilte sofort der Bürgermeister Socin mit den Dreierherren Zäslin und Weiß und dem Stadtschreiber Harder dorthin, zur Begrüßung; sie fanden allerdings sehr gute Aufnahme und brachten ein königliches Geschenk von 600 Louisdor mit sich; dieses mußten sie aber zu Basel aufs Brett legen, damit das Geld unter die Hausarmen in der Stadt und die Wasserbeschädigten auf der Landschaft könnte verteilt werden; allein die Herren Gesandten baten ihre Kollegen im Rat um ein gütiges Einsehen und erhielten in-

folge davon wenigstens die Hälfte der vom Dauphin geschenkten Summe. Wie der königliche Prinz, so pflegte auch der Gesandte des Königs den Baslern gegenüber wohl aus guten Gründen freigebig aufzutreten. 1697 war Michel d'Amelot, der Gesandte bei der Eidgenossenschaft, von Hüningen nach Basel gekommen; man hatte ihn feierlich abgeholt, auf der Rheinschanze donnerten die Geschütze und in der St. Johannvorstadt und am Blumenrain bildeten die Bürger Spalier. Des Abends leisteten ihm die Dreierherren Iselin und Burckhardt Gesellschaft im Gasthof zu den drei Königen. Am folgenden Tag wurde nach Besichtigung des Rathauses und der Bibliothek durch die Dreizehnerherren auf der Schmiedenzunft, wohin man in aller Eile elegante Möbeln, Spiegel, Gläser und Silbergeschirr geschleppt hatte, ein aus den „rarsten Speisen" bestehendes Essen veranstaltet, wozu auch die Kammerfrauen, welche bei dieser Gelegenheit an einem eigenen ovalen Tisch saßen, eingeladen waren. Nachmittags sah man sich das Zeughaus, die Fäschische Kunstkammer und das Schützenhaus an, und Tags darauf wurde nach einem solennen Mahle im Gasthof der Münsterturm bestiegen und der Todtentanz bewundert. Allenthalben wurde reichlich spendiert, so daß von Brunn ausrechnet, daß nur für Geschenke und Trinkgelder Amelot etwa 1000 Thaler ausgegeben habe, welche Höhe auch die Bewirtungskosten der Stadt erreicht haben mochten. Wohl in weniger gutem Andenken als Amelot hatte der Marschall Villars die Stadt Basel. Derselbe hatte früher den Posten eines französischen Gesandten in München bekleidet und war als solcher am 10. Januar 1689 des Abends ohne vorherige Anzeige nach Basel gekommen; die Wache am St. Albanthor ließ ihn nicht in die Stadt eintreten, bevor an die Häupter Anzeige gemacht worden war. Unterdessen spazierte Villars in der Dunkelheit bei den Befestigungen herum, fiel in den Stadtgraben und verletzte sich schwer an den Hüften, so daß er längere Zeit im Wilden Mann liegen

mußte. Wie unangenehm aber ein chikanöser französischer Gesandter für einen Schweizerkanton werden konnte, beweist der sog. Krämerhandel. Im Jahre 1712 bekamen nämlich die Basler von du Luc die Weisung, alle Vorstellungen und Klagen, welche mit der Festung Hüningen und der Getreidesperre zusammenhingen, sollten dem Oberstleutenant und königlichen Rate Krämer vorgetragen werden, eine verletzende Vorschrift, welche in der Stadt viel Murren hervorrief. Dieser Unwille gegen Krämer, welcher übrigens Basler Bürger war, fand dann nach einigen Jahren seinen Ausdruck darin, daß Ratsherr Huber dem Betreffenden eine Weinkanne mit großer Energie über den Kopf schlug, und ihn zugleich als Stadt- und Landesverräter, als Filou und Spitzbube titulierte. Sofort nahm sich der französische Gesandte du Luc des Geschmähten an, und schickte ein sehr scharfes Schreiben nach Basel, in welchem Huber als Assassinateur bezeichnet wurde. Die durch diese Drohung erschreckte Regierung ordnete zwei Herren des Rats, Deputat Harder und Meister Falkner nach Solothurn ab; diese erhielten zwar bei du Luc eine kurze Audienz, allein es wurde ihnen bedeutet, Basel solle schnellstens Justiz üben, damit Krämer zu der ihm gebührenden Genugthuung gelange. Nun sollte Huber selbst zur Rechtfertigung nach Solothurn reisen; da ihn aber der Gesandte nicht empfangen wollte, so wurde er zur Zahlung von vier Mark Silbers verurteilt; allein auch damit gab sich du Luc nicht zufrieden, und stellte die Aufhaltung der Gefälle im Sundgau in Aussicht, und einer zweiten Gesandtschaft gegenüber äußerte er das Verlangen, der Schuldige müsse seines Amtes entsetzt und aus der Stadt verbannt werden; denn die Angelegenheit sei bis zu den Ohren des Königs gedrungen. Und nun gab die Regierung so weit nach, daß wirklich Huber aus dem Rate entfernt und während eines halben Jahres in sein Haus gebannt wurde. Bei derartigen Zumutungen begreift man, warum die

evangeliſchen Eidgenoſſen ſich ſo viel als möglich an England und Preußen anſchloſſen, und warum man ſich damals wohl gehütet hat, das Fürſtentum Neuenburg an einen franzöſiſchen Prinzen gelangen zu laſſen.

Weit weniger gefährlich waren dafür die deutſchen Nachbarn. Von dem hier mehrgenannten Hauſe des Markgrafen von Baden iſt ſchon mehrfach die Rede geweſen. Oft und viel hat ſich die Familie hier aufgehalten, was natürlich jeweilen einiges Leben in die Stadt brachte. Beſonders der Markgraf Karl Wilhelm, der Urgroßvater des jetzigen Großherzogs, weilte gerne in Baſel und kannte auch eine Menge Bürger perſönlich. Stets ritt er mit einem zahlreichen glänzenden Gefolge — 1720 auch mit drei Kutſchen Weibervolk, welches ſich ſehr ſkandalös benahm — in Baſel ein; dem Proviſor Niklaus Hebdenſtreit, einem Verſekünſtler, ſchenkte er damals drei Saum alten und einen Vierling neuen Markgräfler. 1713 veranſtaltete Karl Wilhelm ein prächtiges Schießen, zu welchem er drei Becher und ſechs Geldpreiſe ſtiftete. Drei Tage lang dauerte die Beluſtigung; zu deren Erhöhung hatte die Regierung zwei alte Zelte, eines von 1580 und das andere von 1605 errichten laſſen, in welchen bei gut beſetzter Tafelmuſik der Markgraf, deſſen Bruder Chriſtoph und die Honoratioren aus der Stadt ſpeiſten. Neben den genannten ſilbernen Bechern und dem Geld war auch noch Zinngeſchirr geſpendet worden, ſo daß im ganzen über hundert Gaben vorhanden waren. Den erſten Becher ſchoß der Junker von Baden, ein breisgauiſcher Edelmann, heraus. „Der Markgraf war ſehr leutſelig und freundlich gegen Jedermann, ſonderlich gegen die Frauenzimmer.“

Ein etwas anderes Feſt war es für Baſel, als im Auguſt 1724 die mit dem Erbprinzen Karl Emanuel von Savoyen verlobte Landgräfin Polixena Maria von Heſſen Rheinfels durch Baſel reiſte und daſelbſt im Markgräfiſchen Hof Quartier nahm.

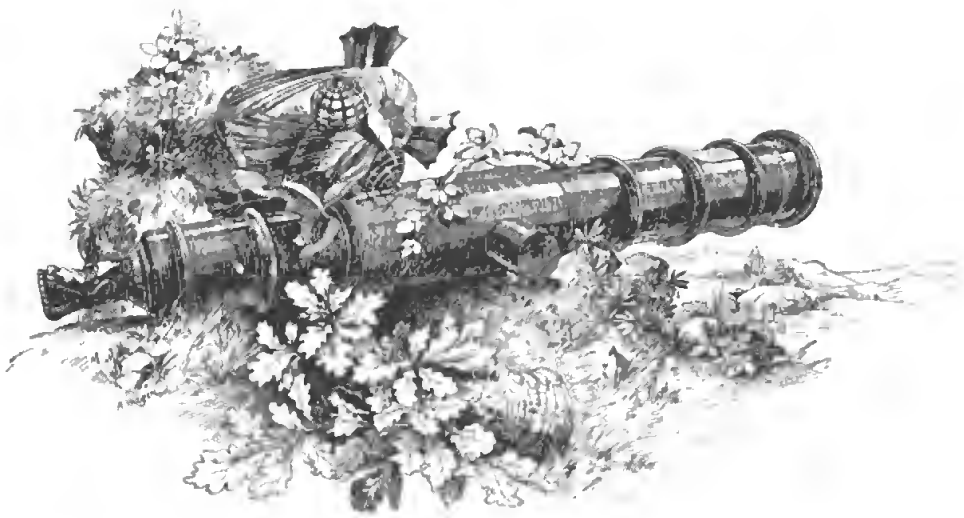
Fünfundfünfzig Maultiere ſchleppten die Ausſteuer der Fürſtin nach Italien. In Baſel trafen auch die Abgeordneten ihres Bräutigams ein, um ſie in Empfang zu nehmen; von der Stadt aber wurde ſie auf das feierlichſte durch ein Ehrengeleit am neuen Haus abgeholt, in den Gaſſen ſtand das Militär, und auf den Wällen wurden die Kanonen abgefeuert. Am folgenden Tage erſchien mit Geſchenken eine Deputation des Rates, in deren Namen der Stadtſchreiber Dr. jur. Franz Chriſt eine längere Rede hielt. Natürlich mußte auch ſie bei ihrer Abreiſe reichliche Geſchenke ſpenden, die Konſtabler erhielten 20 Louisdor, der Stadtlentenant einen ſilbernen Degen, Leutenant Beck eine Tabaksdoſe und der markgräfliche Kammerherr eine Taſchenuhr. Unſer Chroniſt hat die Dame ebenfalls geſehen und gibt folgendes Urteil über ſie: „Sie redete nicht viel, war ſchön, weiß von Angeſicht, ganz heroiſch, aber ſehr freundlich mit jedermann, ſehr verſtändig und wohl beredt.“ Auch für das Haus Würtemberg war der markgräfiſche Hof zu Baſel ein bequemes Abſteigequartier bei deſſen Reiſen nach Montbeliard. Als 1723 der Herzog Leopold Eberhard in Baſel ankam, wurde auch er feſtlich empfangen und vom Spalenthor nach dem Palaſt geleitet. Man ſchenkte ihm vier Vierling Wein, vier Salmen, Hafer für die Pferde und köſtliche Konfitüren für das Weibervolk, worüber der Herzog ſo ſehr erfreut war, daß nun auch er die Dreizehnerherren „magnifiquement traktierte.“

Viel weniger als von den Beziehungen zu Frankreich und Baden-Durlach iſt von denjenigen zu dem Kaiſer und dem Hauſe Habsburg-Öſterreich die Rede. Daß allerdings in einer Zeit, da die Schlacht von Friedlingen geſchlagen und einige Jahre ſpäter durch den General Mercy das Baſleriſche Territorium in auffälliger Weiſe verletzt wurde, auch von dem Kaiſer die Rede iſt, braucht nicht beſonders geſagt zu ſein, allein die unmittelbaren oder gar die perſönlichen Beziehungen waren gleich null. Wohl kam etwa einmal

ein kaiſerlicher Geſandter in Baſel an, wie z. B. der Baron Reven 1692 in der Karwoche ganz ungelegen erſchien, da zu dieſer Feſtzeit der Rat ſonſt keine Sitzungen abzuhalten pflegte; allein von weitern Anknüpfungspunkten iſt in unſerer Quelle niemals die Rede. Öſterreich war doch auch damals noch für unſre Stadt die große ſpeziell katholiſche Nachbarmacht, der Gegenſatz zu dem evangeliſchen Baſel, welches ſeine alten Traditionen aus der Reformationszeit nicht vollkommen preisgegeben hatte, jene alten evangeliſchen Überlieferungen, welche gerade bei der Geiſtlichkeit — und zu dieſer gehörte ja auch von Brunn — lebhafter als bei den Laien ſich erhalten hatten.

* * *

Damit ſchließen wir unſere Auszüge aus dieſer Familienchronik ab. Was am Anfang der Abhandlung vor zwei Jahren betont worden iſt, muß hier am Schluſſe derſelben wiederholt werden: Der Chroniſt hat ſeine Aufzeichnungen nicht für die Öffentlichkeit, ſondern für Kinder und Enkel beſtimmt, er wollte keine Basler Geſchichte ſchreiben, ſondern hat in annaliſtiſcher Form nur alle diejenigen Tagesereigniſſe eingetragen, welche ihm, von ſeinem perſönlichen Standpunkt aus betrachtet, merkwürdig erſchienen ſind, und ſo kann auch die vorliegende Arbeit keine umfaſſende Schilderung Baſels im 18. Jahrhundert ſein, ſondern ſie darf nur als Ergänzung zu dem dienen, was auswärtige Schriftſteller über Baſel im vorigen Jahrhundert aufgezeichnet haben. Es ſind kleine Bauſteine für die Kulturgeſchichte eines Gemeinweſens, das in damaliger Zeit entſchieden einer großartigen Lebensentfaltung entbehrt, das aber doch ſtets unſerer Forſchung und Darſtellung würdig erſcheint, weil es unſere liebe Vaterſtadt, unſere teure Heimat iſt.



Baſels Anteil an der Burgunderbeute.

Von Rudolf Wackernagel.

In der glänzenden Geſchichte der Burgunderkriege bildet die Geſchichte der Burgunderbeute einen beſondern und in hohem Grade bemerkenswerten Abſchnitt. Neben das außerordentliche politiſche Ergebnis jener Siege tritt die Beute als ein materieller Gewinn, deſſen Glanz noch für uns ein blendender iſt, deſſen Wirkung auf die Zeitgenoſſen, vor allem auf die Sieger ſelbſt, eine ungewöhnliche muß geweſen ſein. Er war mit verhältnismäßig kleiner Mühe erlangt worden; aber dieſem leichten Gewinnen entſprach auch das alsbald eintretende raſche Zerrinnen der ganzen Herrlichkeit. Bleibende ökonomiſche Vorteile hat die Schweiz aus dieſer Beute nicht gezogen; was von ihr zurückblieb, waren Neid und Hader unter Eidgenoſſen und da und dort einige wenige Trophäen alten Ruhmes. Die Geſchichte der Burgunderbeute iſt darum nur eine kurze, während weniger Monate ſich abſpielende, aber voll von Intereſſe. Es iſt zu

wünschen, daß sie geschrieben würde; freilich bedürfte es hiezu eingehender Studien, genauer Vergleichung der Akten der Tagsatzungen mit den Akten der Orte, der zahlreichen und umfangreichen Beuterödel, der Kundschaften, Rechnungen u. s. f. Für die Geschichte der Kriegführung, vor allem aber für die Geschichte der Gewerbe, der Gold- und Silberschmiedekunst, der Stoffweberei, des Preises der Dinge, wären aus diesen Aufzeichnungen wertvolle Aufschlüsse zu gewinnen. Dazu kämen die Ergebnisse allgemeiner historischer Art, die oft von eigentlich dramatischer Wirkung sind: wie die Siegenden in die Wagenburg zu Granson einbrechen und hier die Schätze des reichsten Hoflagers jener Tage vor ihnen liegen, wie die Bauern und Soldknechte mit Erstaunen dieser Fülle niegesehener Kostbarkeiten gegenüberstehen und nun mit Gier darüber herfallen, ohne Kenntnis und Schätzung dessen, was sie so erlangen, — wie auch die Städter, die Anführer, sich dieser Dinge bemächtigen, den Wert derselben sofort erkennen, das Beste an sich ziehen, und wie die Bildung einer gemeinen Beute versucht und zum Teil durchgeführt wird; wie eine Unruhe das ganze Land erfüllt, überall von verstecktem oder von heimlich verhandeltem Beutegut geredet wird, die Tagsatzung Beschluß nach Beschluß in dieser Sache erläßt, dazwischen die zu gemeinen Handen genommenen hauptsächlichen Kleinodien da und dort zum Kaufe anträgt und immerfort deren Preise steigert; — alles dies wäre einer eingehenden Darstellung durchaus wert und bedürftig.

Ohne eine solche umfassende Behandlung des Gegenstandes ist auch eine richtige Darstellung des Einzelnen nicht möglich. Namentlich könnte nur durch Vergleichung festgestellt werden, welches eigentlich das Verhältnis der einzelnen Orte zu ihren beutemachenden Truppen einerseits und zur Tagsatzung andererseits gewesen ist. Aus den Abschieden der letztern ergibt sich dieses Verhältnis keines-

wegs mit Sicherheit, namentlich nicht in Bezug auf die Beute von Granſon, die reichſte und berühmteſte aller.

Eine Anzahl Stücke aus dieſer Beute waren von vorneherein als zu gemeiner Eidgenoſſen Handen gefallen angeſehen worden, Stücke von außerordentlicher Bedeutung, wie die goldene Tafel mit den Reliquien, der Degen, der goldene Stuhl des Herzogs (der ſich freilich zu jedermanns Enttäuſchung ſpäter nur als vergoldet erwies), vor allem der große Diamant. Aus ſolchen Gegenſtänden wurde eine gemeine Beute gebildet, und die Orte beſchloſſen, daß jeder von ihnen in dieſe ſelbe gemeine Beute bringen und legen ſolle alles, was er und die Seinen erbeutet hätten. Es iſt natürlich, daß dieſer Beſchluß nur unvollkommen zur Ausführung kam; ſchon von Anbeginn war Uneinigkeit darüber, ob alles und jedes Beutegut darein gehöre, ob nicht Banner, Fähnlein und Büchſen auszunehmen und demjenigen Orte zu laſſen ſeien, der ſie in Händen habe. Aber auch abgeſehen hievon war die Wiedervereinigung der ungeheuren, in zahlreiche Hände gefallenen und nun von Hand zu Hand weitergehenden Beute nicht möglich; die Tagſatzung ſelbſt war ſich deſſen wohl bewußt, und an den Fuß eines langen Rodels gemeiner Beute ſetzte ihr Schreiber die reſignierten Worte: „item ſo meint man, das des guts und gelts, ſo gewunnen und nit in die bütt kommen, funder verſchlagen iſt von friheiten und andern, an gold gelt und cleinotern, me geweſen ſig denn des, ſo in die bütt kommen als vorſtat.“

Inwiefern nun wenigſtens in Bezug auf das Erreichbare der Begriff einer gemeinen Beute durchgeführt wurde, iſt nicht zu erſehen. Nach Murten beſchloß man, offenbar zur Vermeidung bisheriger Unordnung, künftigen Falls die Beute ſofort im Feldlager zuſammenzulegen und das Forttragen irgend welchen Beuteſtückes zu verhindern; aber nach der Schlacht von Nancy wurde doch wieder das frühere Verfahren verſucht, freilich wieder mit ſo

geringem Erfolge, daß man ſchließlich beſchloß: jeder Teil möge mit dem eroberten Beutegut handeln, thun und laſſen, wie ihn gut bedünke.

Wenn ſo ſchon die Bildung der Beute auf mannigfache Schwierigkeiten ſtieß, ſo war dasſelbe der Fall bei ihrer Teilung. Streitig war, ob nach den Orten oder nach den Leuten geteilt werden ſolle, d. h. ob jeder Ort gleich viel erhalte oder ob verſchiedene Teile nach der Kopfzahl der im Felde geweſenen Mannſchaft jedes Ortes gemacht werden ſollen. Und endlich iſt auch nicht klar zu erſehen, welche Verwendung nun dieſe Teile bei den einzelnen Orten erhielten. Die Abſicht war ohne Zweifel, den Erlös unter die Truppen zu verteilen, ihn „gemeinem Volk erſchieſſen zu laſſen“, wie ein Abſchied ſagt; aber auf der andern Seite iſt doch wenigſtens für Baſel bezeugt, daß auch der Stadt und gemeinem Gute ein Beuteertrag zufloß. Und dieſelbe Angabe veranlaßt auch, anzunehmen, daß Baſel von ſich aus die endgiltige Liquidation zum mindeſten eines Teiles der Beute vorgenommen und die Einlieferung desſelben in die gemeine Beute unterlaſſen habe.

Was nun, vom allgemeinen abgeſehen, über den Beuteanteil Baſels ſich ergibt, das ſind einzelne Andeutungen, die aber doch geeignet ſind, lehrreiche Blicke in den geſamten Stand der Sache zu eröffnen. Sie ſind entnommen namentlich den im Staatsarchiv liegenden Kundſchaften und Rödeln. Es wurden dieſelben angefertigt zu verſchiedenen Zeiten, nach Granſon, nach Murten und endlich nach dem Lothringer Zuge, und ſollten dazu dienen, das Zuſtandekommen einer gemeinen Beute zu ermöglichen. Das Verfahren war folgendes, daß der Rat alle Zünfte, in der kleinen Stadt die Geſellſchaften, in ſeinen Ämtern die Dörfer, endlich auch ſeine reiſigen Söldner zuſammenrief und ſie ſchwören ließ, zu ſagen und zu offenbaren alles ihr Wiſſen davon, „was von Silber Gold Barſchaft Edelgeſtein Kleinodien Sidenwatt und andrer dergl. Habe

in, vor oder nach der Schlacht durch ſie oder andere erobert, erkauft oder ſonſt zu Handen gebracht ſei, und dabei nichts zu verſchweigen noch zu verſchlahen, — auch bei demſelben Eide zu rügen und zu melden alle diejenigen, von denen ſie wüßten, daß ſie ſolches Gut erobert gekauft oder ſonſt hinter ihnen haben.“ Nach Leiſtung dieſes Eides wurde zu Stadt und Land Mann für Mann abgehört und ſeine Ausſage zu Schrift verfaßt; über die Ausführung, Entgegennahme des eingelieferten Gutes, Nachforſchung nach da und dort Verſtecktem wachten die vom Rate beſtellten Beutemeiſter.

Alſo nicht nur das, was jeder ſelbſt an Beutegut beſaß, hatte er beim Eide zu erklären, ſondern auch alles das, was nach ſeinem Wiſſen bei andern vorhanden war. „Jeder ſoll den Andern darum leiden“ d. h. angeben, war die Vorſchrift. Und ſo füllen auch die gegenſeitigen Verzeigungen der Basler Bürger und Hinterſaſſen und ihre Erzählungen davon, was ſie in den anſtoßenden Gebieten geſehen oder gehört haben, den größten Teil dieſer Verhörliſten. Gerade deswegen auch iſt der Inhalt ein ſo mannigfaltiger und reicher, daß an eine Erſchöpfung desſelben nicht zu denken iſt. Um ſo lebendiger tritt uns daraus das Bild jener Tage entgegen.

Man gewinnt vor allem den Eindruck, daß die Beute ſich ſofort in unzählige Hände zerteilt habe, daß nur wenige derer, welche in das Lager eindrangen, nichts von dem Gute erlangten. Damit war von vorneherein die Bildung einer gemeinſamen Beute vereitelt. Denn es begann nun ſofort ein allgemeines Kaufen und Verkaufen, oder aber eine ſonſtige Verwendung der Beuteſtücke; was das letztere betrifft, ſo war namentlich der Gewinn, der an edlen, reichen Stoffen, an Kleidungen aller Art zu machen war, für viele höchſt erfreulich.

Zahlreiche Ausſagen zeigen, daß die atlaſſenen Wämſer, die ſeidenen Decken, die Tücher und Röcke von den Siegern zum

eigenen Gebrauche, zur Kleidung ihrer ſelbſt und der Ihrigen ſofort verbraucht wurden und daher zur Beute nicht mehr reſtituiert werden konnten. Bemerkenswert iſt hiebei vor allem die große Zahl von Frauenröcken, die z. B. in der Granſoner Beute ſich vorfinden. Neben dieſer einen Kategorie des Beutegutes, den edlen Tuchen und Geweben, ſteht die zweite: die der goldenen und ſilbernen Gefäße, Geräte, Schmuckſachen. Solche Gegenſtände fanden ſich in gewaltiger Menge vor, und es iſt nur zu bedauern, daß die Beuterödel dieſelben mit ſolcher Kürze bezeichnen, ohne weitere Beſchreibung, da doch zu vermuten iſt, daß manches kunſtvolle und bedeutende Stück darunter geweſen ſei. Nur an wenigen Stellen, wo es ſich um Kleinodien von auffallender Schönheit handelt, wird die Aufzeichnung ausführlich; ſo z. B. in der Ausſage des Baslers Pauli Switzlin, der von einem Prachtſtück der Granſoner Beute berichtet: „der brachte ein gar köſtlich agnus dei, einſit S. Sebaſtian, an der andern ſiten Unſer liebe frow, und daran des herzogs von Burgonden ſchilt und er dahinter knüwende, vaſt ſcharf und luſtlich gemacht, ſprach, er hette das in der wagenburg erobert.“ Solche Beſchreibung eines Beuteguntes iſt wie geſagt ganz vereinzelt; was die Rödel uns ſagen, iſt nur die Zahl der Stücke und die allgemeine Angabe ihrer Art und ihres Wertes; über die Beute ſelbſt erfahren wir alſo aus ihnen nur weniges, um ſo mehr aber über das Verfahren, mit welchem die Beute ſofort nutzbar gemacht und verwertet wurde, über den Beutehandel, welcher das Vorgehen der Obrigkeit ſo ſehr erſchwerte.

Da erfährt man denn, daß ſchon kurz nach der Schlacht zahlreiche Händler das Land durchzogen und aufkauften, was von Beuteſtücken ihnen erreichbar war. Ein Jude von Neuenburg z. B. ſoll auf Befehl der Tagſatzung angehalten werden, damit er das von ihm zuſammengekaufte Silber und Raubgut in die gemeine

Beute abliefere; in den Basler Kundschaften wird ähnliches von einigen Bürgern aus Solothurn berichtet.

Namentlich aber sind es die großen Krämer, Wechsler und Goldschmiede des damaligen Basels selbst, welche in dieser Beziehung dem Rate und seinen Beutemeistern zu schaffen machten. Es waren dieselben, die zusammen mit andern Abenteurern und Goldschmieden aus Bern und Zürich von der Tagsatzung nach Luzern waren beschieden worden zur Schätzung der Kleinodien und Köstlichkeiten gemeiner Beute: Hans Irmy, dem sogar der große Diamant zum Kaufe angetragen wurde, Mathis zem Agstein, Anthoni Waltenhein, Andres Bischoff und Andres Rutenzwig. Alle diese werden verhört, und noch mehr erfährt man von andern, welche über sie aussagen. Sie sind nicht in der Schlacht gewesen, aber nachher zu Bern und zu Solothurn und haben gehandelt; Mathis zem Agstein soll viel Silbers zu Baden gekauft haben; der Goldschmied Rutenzwig kauft zu Liestal von gemeinen Gesellen silberne Platten, zu Balsthal von andern Bauern eine vergoldete Kanne, zu Biel eine goldene Kette; hier weist man ihn an den Johanniterkomtur, der „güldene Cleinot", viele Ketten mit edelm Gestein aus der Beute haben soll, sie ihm aber nicht zeigen will; dann nach Schwyz, da sei ein gar köstlich Halsband von Gold und Perlen, aber er kann nicht hingelangen; in einem Dörflein bei Aarwangen, hört er, sei ein Mann, der habe zwo silberne Platten. Er sucht diesen auf, da ist er ins Bad gegangen, und er mag seiner nicht erwarten. — Es sind dies nur herausgehobene Aussagen aus vielen gleichartigen, einzelne Züge aus einem Treiben, welches allgemein war; einer wußte vom andern, ob er burgundisches Gut bei sich habe; denn es waren alles auffallende, von dem gemeinen Volk noch nie gesehene Dinge, um die es sich dabei handelte. Solche Fälle plötzlicher Bereicherung konnten nicht verborgen bleiben; so sagt z. B. einer aus, daß Fridlin Runtschan am Samstag der Niederlage nützit hatte, tags

darauf hatte er ein geladen Pferd mit Seiden, Gold und Geld und zog damit das Land herab, unter Falkenstein durch, über Münsliswil und durchs Tiersteiner Thal nach Witerswil; da liege er nun und zehre. — Darum wissen z. B. die Wirte, die Besitzer von Herbergen und Kochhäusern den Beutemeistern so vieles zu erzählen von ihren Gästen, was jeder mitgebracht, öffentlich oder verstohlen gezeigt habe; auch die Frauenwirtin an der Malzgasse gibt eine lange Reihe kostbarer Dinge zu Protokoll, die sie von ihrer Kundsame gekauft oder als Pfand genommen hat. Auf diese Weise erfuhr der Rat vieles, was ihm sonst verborgen geblieben wäre, und vermochte es nun zur Beute zu ziehen, die im Werkhof aufgestapelt wurde. Mit den Händlern verfuhr er auf besondere Weise; diese hatten größtenteils die von ihnen erkauften Stücke schon wieder weiter verhandelt, meist nach Frankfurt, und auch sonst ging es nicht an, sie ihnen abzunehmen; sie mußten daher eidlich schätzen und angeben, wie groß ihr Gewinn an dem erkauften Gute gewesen, und diesen Betrag in die gemeine Beute erlegen.

Aber trotz alledem und trotz geschworenen Eiden scheint zahlreiche Beute zurückgehalten worden zu sein, in Basel so gut als auswärts; und es waren dies meist Beutestücke von Belang. Dem Anthoni Waltenhein zeigte zu Solothurn ein Fuhrmann „bichtwise", d. h. heimlich und im Vertrauen, zwölf große Panner; der Seckelmeister Grebel von Zürich verkaufte einem Basler Goldschmied um 2000 Dukaten allerlei Kostbarkeiten, und als dieser ihn fragte: „das ist büttgutt von Granson?" „da lachte er nur und gab sust nit antwort." Dem Bernhart Schilling zu Basel, der doch Beutemeister war, wurde nachgesagt, daß er „zwen Wagen voll Gutes gen Varnsburg geführt habe".

Endlich konnte der Rat zur Liquidation schreiten; die gemeine Beute wurde im Werkhof vergantet und gelangte so zum

zweiten Male unter die Leute. Anderes war ſchon früher in dieſer Weiſe erledigt worden, z. B. durch die aus Münchenſtein, welche den Streit mitgemacht hatten. „Die haben gemeinlich zuſammen gelopt, nützit ungeteilt zu haben, demnach ſo viel erlöst, das ir einem jedem worden iſt 6 sh.“

Der Erlös aus der großen Gant iſt wohl ebenfalls unter die Mannſchaft verteilt worden. Immerhin enthält das Rechnungsbuch des Rates mehrere Einnahmeposten großen Betrags, welche beweiſen, daß auch das gemeine Gut ſeinen Anteil an dem Beutegewinn hatte.

Es ergibt ſich überhaupt, daß neben der allgemeinen, den Kriegern zufallenden Beute auch eine ſolche des Ortes war, eine offizielle Beute. Wie die Eidgenoſſen insgeſamt gewiſſe Dinge gleich anfangs zu ihren Handen nahmen, ſo ſcheint dies auch Baſel gethan zu haben. Es waren hervorragendere Stücke, Bücher, Fahnen u. a., welche der Stadt als ſolcher zufielen und öffentlichem Gewahrſam übergeben wurden. Knebel gibt uns hierüber ſehr erwünſchte Berichte. Er erzählt, wie die von Granſon heimkehrenden Basler 24 Banner und Fähnlein, „mit goldenen Buchſtaben bemahlt“ mitgebracht und im Münſter aufgehängt hätten, zu welchen nach dem Murtenſiege zwei weitere, darunter eines von Lauſanne, hinzukamen. Auch große Büchſen, „bombarde“, geziert mit den Wappen von Burgund, Frankreich und Blamont — Knebel erwähnt ihrer ſieben — kamen als Beute nach Baſel. Bei Granſon fiel das goldene Siegel Antons, des Baſtarts von Burgund, in ihre Hände, bei Murten als herrliches Beuteſtück der Bruſtpanzer des Herzogs Karl ſelbſt, der nun neben den gewonnenen Bannern im Münſter aufgehängt wurde. — Anderes, welches der Stadt ohne Zweifel noch zugefallen, nennt der Chroniſt nicht; auf ſolches aber mögen ſich die erwähnten Einnahmen des Rechnungsbuches beziehen. Vielleicht war darunter der Hut des Herzogs, jener

herrliche reichgeſchmückte Hut, von welchem Johann von Müller eine begeiſterte Schilderung entwirft, und der ſpäter in Fuggeriſchen Beſitz gelangte. Daß er nach Baſel gekommen iſt, ergibt ſich deutlich aus einer Ausſage in den oben angeführten Kundſchaften.

Es iſt von Intereſſe, die weiteren Schickſale dieſes baſeliſchen Beuteanteils zu betrachten, durch Vergleichung der heute noch hier vorhandenen Reſte desſelben mit dem einſtigen Beſtande. Dabei ergibt ſich freilich, daß das meiſte für Baſel verloren gegangen iſt. Die goldenen und gemalten Fahnen, offenbar Seitenſtücke zu denjenigen, welche wir heute in Solothurn bewundern, ſind wohl ſchon in früher Zeit, bei Anlaß des Bilderſturms im Münſter, untergegangen. Das Siegel Antons von Burgund, das noch auf dem Schlachtfelde von Grauſon dazu gebraucht worden war, einen Brief der Basler Hauptleute an den Rat zu beſiegeln, befindet ſich heute in Zürich; was im übrigen ſich erhalten hat, ſind wenige ausgezeichnete Stücke, die nun im Basler hiſtoriſchen Muſeum aufbewahrt werden: vor allem die herzogliche Panzerjacke, freilich in ſchwer beſchädigtem Zuſtande; daß eben dieſes Stück die von Knebel erwähnte tunica armorum ducis Burgundie ſei, iſt durch die Angaben der alten Zeughausinventarien wenn auch nicht erwieſen, ſo doch höchſt wahrſcheinlich gemacht. Von den ſieben Büchſen iſt noch ein Geſchützrohr vorhanden, ein ſchöner Bronceguß des Jean de Malines von 1473; endlich iſt zu nennen der eiſerne Kopfharniſch eines Pferdes, an ſich ſchon eines der bedeutſamſten Stücke dieſes Teiles der Sammlung; auch für ihn iſt das Zeugnis der alten Inventare des Zeughauſes anzurufen, in welchen er als vom Pferde des Herzogs ſelbſt herrührend aufgeführt wird.

Zwei weitere Stücke der Sammlung, Teppiche, werden ebenfalls der Burgunderbeute zugerechnet; doch iſt dieſe Herkunft in keiner Weiſe näher bezeugt und auch kaum glaubhaft; beide Teppiche ſind vielmehr, nach den eingewobenen Inſchriften zu ſchließen, Er-

zeugniſſe der deutſchen oder ſchweizeriſchen bezw. baslerischen Kunſtfertigkeit.

Das iſt es, was noch heute von erkennbaren Stücken der baslerischen Burgunderbeute ſich unter uns befindet, und damit iſt auch die Berichterſtattung zu ſchließen. Nur in kurzer Weiſe muß noch einer einzelnen Thatſache Erwähnung gethan werden.

Es iſt dies ein großartiger Kleinodienhandel, welcher zu Baſel im Jahre 1504 abgeſchloſſen wurde. Handelnde Perſonen dabei ſind als Käufer keine geringern als Jakob Fugger von Augsburg mit ſeinen Brüdern Ulrich und Georg; als Verkäufer treten auf zwei Glieder des Basler Rates und der Stadtſchreiber Johannes Gerſter, nicht in eigener Sache, ſondern wie ſie ſagen als Bevollmächtigte etlicher Herren und Perſonen, „ze beſtimmen on not“. Der eigentliche Verkäufer ſollte den Fuggern nicht bekannt ſein; es iſt aber kaum daran zu zweifeln, daß es der Rat von Baſel ſelbſt war. Gegenſtand des Kaufes ſind vier Cleinöter, deren ausgezeichnete Bedeutung ſchon daraus ſich ergibt, daß der Kaufpreis 40,000 Rhein. Gulden beträgt, eine für jene Zeit ungeheure Summe, von welchen aber außerdem dem Kaufinſtrumente genaue, bis ins einzelne gehende Beſchreibungen einverleibt ſind. Aus dieſen Beſchreibungen erfahren wir, um welche Kleinodien es ſich handelt, es ſind Schmuckſtücke, Agraffen, oder dgl., kunſtreich aus den herrlichſten Edelſteinen zuſammengeſetzt. Das erſte „eine wiſſe roſen, darin ſteht ein ſpynnel, kommt auf 3 eck, oben rund, hat oben 6 oder 7 fleg, frölich von farben, ganz rein; Hans Walther von Worms wohnhaft zu Venedig hat es geſchätzt auf 20—30 karat.“ Das zweite Kleinod trägt den Namen „die drei Brüder“. Es ſind 3 ablange Ballas (blaſſe Rubinen), deren jeder 70 Karat wiegt, in deren Mitte ein Demant, und rings herum Perlen, teils eingefügt, teils hängend; das dritte „das Federlin“, aus 5 Ballaſen, 4 Demanten, 75 Perlen u. ſ. w. beſtehend. Das

vierte endlich, genannt das „Quitelin", hat 8 Ballas, 1 Rubin, 4 Demant, 4 Perlen, 20 Demantbuchſtaben; in der Mitte iſt ein Ballas formiert wie ein Herz u. ſ. f.

Es zeigen dieſe Angaben, daß wir es hier mit auserleſenen Stücken der Juwelierkunſt zu thun haben; es wäre ſogar denkbar, daß an Hand der Beſchreibung das eine oder andere dieſer Stücke noch heute in einer fürſtlichen Schatzkammer könnte wiedererkannt werden. (Nach Petrus Lambercius comment. de bibl. Caes. Vindob. 1669, II, pag. 512, welcher Abbildungen dreier dieſer Stücke gibt, gelangten dieſelben in der That an das Haus Öſterreich.) — Daß ſie aber Teile der Burgunderbeute geweſen ſeien, iſt eine überaus naheliegende Vermutung. Für Baſel und für jene Zeit iſt eine andere Herkunft derartiger Koſtbarkeiten gar nicht denkbar, umſomehr da beinahe als ſicher anzunehmen iſt, daß ſie im Beſitze der Stadt waren. Hiefür ſprechen die Perſonen der den Verkauf Beſorgenden, und ſpricht namentlich das Vorhandenſein aller auf denſelben bezüglichen Akten, des Kaufbriefs und der geſamten Korreſpondenz der Fugger im Ratsarchiv ſelbſt. Man wird ſich zu denken haben, daß auch dieſe Kleinodien Teile derjenigen Beute waren, welche dem gemeinen Gute zufiel, und daß ſie hierauf vom Rate ſo lange gehütet wurden, bis ein Käufer ſich fand, der einen annehmbaren Preis zu zahlen imſtande war. Und dies war in jener Zeit allerdings nur Jakob Fugger von Augsburg.

Ein bayeriſcher Mönch in Baſel.

Von Dr. Rudolf Thommen.

Der Mönch, von dem die nachfolgenden Notizen[1]) über ſeinen dreifachen Aufenthalt in Baſel in den Jahren 1605, 1609 und 1613 herrühren, hieß Johann Konrad Tachler und lebte im Kloſter Raitenhaslach. Dieſes Kloſter, an der wilden Salzach unweit Burghauſen in Oberbayern gelegen, war die Stiftung des Edlen Wolfher von Tegernwang und ſeiner Gemahlin Hemma. 1143 zuerſt auf einem Grundſtück des Edelmannes errichtet, wurde es drei Jahre ſpäter von Konrad I., Erzbiſchof von Salzburg, in die ihm gehörige Kirche des heiligen Pancratius in Raitenhaslach verlegt und von Papſt Eugen III. durch die Bulle vom 28. Januar 1146 in den beſondern Schutz des apoſtoliſchen Stuhles genommen. Die Bewohner des Kloſters gehörten dem von dem Mönch Robert aus der Champagne im Jahre 1098 gegründeten Orden der Ciſtercienſer an, der ſeinen Namen von dem unweit Dijon errichteten Mutterkloſter Citeaux erhalten hatte. In einer

[1]) Ich verdanke Herrn Dr. Alfred Geigy die erſte Mitteilung von ihrer Exiſtenz, Herrn Dr. Theodor von Liebenau die Überlaſſung des Separatabzuges des 4. Jahrganges der Ciſtercienſerchronik, herausg. bei J. N. Teutſch, Bregenz, 1892, wo die „drey Raiſen nach Ciſtertz“ vollſtändig veröffentlicht ſind.

glaubenseifrigen Zeit entſtanden, die in nicht ganz einem halben Jahrhundert auch noch zwei andere mächtige Orden, nämlich den der Kartäuſer (1086) und den der Prämonſtratenſer (1120) ins Leben treten ſah, hatte er mit dieſen die Aufgabe gemein, der eingeriſſenen Verweltlichung der Benediktiner und Cluniacenſer entgegenzuwirken. Der Orden, deſſen Exiſtenz ſelbſt anfänglich zweifelhaft ſchien, wurde ſeiner Aufgabe erſt gerecht, als Abt Bernhard von Clairvaux, der größte Redner und einer der einflußreichſten Männer ſeiner Zeit, ſich ihm anſchloß. Daher der Name der Bernhardiner, den die Ciſtercienſer in Frankreich erhielten. Das unbeſtrittene Anſehen, das Bernhard genoß, vor dem ſich Könige beugten und deſſen Wort am päpſtlichen Hofe beachtet wurde, hob natürlich auch die Bedeutung des Ordens, dem er angehörte, ganz außerordentlich. Er breitete ſich raſch aus und um die Mitte des 13. Jahrhunderts zählte man ſchon über 8000 ihm unterworfene Abteien. Anfangs alle Jahr, ſpäter alle vier Jahre mußten ſich ſämtliche Äbte zu dem in Citeaux ſtattfindenden Generalkapitel einfinden, das die Ordensangelegenheiten regelte und dem ein für die Beſorgung der laufenden Geſchäfte beſtellter hoher Rat verantwortlich war. Der Beſuch dreier ſolcher Generalkapitel durch den Abt von Raitenhaslach entführte auch unſern Erzähler, der den Abt begleiten mußte, ſeiner ſtillen Kloſterzelle.

Es hing mit der Idee, die die Stiftung des Ciſtercienſerordens beherrſcht hatte, zuſammen, daß ſeine Mitglieder die von den Benediktinern ſtets gepflegte wiſſenſchaftliche Thätigkeit zurückdrängten und mehr der bloßen Handarbeit den Vorzug gaben. Die Verſuche, das geiſtige Leben in den Klöſtern durch Entſendung von Mönchen auf die Univerſitäten zu heben,[1]) beweiſen die ungünſtige Wirkung der Ordensregel. In der That iſt aus ihrer Mitte nie

[1]) Th. v. Liebenau im Anzeiger f. ſchweiz. Geſch. 5a, 107.

ein bedeutender Gelehrter hervorgegangen. Statt deſſen ſtellten ſie tüchtige Landwirte, deren ausdauernder Fleiß, mit dem ſie große Strecken Landes, namentlich im Oſten und Norden Deutſchlands, kultiviert haben, mit Recht gerühmt wird.

Um die Bedeutung der Ciſtercienſer für unſer Vaterland zu verdeutlichen, genügt es, Namen anzuführen wie Wettingen, St. Urban, Rathhauſen, Hauterêt, Fraubrunnen, Altenryf, Kappel a./Albis, Olsberg u. a. Es ſind meiſt Stätten einer in die graue Vorzeit zurückreichenden Kultur. Viele von ihnen haben geholfen, koſtbare ſchriftliche Denkmale einer, auch jenſeits der Grenzen unſerer eigenen politiſchen Geſchichte liegenden Vergangenheit zu erhalten, während der Name anderer mit den edelſten Erzeugniſſen vaterländiſcher Kunſtfertigkeit für immer verknüpft iſt. Sie haben ihre Beſtimmung erfüllt. Als eine Beſonderheit ſei noch erwähnt, daß in der Schweiz die Zahl der Frauenklöſter dieſes Ordens erheblich größer iſt als die der Männerklöſter.

Damit zurück zu Tachlers Aufzeichnungen. Sie ſind in gutem, faſt möchte man ſagen zu gutem Deutſch geſchrieben. Es finden ſich verhältnismäßig ſehr wenig lateiniſche Worte eingeſtreut. Da die Unſitte, lateiniſche Ausdrücke allenthalben einzuflechten, ganz beſonders dem Stil der Gebildeten jener Zeit eigentümlich iſt, fühlt man ſich verſucht, Tachler nicht unter ſie einzureihen. Die Verſuchung wächſt, wenn man lieſt, daß der biedere Bayer es vorzog, ſich ſchlafen zu legen, ſtatt mit ſeinen Begleitern die ihm fremde Stadt Baſel zu beſichtigen. Er findet ſelbſt hinterher, daß dieſes Benehmen auf ihn ein ungünſtiges Licht werfen könnte, entſchuldigt ſich aber nicht gerade ſehr geſchickt damit, daß er auf der dritten Reiſe das Verſehen der erſten Reiſe gut gemacht habe.

Indeſſen, wie es ſich auch mit ſeiner Bildung verhalten haben mag, etwaige Mängel haben ihm im Leben kaum viel geſchadet, ſeiner Schriftſtellerei unſtreitig genützt. Er erzählt naiv

mit einem gewiſſen trockenen Humor und mit friſcher Unmittelbarkeit, die jeder gelehrten Reflexion und jeder Künſtelei abhold iſt. Deshalb tragen ſeine Mitteilungen auch das Gepräge großer Wahrhaftigkeit an ſich. Es iſt nun Zeit, daß ihr Verfaſſer ſelbſt zu Wort kommt.

Erſte Reiſe 1605.

„Nach Eſſen ausgeritten, [aus Rheinfelden am 29. April] auf Baſel, 4 Stund gar gemach; zu dem ‚guldin Kopf'[1]) einkhert, ligt von der Bruggen auf die rechte Hand . . . .

„Das 8. Capittel. Baſel. Auf Baſel ſcheuer luſtiger Weg. Baſel und herumb iſt alles kezeriſch; doch derff nieman de Religione disputieren bey großer Straaf.

„Auf die Minz gib wohl acht, dann es in der Schweiz beſonder hat. Gehet alles mitt Rappen zuo, deren 10 ein Bazen iſt. Blapper ſend auch guott. Die Ducaten gelten 2 fl. 16 kr. Durch die Minz wird einer geſchwind betrogen. Halbbazen und Groſchen gelten forthin gar nichts. Alda tragen die Weiber und Mann gar hohe Hiet auf ohn Stulb; iſt ſchen bey inen. Ettliche Weiber laſſen die Schlaier hinden abhangen bis in die Kniebieg. Bei Handtwerckhs Leitten iſt alles umb 2 oder 3 gelt,[2]) als ich am Satler und Schmid erfahren.

„Als ich zu Baſel ankhomen, hab ich mich ſchlaffen gelegt. Iſt mir nitzer geweſt, als wan ich mit den andern die Stat beſichtiget, welche ich in der dritten Rais genuog beſchawet. Als dominus abbas[3]) und mein socius[4]) die Stat und Tumbkirchen

[1]) Seit Oktober 1881 Hotel Bellevue, Schifflände Nr. 8. Kopf hat übrigens in dieſer Verbindung die Bedeutung von Becher, und wenn bis 1881 ein goldener Menſchenkopf als Wirtshausſchild zu ſehen war, ſo beruhte dies auf einer, wenn auch leicht begreiflichen Verkennung der urſprünglichen Bedeutung des Wortes Kopf. Vrgl. Basler Chroniken 1, 164 Anm. 1.

[2]) D. h. doppelt oder dreifach ſo teuer.

[3]) Der Herr Abt.

[4]) Genoſſe.

beſichtiget und nur kurze Mantel ueber den habitum [1]) angehabt, ſagt ein beſer Buob auf der Gaſſen: ſchawet, diſe Pfaffen legen das Heuet ueber das Gewandt an. Solches haben ſy nitt gehert, aber Superintendens [2]) alda und der Burgermaiſter. Als mier zu nacht geſſen, laſſen ſy den Wirdt fragen, wo dieſen Gaiſtlichen diſer Despect geſchehen, vor welchem Haus? Der Wirdt fragt ſy ueber Tiſch; wil kheiner nichts drumb wiſſen. Er aber bitt, ſy wöllen ſolches nitt verſchweigen, ſonſt khome er ſelbert in Nachthail. Nichts deſto weniger iſt der Buob ergriffen worden und volgenden Tag, als mir bericht, vor dem Radt uebel geſtrichen worden. Baſler haben dieſe Zeit noch guotte policiam gehalten. Haben die Gaiſtlichen wol ſicher megen gehn ohn allen Spott; aber alſo hat man ſy angeſchawet, als waren ſy Monſtra.

„Die Uhr zu Baſel ſchlagt und zaigt alzeit ein Stund zu frie: ſchlegt es 11 Uhr, ſo iſt es erſt 10 Uhr und ſo fort hin. Urſach hab ich gefragt, ſagen aber ungleich. Ettliche ſagen, das Rudolphus primus de Habspurg die Stat belegert, der Burgermaiſter aber hat ime umb 12 Uhr die Stat aufgeben wellen, darumb der feind die Stund erwartet. Als es aber ſolt 12 geſchlagen haben, hat es aus Schickhung Gottes 1 Uhr geſchlagen und bleib derowegen noch alſo. Dis wirdt aber in khainer Cronica geleſen.

„Iſt theur alda zu zehren, alles umb 2 gelt. Freitag nachts ſchlecht gelebt, dannoch verzehrt 3 fl. 16 kr. Sattler, ſo mein Sattel geſchoppen, 12 kr., Schmid, ſo dem fürſtenfeldiſchen Roß 2 Eiſen aufgeſchlagen, 16 kr. . . . .

„Das 9. Capittel. Von Baſel auf Brundrudt. Den 30. April hora sexta [3]) nach Basler Uhr ausgeritten 4 Stund auf Altenpferdt. [4])

„Rückreiſe: Nachts auf Baſel [von Pfirt am 15. Mai

---

[1]) Gewand. [2]) Antiſtes. [3]) 6 Uhr. [4]) Pfirt.

1605]. Iſt theur zu zehren; dan alda verthan 2 fl. 32 kr. Zway Eiſen laſſen auffſchlagen, darfür 16 kr. Unſere Knecht haben im Stall über die halbe Nacht getrunckhen. Den 16. Maii, als mier morgen wolten auf ſein, war khain Roß gefietert, Knecht lagen alle im Stroh noch voll und toll; aber ſend mit Spißgarten [1]) aufgeweckht worden. Haben alſo die Roß und ſy ein beſen morgen gehabt. Haben fürgeben, ſy haben den Roſſen die Fies mit Wein mieſſen waſchen, wie dan in groſſen und weiten Raiſen breichlich. Aber ſy haben die Gurgel dapfer gewaſchen, weil ſy im Stall alainig 16 Maas Wein gehabt. Iſt alſo khain Wunder geweſt, wan uns ſchon noch mehr were geraidt [2]) worden. Von Baſel auf Reinfelden . . . ."

Zweite Reiſe 1609.

„Baſler Gelt iſt durch Schwaben guot bis nach Bruudrut.

10. Mai. Von Säckingen über Rheinfelden nach Olsberg. „Dis iſt ein klains arms Cleſterlin. Nach Mittageſſen das Thal hinab luſtig bis auf die Landſtraas, den Rhein auf der rechten ligen laſſen, nach Baſel 3 Stund. Von Lauffenburg auf Baſel 16 Kirchen. Baſel durchgeritten geſchwind. Ich hab aber weitt hinden bleiben mieſſen mit meinem faulen Roß. Meniklich hat uns zugeſchawet. Iſt ein bes Volckh, ueber die Catholiſchen hoch erbittert.

Rückreiſe: „Daruach auf Baſel, ſo ich umbgeritten, dieweil die Catholiſchen vil ſpott die Zeitt, als ich ausgeweſt, erlitten. Dan die Basler einen patrem [3]) von Luzel [4]) mitt Stainen geworffen, deſſewegen doch die Theter umb 20 fl. geſtraft worden. Mehr haben die Beckhenbuoben und andere Generalem Francis-

[1]) Ruten. [2]) Gerechnet. [3]) Mönch.

[4]) (Groß)-Lützel, abgegangenes Kloſter, hart an der ſchweizeriſch-elſäſſiſchen Grenze.

canorum[1]) uebel geſchlagen und anderen Catholiſchen injuria afficiert alainig darumb, dieweil zu Vrich[2]) in Schweiz ein Burger von Baſel wegen der erſchrockhlichen Gotsleſterung und Schendwordt, ſo er grauſamlich gegen unſer lieben frawen ausgoſſen und, vilmaal herzlich und trewlich ermant, dannoch nitt ablaſſen wellen, gekepfet iſt worden. Darumb ſich die Basler hoch angenomen und hat ſich anſehen laſſen, als wolt es zu einem öffentlichen Krieg geratten. Iſt doch wider geſtilt worden; dan die Basler, als inen des Gekepften Verbrechen recht kundt gethan worden, indiciert haben, wann ime alſo ſey, habe er billiche Straaf empfangen.

„So einer von Baſel auf das Frawen Cleſterlin Oelſchperg will, khan er vor Baſel, ſo er nitt gern durchreittet, bis zum dritten Thor an der Rinckhmauren reitten, alda auf Augſt zu fragen, und Thaal hinauf; ſcheuer, doch irriger weg."

Dritte Reiſe 1613.

„Umb 12 Uhr ausgeritten [von Rheinfelden am 25. April] und in 3½ Stund zu Baſel bey dem ‚wilden Mann' einkhert, ein guot Wirzhaus. Nachts ihr Gnaden [nemlich Michael Kirchberger, Abt von Aldersbach] und ich neber das Maal verzehrt 18 Baze, unſer Diener Michel 6 Baze; ſtattlich tractiert mit Eſſen und Trinckhen. Für jedes Roß Stallmiet 2 Bazen. Vorigen Tag das ein Radel aus dem Sporen verlohren, alda zwei andere laſſen einmachen, darfür 9 kr.

---

[1]) Ordens-General der Franziskaner.

[2]) Uri. — Nicht ganz genau, ſondern die Geſchichte ſpielte ſich in Surſee ab, wo der in Baſel eingebürgerte Kaufmann Martin Duvoiſin wegen Schmähung der Mutter Gottes trotz Proteſtes der Basler enthauptet wurde, 30. Oktober 1608. Vgl. Heune AmRhyn, Geſchichte des Schweizer Volkes 2, 296. — Sammlung der Eidgenöſſiſchen Abſchiede 5/I, 901, 903, 932 und beſonders Buxtorf-Falkeiſen, Basleriſche Stadt- und Landgeſchichten aus dem 17. Jahrh. 1. Heft S. 18 ff.

„Den 26. morgen frie aufgeweſt, aber ſpat hinweggezogen; dan mier das Thumbſtift beſehen, welches uns gern gezaiget worden umb ein Trinkgelt. Alles haben mier beſichtiget, Auditoria [1]) in Academia [2]) und das Conſiſtorium, darin noch im Fenſter Geſchmelz iſt, Herzog Heinrich aus Bayern, Kaiſer, und in der Mitt unſer liebe Fraw. Auch an der Wand ſend noch ettliche bayriſche Wappen und andere catholiſche Gemel [3]) zu ſehen. Bey dem Dominicaner Cloſter iſt auf dem Freidhof der Todtentanz wol zu ſehen. Alle Cleſter ſend verſpert, etlich Fenſter und Meir [4]) zerſtehrt. Dem Buxenmaiſter, ſo uns die groſſe Geſchüz, Maurbrecher und andere Kriegsriſtung in baiden Zeugheiſeren zaiget, verehrt 30 kr.

„Baſel in Thumbſtift auf der linken Hand ligt begraben Erasmus Rotterodamus und im Creizgang Oecolompadius ꝛc.

„In dem Wurzhaus hat uns der Wirdt zaigt ein Schweizer Khas, ein Werckh ſchuochdickh, 6 Spann brait oder weit, wigt 135 Pfd., koſtet 40 Kronen; ſolle auf den Reichstag nach Regenspurg verehrt werden. Alda ſchlegt die Uhr alzeit 1 Stund zu frie; dan wan es am Tag 8 Uhr iſt, ſchlegt es 9 Uhr und alſo fort. Sagen etliche, es khome vom Concilio, ſo da gehalten worden, her. Dan andere Uhren, ſo vor dem Concilio geweſt, ſchlagen wie bey uns. Andere geben ander Urſachen für, wie zu ſehen in der erſten Rais. Nach dem mier alles beſichtiget, haben mier zu Mittag geſſen und verzehrt 2 fl. 8 kr. Dem Stallknecht geben 4 kr.

„Das Holz iſt alda theür. Dann mier zwen Nachts ein wenig laſſen einhaizen, das Gewandt zu truckhnen, haben darfür zaalen mieſſen 12 kr. Iſt dannoch nichts truckhen worden.

Rückreiſe. „Zu Mittag [23. Mai 1613] zu Baſel durchgeritten. Was Sontag nach dem alten Calender, aber bey uns

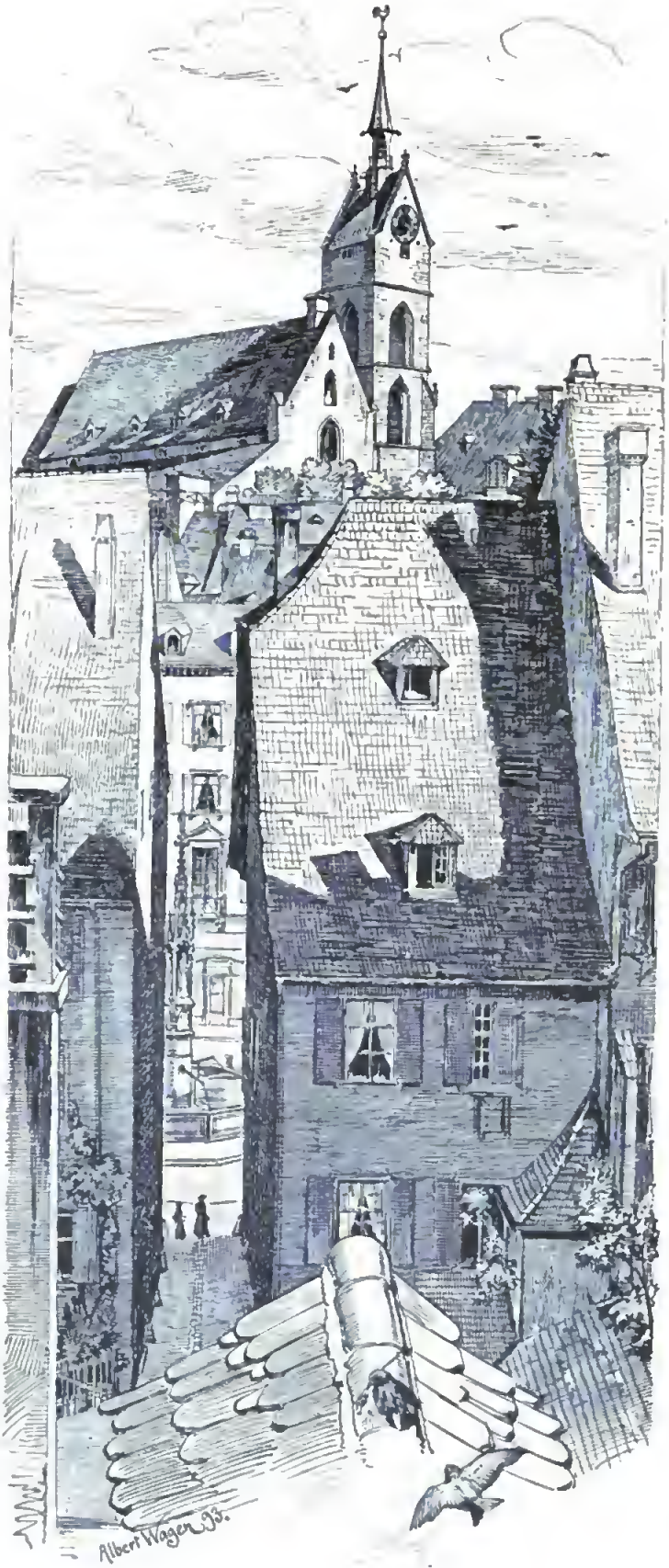
---

[1]) Hörſäle. [2]) Univerſität. [3]) Gemälde. [4]) Mauern.

war feria quinta und die octava ascensionis domini [1]). Alda haben mier erfahren und auch geſpieret in Feldern und Straſen, das am verganguen Sontag Nachts und Montag, ein ſo gros Regenwetter und Gewaſſer geweſt, das die Felder ueberloffen geweſt mitt Waſſer, viel Traidt und Gras ueberſchitt und verderbet, die Weg und Straſen zerriſſen, daher niemand hat kinden fortkhomen. So mier diſe Tag antroffen, hetten mier mieſſen ſtil ligen und feyren.

„Zu Baſel darf der Mann ſein Weib nitt ſchlagen. Schlegt ers, ſo muos er in Waſſerthurn, wan er auch ein Radtsherr were. Von Baſel auf Rheinfelden geritten und nach 1 Uhr ankhomen."

[1]) „aber bei uns (nemlich den Katholiken) war Donnerſtag und der 8. Tag nach der Himmelfahrt des Herrn." Der Unterſchied beruht auf der Differenz zwiſchen dem alten julianiſchen und dem von Papſt Gregor XIII. im Jahre 1582 neu eingeführten, nach ihm benannten und noch jetzt geltenden gregorianiſchen Kalender, deſſen Monatsdaten denen des julianiſchen Kalenders damals um zehn Tage voraus waren. Die Proteſtanten in Deutſchland und der Schweiz nahmen erſt auf das Jahr 1701 den „papiſtiſchen" Kalender an. Vgl. Ideler, Chronologie 2, 322 ff.


Albert Wager 93.

Jung Stilling in Basel verboten.

Kirchengeschichtliche Mitteilung

von

A. v. Salis, Antistes.

Im Archiv des Antistitiums finden sich einige Schriftstücke, die kaum weiterhin bekannt sein werden, und aus denen wir folgende Mitteilung zusammenstellen über eine kleine Episode aus der Basler Kirchengeschichte, welche uns gar eigentümlich anmutet, über das Verbot einer Schrift Jung Stillings in Basel durch Obrigkeit und Geistlichkeit.

Die Akten über den ganzen Handel (soweit sie im Antistitialarchiv aufbewahrt sind) beginnen mit einem:

Extractus Raths Protocolli vom 24. September 1808.

Auf den Einzug: Es sollte das unlängst erschienene Buch über Geister und Erscheinungen verbothen werden, damit schwache Gemüther nicht in dem Wahn bleiben mögen, als wenn dergleichen Schwärmereien und Erdichtungen mit obrigkeitlicher Bewilligung gedruckt oder verkauft werden, ward beschlossen:

:‖: Soll ein Exemplar der Theorie der Geisterkunde E. E. Ministerium zugestellt und von Wohldemselben ein Gutachten

über dieſes Buch begehrt werden. Indeſſen ſoll der Verkauf dieſes Buches unterſagt und Herr (Buchhändler) Flick bey der Kanzley vernommen werden, wo die durch ein beſonderes Blatt angekündete wohlfeilere Ausgabe dieſes Buchs gedruckt worden?

Canzley des Cantons Baſel.

* * *

Einen Monat ſpäter ſetzte Antiſtes Emanuel Merian (geb. 1732, III 16. — Ant. ſeit 1766, VII 22; alſo damals über 76 Jahre alt!) das inkriminierte Buch in Cirkulation bei der Geiſtlichkeit. Ein allfälliger Vorwurf der Verſchleppung der Angelegenheit muß verſtummen, wenn wir aus dem ſpäter gedruckten Gutachten des Mannes ſehen, mit welcher Genauigkeit und Geiſtesſchärfe der alte Herr offenbar inzwiſchen ſich ſeine Excerpte aus dem Buche angefertigt hatte.

Am 5. Oktober ſchreibt er dann an die:

„Viri plurimum Venerandi, Spectabiles, plur. Reverendi, Excellentiss. Vigilantissimi:

Aus beyliegender Erkanntn. E. E. Kantonsraths werden Selbige erſehen, daß von uns ein Gutachten über die beygehende Theorie der Geiſterkunde verlangt wird. Ich hätte dieß Buch früher in Circulation geſetzt, wenn mir nicht, nebſt andern Geſchäften, die in voriger Woche gehaltenen Examina im Gymnasio ſo viel Zeit weggenommen hätten, daß mir wenige Zeit übrig blieb, dasſelbe zu leſen und Notanda darüber zu machen. Wenn Einige unter Viris pl. Ven. et pl. Rew. dieſe Theorie ſchon geleſen, oder Gelegenheit haben, ſie von einem Freunde zu entlehnen, ſo wird das abgefaßte Gutachten E. E. Kl. Rathe um ſo viel eher können eingegeben werden.

Indessen habe ich die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu verharren

Plur. Venerandis
atque plur. Reverendis
Nominibus Vestris
Addictissimus
E. Merian
Antistes."

Den 5. Weinm. 1808.

* * *

Während das gefährliche Buch seine Runde machte bei den Ministerialen, konnte der streitbare Pfarrer Fäsch zu St. Theodor nicht mehr an sich halten, noch die gemeinsame Beratung abwarten, sondern hielt schon am 9. Oktober eine geharnischte Predigt, welche in obrigkeitlichen Kreisen sehr gut aufgenommen wurde und sofort im Druck (auf 22 Oktavseiten) erschien unter folgendem Titel:

Predigt über den Gespenster-Glauben,
nach I Timotheum IV. v. VII.[1])
gehalten in der Kirche St. Theodor, den 9. Weinmonat 1808
von
J. J. Fäsch, Pfr. daselbst.
Auf hohes Begehren und dem Wunsch mehrerer ansehnlicher Zuhörer gemäß zum Druck befördert.
Der Ertrag ist für Löbl. Almosen-Amt bestimmt.
Basel, in der Schweighauserschen Buchhandlung zu haben.

Die Predigt beginnt also:

„Andächtige Zuhörer!

„Es ist eine heilige Pflicht für jeden Prediger des Evangeliums, dem Aberglauben aus allen Kräften entgegen zu arbeiten;

[1]) Der ungeistlichen und altvetterischen Fabeln entschlage dich.

denn er iſt die Schande und eine wahre Plage unſeres Geſchlechtes; er erlöſcht das Licht unſerer Vernunft, und tödtet allen Unterſuchungsgeiſt; er hindert in hohem Grade unſere ſittliche Bildung, die Veredlung unſeres Herzens; und ertheilt unſerer Seele eine traurige, angſthafte Stimmung, er verfolgt uns Tag und Nacht mit Schreckenbildern aller Art. Auch erſchien Jeſus Chriſtus auf dieſer Erde, das Reich der Finſterniß und des Aberglaubens zu zerſtören, den Götzendienſt zu ſtürzen, den Satan und ſeine Legionen in ewige Bande zu ſchließen; er erſchien, uns den wahren Gott, als den einigen Schöpfer und Beherrſcher der Welten, als den beſten, großmüthigſten Vater und Verſorger unſeres Geſchlechtes, kennen zu lernen, uns mit der tiefſten Hochachtung, mit der innigſten Liebe, mit dem grenzenloſeſten Vertrauen gegen denſelben zu beleben; er erſchien, die erhabenſten und beglückendſten Wahrheiten uns zu offenbaren, ein wahres Evangelium der Freude uns zu verkündigen, und dadurch von Irrtum und Laſter, und aller ſklaviſchen Furcht uns zu befreyen. — Aber was thut der verblendete Sterbliche nicht alles, den großen wohlthätigen Zweck ſeiner Erſcheinung zu vereiteln! — Nein, Jeſus Chriſtus, nein! dein herrliches Werk iſt noch nicht auf der Erde vollendet! Noch immer hebt das Ungeheuer des Aberglaubens, ſelbſt in deiner Chriſtenheit, ſein hundertköpfiges Haupt empor! ſelbſt unter deinen vorgeblichen Jüngern finden ſich falſche Propheten, die den Götzen, welche Du ſiegreich zertrümmert, neue Altäre zu errichten ſuchen! Du ſelbſt, geliebter Timothee, ſcheineſt dem Geiſte der Verführung nicht ſtandhaft genug zu widerſtehen! Daher die Ermahnung deines biedern Lehrers in unſerm Texte: „Der ungeiſtlichen und altvetteliſchen Fabeln entſchlage dich!“

„Wir wollen dieſe Ermahnung des Apoſtels benutzen, den Aberglauben unſerer Zeiten anzugreifen; ſchon einigemal habe ich mich in dieſen nöthigen Kampf eingelaſſen, dabey will ich diesmal

aus allgemein bekannten Urſachen, blos auf die ſogenannten Todten-Erſcheinungen, eure Aufmerkſamkeit richten.

„Um Licht von oben flehe ich zu Dir, Vater des Lichts und der Wahrheit! Licht für mich! Licht für Alle, die mich hören! — Amen!“

Nach dieſer ſaftigen Einleitung, welche gewiß recht geeignet war, die Zuhörer mit Gruſeln das ſignaliſierte Ungeheuer erwarten zu machen, fährt der entrüſtete Redner fort:

„Unter die ungeiſtlichen und altwetteliſchen Fabeln, deren ſich der Chriſt entſchlagen ſoll, zählen wir billig jede Theorie der Geiſterlehre und den albernen Wahn, daß unſer Geiſt, — wenn er einmal ſeine laimerne Hütte verlaſſen, und zum Throne der göttlichen Gerechtigkeit ſich empor geſchwungen habe, zu erhalten, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es ſey gut oder böſe — daß unſer Geiſt auch dann noch auf der Erde verweilen, den Lebendigen erſcheinen, mit ihnen ſich unterhalten, ſie beunruhigen und erſchrecken könne; dieſen albernen Wahn widerlegen Vernunft und Offenbarung. Laßt uns die Belehrungen der letztern zuerſt anhören, denn es gibt Leute, welche alle Vernunftgründe verachten und verwerfen, und die Beweiſe für jeden Unſinn in den Büchern unſerer Offenbarung finden wollen.“

Damit wäre denn die Dispoſition der Predigt gegeben, — alſo die Gründe der Offenbarung und der Vernunft gegen den Glauben an Totenerſcheinungen! — Zuerſt diejenigen der Offenbarung:

„Im ganzen A. T. entdecken wir 2500 Jahre hindurch nicht die geringſte Spur irgend einer Todten-Erſcheinung; der Glaube an dieſelben iſt offenbar heidniſchen Urſprungs; daher wurde er auch gleich allen Betrügereyen und Gaukeleyen des Heidenthums im Moſaiſchen Geſetze auf das ſtrengſte verboten. (Vgl. 5 Moſ. 18.

3 Moſ. 20, 6.) — Und dieſe Gräuel des Heidenthums, dieſe Machwerke des unverſchämteſten Betruges, des ſchimpflichſten Aberglaubens, welche der Allerhöchſte ſo ernſtlich verboten hat, ſcheut man ſich nicht als Wirklichkeiten und Wahrheiten öffentlich zu vertheidigen! ſcheut ſich nicht, das wohlthätige Licht, welches die unſchätzbarſten Wiſſenſchaften über unſere Zeiten verbreitet haben, mit frevler Hand auszulöſchen! — ſcheut ſich nicht, die ſchwarze Nacht zurückzuführen, welche Jeſus Chriſtus, die Sonne der Gerechtigkeit, ſo glücklich zerſtreut hat! — Welch eine Schande! welch eine Verwegenheit! welch ein Hochverrath an der Menſchheit!

„Ich weiß es zwar wohl, die Vertheidiger des Geſpenſter-Glaubens berufen ſich vor allem auf die Geſchichte der Zauberinn in Endor (1 Sam. 28.). Hat ſie nicht, fragen ſie triumphirend, hat ſie nicht, auf Saul's Verlangen, den erblaßten Samuel aus der Gruft hervorgerufen? — Allein man leſe die Erzählung mit Aufmerkſamkeit und Unbefangenheit, und leicht wird man ſich überzeugen, daß alles nur Betrug und Blendwerk war. Weſſen Herz empört ſich nicht bey dem bloßen Gedanken, daß ein frommer ehrwürdiger Greis, wie Samuel, den Beſchwörungen eines verächtlichen Weibes gehorchen muß! Wie, Allgütiger, iſt das die Ruhe, welche du dem Freunde der Tugend nach ſeinem Tode verheißen haſt? — Gehört das zu den Seligkeiten deiner Auserwählten, daß ihre abgeſchiedenen Seelen jedem Leichtgläubigen und jedem Böſewicht zum Schrecken oder zum Spielwerk dienen ſollen? — O dann könnte ja der Gerechte in ſeinem Tode nicht getroſt ſein, nicht Luſt haben abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein! — Nein, edler Samuel, nein! dein verklärter Geiſt war es nicht, der in Endors unterirdiſchen Gängen erſchien! — Ein ſchlauer, abgerichteter Lebendiger verſtund die Kunſt, deine oft gehörte Stimme nachzuäffen, und den verworfenen Regenten Iſraels zu täuſchen! Dieſe Täuſchung, A. Z., war um ſo leichter, da Saul und die Zauberin

jedes in einem besondern Zimmer sich befanden, da der König selbst den Samuel nie gesehen, sondern auf die bloße Beschreibung der Zauberin hin an seine Erscheinung glaubte. Mag immer dasjenige, was sie den vorgeblichen Geist weissagen machte, in der Folge eingetroffen sein, es war aus verschiedenen Umständen (1 Sam. 15) und aus der Muthlosigkeit des Königs nicht schwer zu errathen, und daß das listige Weib selbsten erschrak, geschah entweder wegen der Gegenwart eines Königs, der schon manche Zauberin ausgerottet hatte, oder aus bloßer Verstellung, um den abergläubischen Saul desto leichter zu hintergehen; wie hätte sie sonst erschrecken können? Sie, die an Geistererscheinungen gewohnt oder vielmehr mit Blendwerken dieser Art sehr vertraut war? Und haben wir nicht selbsten schon Taschenspieler gesehen, welche vermittelst narkotischer Rauchwerke, und unter Begünstigung der Finsterniß, todtenähnliche Gestalten hervorzubringen im Stande waren?

„Und wäre die Erscheinung Samuels, sowie jedes andern Todten, nicht Betrug, nicht Blendwerk, so würde sie mit mehreren Aussprüchen des A. T. in offenbarem Widerspruch stehen." . .

Nun werden die Verbote des Befragens der Toten erwähnt, und die Stellen des A. T., welche ein Wiederkehren der Toten leugnen (Hiob 7, 8—10. Psalm 115, 17. 49, 15. Pred. 12, 5—7. 2, 1.)

Gegenüber der Berufung auf das N. T. heißt es: „Das N. T. erklärt sich nirgends zu Gunsten der Todten-Erscheinungen, wie sie in der berüchtigten Theorie der Geisterlehre geschildert werden; vielmehr findet sich in der Geschichte des reichen Mannes und des armen Lazarus eine umständliche Widerlegung" (Luk. 16.), ... weil ein Mittelort (Hades) geleugnet werde, und Abraham selbst eine Totenerscheinung für nutzlos erkläre. — Dann werden die Stellen des N. T. citiert, wo von einer Entscheidung, Leben oder Gericht, gleich nach dem Tode die Rede sei,

(vgl. Joh. 5, 24. 17, 24. Hebr. 13, 14. 2. Kor. 5, 9. Offbg. Joh. 14, 13, ſelig ‚von nun an‘ . . .). Auch Mark. 6. ſagt nur: ‚die Jünger meinten, es ſei ein Geſpenſt‘ (vgl. Luk. 24.) . . . . Nun berufe man ſich ferner auf Luk. 8. (Erſcheinung von Moſes und Elias auf dem Tabor) und auf Matth. 27 (die auferſtandenen Heiligen in der Todesſtunde des Herrn). Da ſagt Fäſch:

. . . . . „Und in der That, einen einzigen Umſtand dieſer merkwürdigen Begebenheiten wegzuläugnen, hieße die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangeliums verdächtig machen. . . . . Aber — Elias war eben lebendig gen Himmel gefahren, und Moſes Grab hat Niemand erfahren können. Und wenn dieſe berühmten Männer auch wirklich als Verſtorbene zu betrachten wären, wer darf es wagen, zwiſchen dieſen erhabenſten und bedeutungsvollſten aller Erſcheinungen, und zwiſchen den zweck- und hirnloſen Geiſter-Mährchen unſerer Zeiten auch nur die geringſte Aehnlichkeit zu finden? . . Die Verklärung Jeſu ſollte die Göttlichkeit ſeiner Sendung beweiſen . . . . . Und die Todtenerweckung in der Todesſtunde Jeſu war das Geringſte, was geſchehen konnte, um dem ganzen Menſchengeſchlechte zu beweiſen, daß Chriſtus durch ſeinen Tod dem Tode die Macht genommen. . . . Und überdieß iſt da eine wirkliche Auferſtehung und nicht eine Geiſter-Erſcheinung, ein Wunder, nicht etwas gewöhnliches, wie letztere ſein ſollen! — So findet ſich denn im ganzen Bibelbuche nichts, was zur Vertheidigung des Geſpenſter-Glaubens dienen könnte. . . . . Und doch berufen ſich Viele auf die Bibel. Aber ſo kommt es, wenn der Menſch die Vernunft zu ſeinem Fußſchemel erniedrigt. Darum laßt uns auf der Huth ſein vor den ungeiſtlichen und altwetteliſchen Fabeln! und beſonders vor den Erzählern derſelben. Das ſind ſehr oft diejenigen, die bey allem ihrem Glaubensgeſchwätze doch den allein wahren und ſeligmachenden Glauben verdrängen, ... Menſchen von zerrütteten Sinnen.“ . . .

„Gern möchte ich jetzt noch die Gründe der Vernunft, dieſer Tochter des Himmels, wider die ſogen. Todten-Erſcheinungen eurer Andacht vortragen, aber die Furcht eure Geduld zu ermüden und die gewöhnliche Zeit einer Predigt zu überſchreiten, macht es mir zur Pflicht, mich kurz zu faſſen, und erlaubt mir kaum, noch einige wenige Bemerkungen eurer Prüfung vorzulegen.

„Wenn die Verſtorbenen den Lebendigen wieder erſcheinen können, warum geſchieht dies größtentheils nur in der Finſterniß? in der Dämmerung, in der Mitternachtsſtunde? — Warum erſcheinen dieſelben nur furchtſamen, ungebildeten, einfältigen, abergläubiſchen, gemüthskranken und ſchwärmeriſchen Menſchen? Warum nicht auch den gebildeten, den unerſchrockenen, den aufgeklärten, den ungläubigen? — Warum in unſern Tagen bey weitem nicht mehr ſo oft und viel, als vor hundert und mehreren hundert Jahren? — Welcher Unbefangene wird nicht antworten: Weil ſie ein bloßes Hirngeſpinſte, die Brut einer zerrütteten Einbildung ſind, u. ſ. w. Und wozu ſollen ſie nützen, dieſe Todten-Erſcheinungen? Denn wenn ſie nichts nützen, wenn ſie nicht mit wohlthätigen Folgen begleitet ſind, ſo kann ein weiſer und gütiger Gott ſie nicht zulaſſen. Sollen ſie etwann zur Strafe, zur Beſſerung der Gottloſen dienen? Warum werden denn die leichtgläubigen Frommen weit mehr von denſelben geplagt, als die Sklaven des Laſters? — Sollen ſie den Glauben an unſere Fortdauer nach dem Tode ſtärken? Wird denn dieſer Glaube durch Vernunft und Offenbarung nicht genug geſtärkt? — Und läßt nicht Chriſtus den Abraham beſtimmt ſagen (Luk. 16, 21): So auch ein Todter auferſtünde, ſo würden ſie doch nicht glauben?

„Allein nicht bloß können Todten-Erſcheinungen nicht den geringſten Vortheil uns gewähren, — groß und unverkennbar iſt der Schaden, welcher durch den bloßen Glauben an dieſelben angerichtet wird; durch ihn wird die Ruhe unſerer Seele geſtört, die

Gesundheit unseres Körpers geschwächt, unser Muth erschlafft, unser Vertrauen auf Gott zertrümmert; durch ihn werden wir von der Erfüllung mancher heiligen Pflicht abgehalten, und in mancher Rücksicht zu einem unnützen Glied der menschlichen Gesellschaft gemacht; . . . . selbst die dunkle Nacht, die holde Einsamkeit, diese Lehrerin der Weisheit, diese Mütteren großer Gedanken und edler Gefühle, sind des Geisterſehers schreckliche Peiniger, zeugen nichts als Angst und Schrecken und Muthlosigkeit in seinem Innersten; sogar der Schlaf verliert für ihn seine erquickende Süßigkeit. . . . Ach, der Unglückliche ist sich selbsten und oft auch Andern zur Plage! — Wird es wohl nöthig sein, meine Theuersten, für diese traurigen Wirkungen des Gespenster-Glaubens Beyspiele anzuführen? Gibt es deren nicht genug in unsrer Vaterstadt, und besonders seit der Erscheinung der Theorie der Geisterlehre? Und ein so schändlicher, schimpflicher Glaube sollte gegründet seyn? — — —

— — — — — — — — — — — — —

„Ach, daß doch endlich der Nebel der Verblendung weichen, daß die Vernunft in ihre heiligen Rechte treten, daß die himmlischen Wahrheiten des Evangeliums den Schwärmereyen unsres Zeitalters ein Ende machen möchten! Daß jeder Machthabende, jeder Helldenkende, jeder Menschenfreund sich verpflichtet fühlte, zur Vertilgung des Aberglaubens sein möglichstes beyzutragen! — Heil den Regenten unseres Staates, welche durch weise Verordnungen nicht bloß ihr hohes Mißfallen an den Unfugen der Geister Theorien öffentlich bezeugen, sondern auch dieselben aus unsrer Mitte zu verbannen sich bestreben! In dem Munde aller Edeldenkenden und Rechtschaffenen des Landes wird der Ruhm ihres Namens ertönen! — Heil den Vätern und Müttern, welche ihre Kinder nicht im Schrecken und Glauben an Geister-Erscheinungen, sondern in der Furcht und Ermahnung zum Herrn erziehen! Ihre Söhne und Töchter werden aufwachsen zu ihrem Troste, zu ihrer Ehre, zu

ihrer Freude! — Heil den Lehrern in Kirchen und Schulen, welche ihre Gaben und Kräfte raſtlos darauf verwenden, den Fortſchritten der Schwärmerey entgegen zu arbeiten, und geſunden Menſchen-Verſtand und ächte Chriſtus-Religion überall zu verkündigen, zu befördern! der Segen der ſpäteſten Nachkommenſchaft wird auf ihnen ruhen! — Heil einem jeden unter uns, der ſich aller ungeiſtlichen und altvetteliſchen Fabeln entſchlaget, die Wahrheit über alles ſchätzt, die Tugend über alles liebt, das Evangelium über alles verehrt, vor Gott allein ſich fürchtet und in allen ſeinen Satzungen untadelich einherwandelt! Er allein iſt des Menſchennamens, der Gotteskindſchaft, der Chriſtus-Brüderſchaft werth! Er allein iſt würdig, dereinſt aufgenommen zu werden in die ſeligen Verſammlungen der vollendeten Gerechten, der heiligen Geiſter des Himmels! — Amen!" —

* * *

Wie weit der verheißene Ruhm dieſer edeldenkenden, weiſen Regenten des Staates Baſel gedrungen, weiß ich nun nicht. Aber ſie waren jedenfalls für dieſe beredte Apotheoſe nicht unempfindlich, und redlich bemüht, dieſelbe zu verbreiten, zu noch weiterer Rettung und Beſchirmung der ſchwer gefährdeten Menſchheit.

Auf Befehl Ihro Weisheit Herren Amtsbürgermeiſters hat am 21. Oktober 1808. Rathsſchreiber Wieland die Ehre, V. P. V. Herrn Antiſtiti anliegende 125. Expll. der Predigt J. W. Ehrw. Herrn Pfarrer Fäſch über den Geſpenſter-Glauben zuzuſenden, mit dem Erſuchen, ſämtlichen Herren Geiſtlichen und den gutfindenden Schulmeiſtern Exemplare davon zuzuſtellen. Sollten zu dieſem Ende noch mehrere Exemplare davon erforderlich ſeyn, ſo gewärtige er eine nähere Anzeige.

* * *

Die Predigt Fäſchs wurde aber nicht von jedermann ſo günſtig beurteilt. Im Archiv des Antiſtitiums liegt ein kleines Heftchen von

ſechs Oktavſeiten in Manuſkript: Stilling und ſein Gegner F***. Der Verfaſſer iſt nicht genannt. Aber ein alter Umſchlag in demſelben Fach, der ſpäter gewendet wurde und als Deckblatt diente für ſämtliche „Acta über die Schriften des Hofraths J. H. Jung genannt Stilling. 1806—1809“ — dieſer Umſchlag trägt, in ſeine urſprünglichen Brieffalten zuſammengelegt, die Adreſſe: „Herrn Oberſt-Helfer Stückelberger z. g. H.“, darunter die Notiz: „von v. pl. Rev. Hr. Diac. Stockmeyer“ und ſeitwärts nochmals: „Anmerkungen H. Diac. Stockmeyers“. In dieſes Convert paßt jenes kleine Manuſkript vollkommen hinein, ſo daß der Schluß ſehr nahe liegt, jenes Manuſkript ſei nichts anderes, als eben die auf dem Umſchlag erwähnten „Anmerkungen des H. Diac. Stockmeyer“.

Freilich iſt zu bemerken, daß nach dem Catalogus der Candidati S. Ministerii (ſeit 1642) der fragliche M. Joh. Jak. Stockmeyer (Vater von Hr. Antiſtes Stockmeyer), Kandidat ſeit 15. März 1810, Diac. Micropolit. wurde den 31. März 1812 († 1821). Er konnte alſo anno 1808 noch nicht Diakonus St. genannt werden. Auch würde er als ſolcher wohl kaum gegen ſeinen Paſtor geſchrieben haben. Aber es wäre ſehr wohl denkbar, daß jene Notiz auf dem erwähnten Umſchlag erſt ſpäter, beim Ordnen der Schriftſtücke, von Antiſtes Em. Merian wäre beigefügt, ja daß ihm erſt bei jener Gelegenheit das genannte Schriftchen von Oberſthelfer Stückelberger, an den es adreſſiert war, wäre „ad Acta“ gegeben worden. Iſt dieſe Vermutung richtig, ſo hätte Stockmeyer etwa als älterer stud. theol. dieſe Kritik von Fäſchs Predigt geſchrieben, vielleicht für Oberſthelfer Stückelberger. — Wäre ſie nicht richtig, ſo wüßte ich keine Erklärung für den Umſtand, daß jener Umſchlag mit ſeinen Notizen bei dieſen „Jung Stilling-Akten“ liegt.

Die kurze Kritik iſt wohl wert, daß wir ſie anhören.

„Stilling und sein Gegner F***.

„War es wohlgethan, St. öffentlich zu wiederlegen und ist diese Wiederlegung für den Wahrheitsforscher genügend? Nach reifer Überlegung muß ich beyde Fragen verneinen. Allerdings hat St. in seinem Werke manche Blößen gegeben — seinen Beweis sehr schlecht geführt; überhaupt wird es wohl auch dem scharfsinnigsten Schriftsteller unmöglich, die Wirklichkeit oder Möglichkeit der Geister-Erscheinung zu beweisen. Aber eben so unmöglich ist es ihm, uns vom Gegentheil zu überzeugen, oder den Ungrund solcher Erscheinung zu beweisen. Vernunft und Bibel lassen uns darüber in Ungewißheit, die man nur auf Kosten der Wahrheit wegdisputiren kann. Wenn aber je St. Theorie wiederlegt werden mußte, so mußte es durch einen bescheidenen Mann, mit ruhigem Prüfungsgeist und nicht in absprechendem Tone geschehen. —

„In allen diesen Hinsichten ist die Predigt gegen den Gespenster-Glauben höchst einseitig, unzweckmäßig und unbefriedigend. Der Verfasser kündigt darin sogleich an, daß er die Sache nicht ruhig und unpartheyisch untersuchen — sondern eigentlich seinen Gegner zu Boden schlagen wolle. Und dennoch setzt er ihm lauter unhaltbare Gründe entgegen, die ebenfalls keine genaue Prüfung aushalten. Stillings Theorie beruht freylich größtentheils auf grundlosen oder wenigstens unerwiesenen Behauptungen und falschen Schlüssen; daß ihm aber sein Gegner darinn nichts nachgebe, davon wird uns eine genauere Prüfung der Predigt über den Gespenster-Glauben leicht überzeugen. —

„Schon die Eintheilung desselben verdient eine ernsthafte Rüge. Der Verfasser verbreitet sich darinn über die Schädlichkeit des Aberglaubens überhaupt mit der ihm gewöhnlichen Emphase; zugleich aber leuchtet daraus die unedle Absicht hervor, St. als den Auferwecker des Ungeheuers des Aberglaubens darzu-

ſtellen, da er doch, wie jeder unbefangene Leſer ſeiner Theorie geſtehen muß, weit davon entfernt war, alle Arten deſſelben zu billigen. Wenn aber ſeine Anſichten der Geiſterwelt und ihrer Wirkung den Namen Aberglauben verdienen, („was doch auch nach der Erſcheinung der Predigt über den Geſpenſter-Glauben noch immer unentſchieden bleibt"), ſo müßte dies zuerſt bewieſen, und erſt nachher die Schädlichkeit ſolcher Meinungen vorgeſtellt werden. Ich kenne noch mehrere einſichtsvolle und achtungswürdige Männer, („z. B. Pfeffel und Jakobi") die an ſolche Einwirkungen der Geiſterwelt glauben; wer wird es deßwegen wagen, ſie als Beförderer des gröbſten Aberglaubens zu verketzern? Daß doch auch die Aufklärung immer ſo intolerant iſt!!

„Der Verfaſſer zählt beſonders Todten-Erſcheinungen zu den ungeiſtlichen Fabeln, deren ſich der Chriſt entſchlagen ſoll — läßt aber dieſen vielſeitigen Begriff unbeſtimmt und verſteht darunter blos die Rückkehr der verſtorbenen Geiſter. An eine ſolche Rückkehr, im eigentlichen Wortverſtand, wird nun freylich kein Vernünftiger glauben; man kann aber an erhaltene Einwirkungen — Zeichen der Geiſterwelt glauben, ohne deßwegen anzunehmen, daß ſie noch auf Erden verweilen, oder ihren von Gott angewieſenen Aufenthalt verlaſſen haben. Könnte nicht — durch göttliche Schickung oder Zulaſſung — eine Kraft von ihnen ausgehen — kann der Allmächtige ihnen nicht eine vorübergehende Verbindung mit ihren Hinterlaſſenen — eine flüchtige Aeuſſerung gegen uns geſtattet haben? Daß wir — mit unſerm kurzſichtigen, noch ſo manches andere nicht einſehenden Verſtande, keinen Nutzen davon einſehen, benimmt jener Vermuthung nicht alle Wahrſcheinlichkeit. —

„Aber, ſagt Herr F., im ganzen alten Teſtament finden wir 2500 Jahre hindurch keine Spuhr einer Todten-Erſcheinung. Richtig; aber bleibt die Auferſtehung Jeſu nicht dennoch wahr,

obſchon man in einem eben ſo langen Zeitraume von Adam bis Elias kein Beyſpiel einer Todten-Auferweckung hatte; könnte man alſo mit jener Einwendung nicht auch die Auferſtehung Jeſu Chriſti in Zweifel ſetzen?

„Gott hat, fährt Herr F. fort, ſelbſt verboten, die Todten zu fragen. Noch ein unhaltbarerer Beweis! Dies führt ja nicht die Unmöglichkeit herbey, von ihnen Zeichen zu erhalten.

„Die übrigens ſchon längſt bekannte Erklärung der Geſchichte von der Zauberin zu Endor hat allerdings vieles für ſich; wenn nun der ganze Glaube an Geiſter-Erſcheinungen auf dieſer Geſchichte beruhte, ſo könnte freylich Herr F. triumphirend ausrufen: Veni, vidi, vici! Allein er ſtoßt bald wieder auf andere Schwierigkeiten, die er nicht ſo glücklich überwindet.

„Die Stellen aus Hiob, den Pſalmen und dem Prediger Salomo's entkräften freylich den gewöhnlichen pöbelhaften Geſpenſter-Glauben — beweiſen aber nichts gegen die Möglichkeit einer feinern Einwirkung oder Aeuſſerung der Geiſterwelt. —

„Folgen wir dem Verfaſſer nun auch zu ſeinen Beweisgründen aus dem Neuen Teſtament. Die Geſchichte des Lazarus und des reichen Mannes, die er zuerſt anführt, beweiſet wohl, daß der Verſtorbene ſogleich in den ihm gebührenden Aufenthalt der Vergeltung verſetzt werde, — ſtreitet aber nicht gegen die Meinung: daß zwiſchen Verſtorbenen und Lebenden einige Verbindung oder Mittheilung Statt finden könne. Dieſe erhält im Gegentheil durch das Geſpräch zwiſchen dem Bewohner des Himmels und der Hölle ſogar einen höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit. Wenn ſogar Verdammte ſich den ſeligen Geiſtern des Himmels mittheilen können, warum ſollten wir Lebende davon ausgeſchloſſen ſeyn?? —

„Eben ſo wenig beweiſen die S. 12 angeführten Stellen auch nur das Geringſte gegen die ſchrecklich verrufene Hypotheſe der Geiſter-Erſcheinungen. Der Verfaſſer verwechſelt immer das

Umherſchwärmen eines verſtorbenen Geiſtes mit ſeinen Einwirkungen oder Zeichen, als wenn letſter das Erſtere nothwendig machte!? —

„Auch mit Moſes und Elias iſt Herr F. bald fertig. Aber daß ſie blos deswegen wieder erſcheinen konnten, weil ſie nie waren begraben worden, iſt doch ein ſonderbarer Grund! Der Geiſt iſt's ja, der ſich nach dem Tode noch an den Überlebenden äuſſert — vom begrabenen Leib wird es ohnehin kein Vernünftiger behaupten.

„Gern oder ungern muß der Verfaſſer zugeben, daß in der Todesſtunde Jeſu ſich die Gräber öffneten, und die Todten auferſtuhnden — und mit Recht ſchreibt er es der Wichtigkeit jener Stunde, worauf die Juden dadurch aufmerkſam gemacht werden ſollten, zu. Der Verfaſſer giebt alſo zu: daß die göttliche Allmacht zu wichtigen Zwecken ſolche Ereigniſſe geſchehen laſſe. Aber kann ſie nicht auch heut zu Tag ihre wichtigen Zwecke haben, bey den verſchiedenen Einwirkungen der Geiſter-Welt? Wer kann darüber abſprechen??

„Nachdem nun Herr F., wie er ſich einbildet, alle aus dem Neuen Teſtament hergenommene Einwendungen triumphirend widerlegt hat, ruft er aus: So findet ſich denn im ganzen Bibelbuche nichts, was zur Vertheidigung des Geſpenſter-Glaubens dienen könnte! Doch triumphiren Sie nicht zu voreilig — mein Freund! Was ſagen ſie denn zu den böſen Geiſtern, welche Jeſus aus den Beſeſſenen vertrieb — zu der Verſuchung Chriſti — zu den Erſcheinungen Petri Act. 10. — 2 Kor 12 — zu den Stimmen vom Himmel, die Johannes auf Pathmos hörte? Was zu jener Stelle, wo Jeſus von den Kindern ſagt: Ihre Engel ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel — und andern ähnlichen Stellen? Freylich iſt hier nirgends von Todten die Rede — aber doch von wunderbaren Einwirkungen der Geiſter, über welche Sie gleichwohl ſo unbedacht abgeſprochen haben. — Erklären Sie

uns zuerst auch diese Stellen auf eine befriedigende Weise, ehe Sie alle unnatürliche und ausserordentliche Erscheinungen wegläugnen. —

„Doch, fahren Sie fort, wenn die Todten den Lebendigen wieder erscheinen können, warum geschieht es nur in der Mitternachtsstunde, Finsterniß u. s. w. Ich habe weder bey Tag noch bey Nacht jemals eine solche Erscheinung gehabt; daß aber bey Nacht sich die meisten ereignen, läßt sich theils aus der Natur der Geister, theils aus der durch die Stille beförderten Aufmerksamkeit erklären; übrigens gebe ich gerne zu, daß die Nacht zu vielen Betrügereyen und Selbst-Täuschungen Anlas gebe, und also auch deswegen bey Nacht mehr solche Erscheinungen Statt finden. — Daß aber, wie Herr F. behauptet, nur furchtsame, ungebildete Menschen dergleichen Erfahrungen gemacht haben, ist nicht zuverlässig und liesse sich durch viele Beyspiele wiederlegen. — Endlich wirft er auch die Frage auf: Was solche Erscheinungen nützen? und deklamirt sehr heftig gegen die schrecklichen Wirkungen dieses Glaubens. Allein für manches fühlende Herz hat der Glaube an eine fortdauernde Verbindung mit der Geisterwelt — besonders mit lieben Abgeschiedenen nicht nur nichts Schreckendes — sondern im Gegentheil viel Trostvolles und Erfreuliches. Ob nun solche sanft fühlende Seelen für Staat und Kirche wirklich so gefährlich sind, überlasse ich andern zu entscheiden.

„Übrigens habe ich mit diesem kurzen Aufsatze nur zeigen wollen, daß sich über diesen Gegenstand nichts entscheiden lasse, daß alles auf individuellen Ansichten und Erfahrungen beruhe, und man allso Jeden bey seiner Überzeugung lassen müsse, bis Wahrheit und Irrthum sich genauer von einander scheiden werden.

* * *

Inzwischen muß Antistes Merian sich eingehender und gründlicher nicht nur mit der inkriminierten, sondern auch mit andern Schriften Stillings befaßt und indirekt diesen zur Rede gestellt

haben über einige ihm besonders bedenklich scheinende Punkte in Stillings Lehren und Anschauungen, speciell über eine anstößige Stelle in dessen „Christlicher Menschenfreund".

Es liegt im Archiv ein kleiner eigenhändiger Brief Jung Stillings (datiert Oktober 1808):

„Ew. Hochwürden haben mir durch Freund Schorndorf ein Billet insinuiren lassen, worinnen Sie mir die Bedenklichkeiten äußern, daß einige Stellen — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
für die Jugend nachtheilig sein können. Erlauben Sie mir, verehrungswürdiger Mann, Ihnen mit der gebührenden Ehrfurcht, und nach der Wahrheit zu antworten! — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
Ich habe nie in meinem Leben gesagt, daß Adam ein Hermaphrodit vor dem Fall gewesen, sondern die männliche und weibliche Natur seyen in ihm in seinem verklärten Körper vereinigt gewesen; bey der Erschaffung der Eva wurde das Weibliche vom Männlichen abgesondert; denn man wird doch die Erschaffung der Eva aus dem knöchernen Bogen einer Rippe nicht wörtlich verstehen wollen. Der Schöpfer konnte ja aus dem Manne nichts heraus nehmen, was nicht vorher in ihm war.

„Daß aber Adam bey der Benennung der Thiere schon angefangen habe sinnliche Lüste zu empfinden, ist mir darum wahrscheinlich, weil Gott vorher **Alles** „gut" erklärt hatte, und nun sagt, es sey **„nicht gut"**, daß der Mensch alleine seye.

„Diese Sätze habe ich weder von Jakob Böhm, noch von der Mme Bourignon, denn die Schriften der Letztern hab ich gar nicht gelesen, und vom Erstern wenig; sondern sie sind unter sehr schätzbaren und sehr gelehrten Theologen, und erleuchteten Christen, als wahrscheinliche Hypothesen geläufig. Ich habe sie viele Jahre, in meinen Collegien der Philosophie der Menschheit, ohne Schaden

vorgetragen, und für den Schaden, den sie im christlichen Menschenfreund stiften, bin ich gern verantwortlich. Der heilige Ehestand ist darum heilig, weil er das Thierische der Fortpflanzung heiligt, und wird gewiß durch diese Vorstellung nicht entweyht.

„Theurer, Verehrungswürdiger Mann! Wenn Sie für nöthig finden, daß dieses Blatt im christlichen Menschenfreund vernichtet werden müßte, weil es viel Aergernis anrichten, oder gefährliche Ideen und Triebe bey den Kindern erwecken könnte, sagen Sie selbst, wie viele Blätter in der Bibel selbst müßten dann herausgeschnitten werden? z. B. Noah's Trunkenheit, Loth's Blutschande, so viele Stellen im Mosaischen Recht, die Geschichte Juda und der Thamar, und viele andere mehr. Ach Gott! wir haben jetzt wichtigere Sachen zu thun und zu bedenken, als dergleichen Hypothesen, die ja keine Glaubensartikel sind, zum Gegenstand der Critik zu machen. Ich werde indessen doch diese Erinnerung in Zukunft benutzen, und sehr vorsichtig seyn. Ueberdem waren schon 2400 Exemplare in alle Welt verschickt, als ich Ihr Billet bekam, und die Sache nun nicht mehr zu ändern.

„Mit wahrer herzlicher Liebe und Verehrung

Ew. Hochwürden
gehorsamster Diener
Jung Stilling."

* * *

Am 18. November 1808 wurde die Frage in voller Kapitelssitzung besprochen und erledigt. Im Protokoll (Acta ecclesiastica) steht:

„Conv. Past. et Theologorum cum Ministris omnibus d. 18. Nov. 1808.

„Deliberatum über ein, durch eine Erkanntnuß d. d. 24. Septb. h. a. vor E. E. und W. W. Kantons Rath begehrtes Gutachten, betreffend Herrn Hof-Rath Jung's ‚Theorie der Geister-Kunde',

wovon, auf einen geſchehenen Einzug, der Verkauf bis auf weitere Verordnung verboten worden. Ein Exemplar davon hatte vom Datum der Raths-Erk. an, bey ſämmtlichen Gliedern E. E Ministerii circulirt.

„⁂ Sind alle anweſenden Mitglieder E. E. Ministerii der Meynung, daß dies Buch E. E. und W. W. Kantons Rath als höchſt ſchädlich beſchrieben, und derſelbe erſucht werden ſolle, das ſchon gegebene Verbot nicht wieder aufzuheben. Auch ſoll bei dieſem Anlaß E. E. und W. W. Kantons Rath auf andere Bücher, welche der Religion und den Sitten nachtheilig ſind, aufmerkſam gemacht werden."

* * *

Der Antiſtes hatte nun ein ausführliches Gutachten zu verfaſſen.

Im Konventsprotokoll vom 27. Dezember 1808 heißt es:

„Zum Beſchluß ward das ſo gründlich abgefaßte Gutachten an E. E. und W. W. Kantons Rath, betreffend Jungs Theorie der Geiſterkunde vorgeleſen."

Und ſchon folgenden Tages erſchien:

„Extractus Raths-Protocolli, vom 28. Decbr. 1808.

„Als das Gutachten E. E. Geiſtlichkeit wegen Jungs Theorie der Geiſterkunde verleſen worden, ward

erkannt:

„Soll E. E. Geiſtlichkeit für ihre Bemühung und die Eingebung ihres wohlausgeführten und gründlich abgefaßten Gutachtens MHGAH Dank bezeugt werden.

„Anbey laſſen es Wohldieſelben bey der Erkanntniß vom 24. Herbſtmonat, kraft welcher der Verkauf dieſes Buchs allhier verboten worden, durchaus bewenden.

Wieland, Rathsſchreiber."

* * *

In Nr. 361 der „Allgem. Zeitung" muß der Antistes wegen jenes Gutachtens angegriffen worden sein. Deshalb ließ er dasselbe drucken, „das geehrte Publikum durch Bekanntmachung desselben zu überzeugen, daß von den ungereimten Aeußerungen, welche ihm in einem Artikel von Basel in Nr. 361 der Allgem. Zeitg. angedichtet werden, keine Spur in dem gedachten Gutachten zu finden sey". — Es erschien unter dem Titel:

„Abgefordertes Gutachten einer ehrwürdigen Geistlichkeit der Stadt Basel über Herrn Dr. Jung's genannt Stilling Theorie der Geisterkunde", mit dem Motto 5 Mos. 29, 29: „Die verborgenen Dinge sind für den Herrn, unsern Gott; diejenigen Dinge aber, die da geoffenbaret sind, sind für uns und unsere Kinder ewiglich, daß wir thun sollen alle Worte dieses Gesetzes." Basel, 1809. Gedruckt bei Samuel Flick.

Das Gutachten ist in der That vorzüglich, nach Inhalt und Form, und darf sich sehen lassen: besonnen, klar, nüchtern, gediegen, evangelisch; und doch konnte gewiß auch Pfr. Fäsch zufrieden sein mit der Ehre, welche darin seiner „Himmelstochter" Vernunft gegeben wurde. Zugleich berührt sehr angenehm die urbane Behandlung des frommen Jung Stilling und die Ehrerbietung, welche seinem christlichen Charakter gezollt wird, und welche an den Kritiker von Fäschs Predigt erinnert.

Wenn das Gutachten, wie dessen Vorwort zu schließen berechtigt, wirklich von dem 76jährigen Antistes Merian selbst verfaßt ist, so muß man staunen über die Geistesfrische des Greises und begreift wohl, daß er noch weitere 8 Jahre das Antistitium führen konnte. (Er resignierte erst 1816 und starb 1818 V 13, im Alter von 86 Jahren, 1 Monat und 27 Tagen, nachdem er 50 Jahre lang Antistes gewesen.)

Das Gutachten beginnt sehr würdig: „Vor allen Dingen finden wir nöthig, uns zu erklären, daß wir uns nicht für berufen

halten, die Perſon des Verfaſſers des Buches, von welchem die Frage iſt, oder ſeine Geſinnungen und Abſichten zu beurtheilen, ſondern nur die darinn enthaltenen Lehren und Meynungen; und daß, wenn wir dieſe aus Ueberzeugung tadeln und verwerfen müſſen, wir es ungern ſehen würden, wenn unſer Tadel auf ihn ſelbſt zurückfallen ſollte. — — — — — — — — — —

„Schon der Titel des Buches: ‚Natur-, Vernunft- und Bibelmäßige Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Geſichten und Geiſtererſcheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müſſe‘, — könnte Manche, die ohnedem ſchon für den Verfaſſer eingenommen ſind, auf den Gedanken bringen, als ob es lauter unwiderſprechliche Glaubensartikel in ſich enthielte. Und doch kommt darinn eine Menge Lehrſätze vor, die weder in der Natur, noch in der Vernunft, noch in der Bibel einigen Grund haben.“

Es wird dann zunächſt die Thatſächlichkeit vieler „Geiſtererſcheinungen“ bezweifelt; auf Widerſprüche des Verfaſſers mit ſich ſelbſt in ſeinem Buche hingewieſen; ſeine Geringſchätzung der Vernunft getadelt, ebenſo ſein Verſuch, das ganze Weltſyſtem des Kopernikus umzuſtoßen, „damit die ganze Geiſterwelt nicht nöthig habe, jährlich mit der Erde die Reiſe um die Sonne zu machen.“

Es werden Stillings phantaſtiſche Ideen über die Topographie des Jenſeits, insbeſondere des Reinigungsortes, als unreformatoriſche und unbibliſche abgewieſen, — auch als für manche Chriſten beunruhigende und gefährliche, einer abergläubiſchen Geſpenſterfurcht Vorſchub leiſtende, zur Lotterie-Spielſucht verleitende, ſelbſt lebensgefährliche Theorien, wenn er z. B. behaupte, „daß das Branntweintrinken zur Entwickelung des Ahnungsvermögens des Leichenſehers beförderlich ſeyn könne“, und es demnach der Klugheit des von Branntwein begeiſterten Leichenſehers überlaſſen bliebe, einem die Todesbotſchaft zu bringen und dadurch vielleicht ſeinen Tod zu beſchleunigen.

Schließlich wird dahin resümiert: die fragliche Schrift befördere den Aberglauben, dieser aber den Unglauben; sie ziehe von der Sorge für weit wichtigere und nötigere Dinge ab, von der Übung des thätigen Christentums, und erklärt: „Aus diesen und noch manchen andern Gründen .... finden wir einmüthig, daß Hochdieselben in dem Verbot des Verkaufs der Theorie der Geisterkunde eine einer weisen und christlichen Obrigkeit würdige Verfügung getroffen haben."

* * *

Mit der Bestätigung des obrigkeitlichen Verbotes von Jungs „Geisterkunde" war die Angelegenheit noch nicht ganz erledigt.

In dem erwähnten Aktenbündel finden sich einige lose Blätter, Excerpte von Antistes Merians Hand; darunter auch ein Auszug aus einem Schreiben des Herrn Hofrats Jung; Karlsruhe, den 1. Dezember 1808 an einen seiner Freunde, und von diesem als Antwort für andere mitgeteilt in „des altchristlichen Schweizerboten" drittem Jahrgang 1808 pag. 57 f. Da beschwert sich Jung, der natürlich von dem Gutachten der Basler Geistlichkeit, das bereits beschlossen war, wenn schon noch nicht verfaßt, mochte gehört haben, folgendermaßen:

„Es ist unglaublich, welche Sensation die Geisterkunde allgemein macht. Die falsche Philosophie empört sich dagegen, und das freut mich herzlich; es beweist, daß ich sie empfindlich getroffen habe.

„Was mir aber sehr wehe thut, ist, daß es so viele rechtschaffene und erweckte Menschen giebt, die so ganz die zween Hauptzwecke meines Buches mißkennen oder nicht einsehen, und nun das Ganze tadeln und verwerfen. Meine zween Hauptzwecke waren:

„1. Durch die Vernunft selbst zu beweisen, daß die mechanische Aufklärungs-Philosophie höchst unvernünftig und der Natur Gottes und der Menschen zuwider, dagegen aber die biblisch-christliche Philosophie einzig und allein wahr sei.

„2. Da die herrſchende Aufklärungsphiloſophie die Unſterblichkeit der Seelen, ihre Wirkſamkeit außer dem Körper, und über den Zuſtand des Menſchen nach dem Tod ſehr ungewiß und zweifelhaft macht, ſo wollte ich nun zugleich aus den neuen ſichern Erfahrungen des thieriſchen Magnetismus, und aus den ſchlechterdings unleugbaren Geiſter-Erſcheinungen und Ahnungen die wahre Beſchaffenheit der menſchlichen Seele, ihre freiere Wirkſamkeit außer dem Körper und ihre Fortdauer nach dem Tode begründen; zugleich aber auch beweiſen, daß der Umgang mit dem Geiſterreich gefährlich, ihn zu ſuchen höchſt ſündlich und überhaupt gegen die Ordnung Gottes ſey; daß man alſo aus den Erſcheinungen verſtorbener Menſchen nichts beſonderes machen, ſondern ſie zur Ruhe verweiſen müſſe.

„Endlich ſei das Mehrſte Täuſchung und Betrug, und man müſſe aus dem allem nichts ſonderliches machen. Wer mein Buch aufmerkſam lieſt, der wird nichts anderes finden.

„Sagen Sie mir, lieber Bruder, wie iſt es nur möglich, daß ein ſolches Buch verboten werden kann? — Indeſſen befördert ein ſolches Verbot das Leſen, anſtatt es zu hindern.

„Daß zu Zeiten verſtorbene Menſchen wieder erſchienen ſind, kann kein Vernünftiger leugnen. Wo ſind nun ſolche Seelen? Im Himmel gewiß nicht, und ebenſowenig in der Hölle — folglich im Hades. Gegen dieſen Schluß läßt ſich nichts einwenden.

„Was die doppelte Natur Adams, welche im erſten Heft der bibliſchen Erzählungen vorkommt, betrifft, ſo kann jeder davon halten, was er will. Mich dünkt wenigſtens, daß, was aus Adam herausgenommen wurde, mußte vorher in ihm ſeyn. Der Herr ſey Ihnen innig nahe.

Jung Stilling."

* * *

Dieſer Klageruf des „Gebannten“ mochte nun erſt weitere Kreiſe auf die Sache aufmerkſam machen, und es ſchienen neue Kämpfer in die Schranken treten zu wollen.

So ſchrieb am 24. Februar 1809 ein ihm unbekannter J. J. Frickhardt, Sohn, [1]) bey Herrn Gerichtsofficial Frickhardt auf dem Kirchhofe in Zofingen, an Antiſtes Merian, er habe deſſen Gutachten über Stillings Theorie der Geiſterkunde geleſen (welch letztere ſelbſt er jedoch nicht geleſen) und daraufhin eine Unterſuchung jener Theorie verfaßt, die er nun gerne möchte in Druck geben, vielleicht bei Buchhändler Thurneyſen an der „freien Straße“ in Baſel, und zwar durch Vermittlung des Herrn Antiſtes(!). Frickhardt glaubt, Jung habe zum Teil recht, und ſollte vermocht werden, einige Stellen ſeiner Theorie zu revidieren, damit ſie brauchbarer würde; und frägt den Antiſtes an, ob er dieſem dürfte ſeine Schrift ſchicken zur Einſichtnahme und zur Empfehlung an Thurneyſen?

Damit kam er jedoch bei Antiſtes Merian übel an. Am 17. Februar 1809 antwortete ihm dieſer:

„Daß Sie an einer Unterſuchung der Theorie der Geiſterkunde arbeiten, ohne dieß Werk vor ſich zu haben, kommt mir ſeltſam vor; und ebenſo ſeltſam, daß Sie mir die Widerlegung des von mir abgefaßten Gutachtens überſenden wollen, um dieſelbe Herrn Thurneyſen zum Drucke zu empfehlen. Da derſelbe, wie Sie, ein ehemaliger Geiſtlicher iſt, und er eine geſunde Beurtheilungskraft beſitzt; ſo wird er ohne mein Zuthun zu beurtheilen wiſſen, ob Ihre Schrift des Druckes würdig ſei, oder nicht. — — — — — — — — Mein hohes Alter und meine Amtsgeſchäfte erlauben mir nicht, mich in einen Federkrieg einzulaſſen. Ich wünſche ſehr, daß es Ihnen gelingen möge, durch Ihre Schrift den

[1]) War 1797 und 1798 Pfarrer geweſen.

Streitigkeiten über die Theorie ein Ende zu machen. Zur Fortsetzung derselben werde ich nichts beytragen. Nur wenn es die äußerste Noth erfordert, werde ich das Gutachten der hiesigen Geistlichkeit zu vertheidigen wissen."

„Nebst höflicher Begrüßung, habe ich die Ehre zu seyn Ihr ergebener

E. Merian, Antistes."

Am 5. März 1809 schrieb Frickhardt schleunigst einen langen Entschuldigungsbrief an den gereizten Antistes, versuchte darin, Mißverständnisse richtig zu stellen, und bat schließlich Hochwürden, „diese Zuschrift als eine Abwaschung der Sünden anzusehen, die er gegen Ihn scheine begangen zu haben."

* * *

Der alte Herr muß aber eine spätere Nötigung zu weitern Schritten gegen Stilling vorausgesehen haben, und fuhr fort, sich im stillen gegen diesen zu wappnen. Noch einige Blättchen Excerpte, besonders aus Dr. Jungs „grauem Manne", mit Adnotationes über dessen mancherlei Ketzereien (betr. die Naturen Gottes und Christi, Trinität, Versöhnung,) sind vorhanden, geschrieben mit merkwürdig sicherer, kräftiger und schöner Hand.

Und im Protokoll des Kapitels heißt es, sub. dat. 6. Juni 1809 noch:

„ . . . . Ward vorgetragen, daß Hr. Hofrath Jung auf das Gutachten E. E. Ministerii über seine Theorie der Geisterkunde eine Apologie seines Buches gegen das gedachte Gutachten herausgegeben habe, in welcher er die gefährliche Lehre von der Endlichkeit der Strafen nach dem Tode und von der Wiederbringung aller Dinge auf eine verwegene Weise vortrage und behaupte, wobei Vir. pl. Venerandus der Hr. Antistes einem Jeden für sich zu bedenken gab, ob nicht eine Widerlegung dieser Schrift abgefaßt und herausgegeben werden sollte."

Die überwiegende Meinung muß jedoch dahin ſich gebildet haben, es ſei beſſer, die Sache ruhen zu laſſen; denn im Protokoll iſt von da an keine Andeutung mehr zu finden, daß irgend eine weitere Beratung der Geiſtlichkeit über Stilling und deſſen Schriften wäre gehalten worden.

Es iſt das ja ein erfreuliches Zeichen, daß in der Geiſtlichkeit ſelbſt kein gehäſſiger, ketzerrichteriſcher Geiſt waltete. Wo es galt, eine obrigkeitliche Verfügung gegen ein Buch, das ja wirklich auch ſeine bedenklichen Seiten hatte, und deſſen Verbot keine Schädigung des geiſtigen oder geiſtlichen Lebens bedeutete, zu befürworten, ließ ſich die Geiſtlichkeit dazu herbei, entſprechend den damaligen Zeitanſchauungen über Preßfreiheit und deren Gegenteil; aber unaufgefordert, wollte ſie nicht Accuſanten- und Inquiſitorendienſte thun gegen einen harmloſen Mann, und das gereicht ihrem Herzen, Verſtand und Geſchmack zur Ehre.

Über den eigentlichen Grund aber jener obrigkeitlichen Verfügung kurſierte auch folgende Erklärung: Weil Frau Bürgermeiſter Merian ſich vor Geſpenſtern fürchtete und nicht dulden wollte, daß man, angeſteckt durch Stillings Schriften, von ſolchen in den Geſellſchaften ſpreche, darum wurden dieſe Schriften verboten. Alſo — der Weiberrock in der Basler Geſchichte!

Peter Ochs als Dramatiker.

Von Dr. Albert Geßler.

„Litteratur und Poesie sind den Baslern so fremd wie das Türkische und Malaiische.“ So urteilt im Jahre 1791 der pseudonyme Reiseschriftsteller L. de Clairvoyant in seinen im Jahre 1797 zu Altona erschienenen „Lettres sur la Suisse“. Im Jahrhundert der Aufklärung, bald nach dem Tode des mit seinen Ideen die entferntesten Erdenwinkel durchdringenden J. J. Rousseau, in der Blütezeit Schillers und Goethes ein solches Urteil eines Zeitgenossen über die als Leuchte der Wissenschaft einst so hoch- und weitberühmte Stadt Basel zu hören, das ist hart, sehr hart. Glücklicherweise ist es nicht richtig. Wohl sind die Basler des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts vielfach kleinliche Menschen gewesen, und manche Blätter der Geschichte der Jahre vor der achtundneunziger Staatsumwälzung sind ebensoviele Dokumente für arges Knorzertum; aber jene Zeit hat doch auch einen Isaak Iselin hervorgebracht, dessen warme Menschenliebe noch in unsern Tagen segnend fortwirkt und dessen politische, historische und volkswirtschaftliche Schriften zu seiner Zeit weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus einen hohen Ruf genossen haben. Es beruht also das Zeugnis des Herrn von Clairvoyant kaum auf genauer Kenntnis der Thatsachen; denn er scheint auch nicht zu wissen, daß

noch wenige Jahre vor seinem Besuche in der Schweiz das Haus eines Jakob Sarasin am Rheinsprung der Sammelpunkt erleuchteter Geister gewesen ist,[1]) in welchem Pfeffel, Lavater, J. G. Schlosser und Lerse aus und eingingen und einige der Dichter des „Sturmes und Dranges," der unglückliche Lenz und der überschäumende Klinger, Verständnis, Aufnahme und Förderung gefunden haben. Allerdings hat ja im 18. Jahrhundert eine andere Schweizerstadt, Zürich, an litterarischem Ruhme alles überstrahlt, und Basels Verdienste, die von Männern wie J. J. Spreng, Iselin, Sarasin und einigen andern ausgingen, sind stetsfort im verdunkelten Hintergrund geblieben. Darum wohl ist die Meinung eine so viel verbreitete und auch bei uns selbst kaum wesentlich bestrittene, daß in Basel das litterarische Leben niemals eine rechte Pflegestätte gefunden habe. In Wirklichkeit war ja auch der Sinn der Basler von jeher mehr auf das Praktische gerichtet, und seitdem der Glanz der Hochschule verbleicht war, war für idealere Bestrebungen nicht mehr viel gethan worden; aber trotzdem, ja vielleicht eben darum werden Namen wie derjenige Iselins immer hell strahlen, wenn sie auch dem Herrn von Clairvoyant nie bekannt geworden sind.

Und mit Iselin ist der Sinn für Höheres nicht zu Grabe gegangen. „Isak Iselin, mein Vorfahrer, mein Freund und mein Lehrer, schrieb die Geschichte der Menschheit; sein Nachfolger, sein Verehrer, sein Schüler liefert die Geschichte des kleinsten Theils derselben. So wie das Verhältniß der Kräfte, so das Verhältniß des Vorwurfs. Gleichwarm ist aber bey uns beyden der Eifer gewesen, dem Nutzen unsrer Mitmenschen unser ganzes Können anhaltend aufzuopfern. Ich sage gleichwarm, und beleidige nicht Iselins Asche: seinen Geist konnte er mir nicht einhauchen, wohl

[1]) Über „Jakob Sarasin und seine Freunde" vgl. die verdienstvolle Arbeit von K. R. Hagenbach im 4. Bande der „Basler Beiträge" (1850. S. 1 ff.).

aber seine Gesinnung eingeben". — So beginnt im Jahre 1785 der damalige Basler Ratschreiber Peter Ochs seine „Geschichte der Stadt und Landschaft Basel." Ochs sagt uns also gleich selbst, als was für eines Geistes Kind er betrachtet sein will. Hat auch sein Leben eine ganz andere Richtung genommen als dasjenige des edlen Iselin, sein würdiger Schüler ist Ochs doch, und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß in ihm die Stadt Basel einen ihrer geistreichsten Bürger besessen hat. Ich weiß ja wohl, daß das Charakterbild des Ratschreibers, Oberstzunftmeisters, Nationalversammlungspräsidenten und helvetischen Direktors Peter Ochs ein vielfach schwankendes ist, daß dem weitgereisten, welterfahrenen Manne und gewandten Diplomaten schon zu seinen Lebzeiten, und nach seinem Tode bis auf unsere Tage, die herbsten Vorwürfe gemacht worden sind, ja daß er von mehreren derselben niemals freizusprechen sein wird. Aber einen der erleuchtetsten Köpfe der politischen Sturm- und Drangzeit des Schweizerlandes dürfen wir doch in ihm erblicken, und an universeller Bildung sind ihm nicht manche seiner schweizerischen Zeitgenossen gleichgekommen.

Es soll sich hier aber nun nicht darum handeln, Ochsens politische Thätigkeit in ein neues Licht zu rücken; es soll nur an seinem Beispiel nachgewiesen werden, daß das Basel des ausgehenden achtzehnten und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts in ihm einen Mann sein eigen nennen konnte, der seiner Vaterstadt in litterarischer Hinsicht zur Zierde gereicht hat. Allerdings werden auch seine schöngeistigen Arbeiten, namentlich die eine von ihnen, tiefe Blicke in seine politische Anschauungsweise thun lassen, und ich kann jetzt schon sagen, daß, von diesem künstlerischen Gebiete aus betrachtet, sich vielleicht manches in seinem politischen Thun und Lassen in anderem, milderem, für ihn günstigerem Lichte zeigen dürfte, als es bis jetzt zu erscheinen und dargestellt zu werden pflegte. Dabei soll nicht einmal gesprochen werden

von Ochſens Hauptwerk, der ſchon genannten achtbändigen Geſchichte von Baſel, jenem für manche Periode der Basler Hiſtorie noch jetzt einzig maßgebenden Werke, in welchem der Verfaſſer ein tiefes, auf umfaſſendem Quellenſtudium beruhendes Wiſſen niedergelegt und das er mit einer noch jetzt leſenswerten geſchichtsphiloſophiſchen Einleitung[1]) verſehen hat. Es ſoll hier einzig von ſeinen rein litterariſchen Werken, von Ochs als Dramatiker die Rede ſein.

Leider wird nun eine derartige Abhandlung nicht einen Beitrag zur deutſchen Litteraturgeſchichte liefern können; denn die ſämtlichen litterariſchen Produkte Ochſens ſind franzöſiſch geſchrieben. Das führt uns nun wieder auf einen neuen Grund zur Erklärung der ſchwachen Teilnahme Baſels an deutſchem Schrifttum. Die Lage Baſels an der Grenze Frankreichs bewirkte, daß franzöſiſches Weſen, franzöſiſche Sprache und Bildung zu allen Thoren hereindrangen, und wer ſich an die Gebildeten in Baſel wandte, wurde auf franzöſiſch mindeſtens ebenſogut verſtanden, als wenn er deutſch ſchrieb. Und da das Franzöſiſche die Eleganz des Ausdrucks vor dem in Baſel bekannten Deutſch ſicherlich voraus hatte, ſo iſt es zu begreifen, wenn ein in franzöſiſchem Geiſte erzogener Mann wie Ochs ſich nicht des Deutſchen bediente, um ſich litterariſch zu bethätigen. Er ſchrieb alſo franzöſiſch und zwar ein gutes Franzöſiſch. Ich ſehe mich darum veranlaßt, die Citate, die ich im folgenden aus ſeinen vier Dramen und aus zwei frühern poetiſchen Arbeiten geben werde, in der Sprache des Originals anzuführen. Überſetzungen würden außerdem vieles Schöne abgeſtreift haben.

Ochs hat ſich ſchon in der Jugend mit franzöſiſcher Poeſie abgegeben. Sein Biograph, der verſtorbene Ständerat Birmann, meldet uns, daß Ochs unter der Leitung eines feinſinnigen Vaters und eines hochgebildeten Hauslehrers ſich ſchon frühe in

---

[1]) Bd. I. S. I—LXXXVIII.

der Aufstellung französischer Dramen übte. [1]) Er selbst sagt später einmal in einem an P. A. Stapfer gerichteten Briefe vom 23. Mai 1808: [2]) „En vérité, c'est une singulière manie que celle que j'ai de faire des vers français. C'était déjà le péché de ma jeunesse. Je m'appliquai à l'étude du droit pour étouffer en moi toute velléité de rimer; ensuite j'entrepris le travail sec, pénible, accablant, ingrat de l'histoire du canton de Bâle, et j'acceptai en même temps des places dans le gouvernement. Actuellement que mon histoire de Bâle est entièrement achevée et que les places du nouvel ordre de choses ne me prennent, l'un portant l'autre, que huit heures par jour, cette malheureuse verve que je croyais éteinte, se fait sentir de nouveau."

Von den frühesten dramatischen Versuchen scheint nichts übrig geblieben zu sein; wohl aber gibt es ein in Hamburg erschienenes, zwölf Seiten starkes Büchlein, welches Ochs in seinem siebzehnten Jahre (also 1769) verfaßt hat, nachdem er längere Zeit in Frankreich sich mit Litteratur beschäftigt und sich, zugleich mit der feinsten Bildung, bereits eine große Gewandtheit im französischen Ausdruck angeeignet hatte. Es heißt: „Les adieux aux muses d'un jeune homme de 17 ans." Er selbst hält diese Versarbeit noch keineswegs für eine gute, sondern macht in zahlreichen Fußnoten beständig Entschuldigungen über seine schlechten Verse und sagt auch in einer derselben, er sei „inutile rimeur." Ja es sind in dem Exemplar, welches mir aus dem Ochsschen Nachlaß Herr Dr. E. His-Heusler gütigst zur Verfügung gestellt hat, Randbemerkungen angebracht, welche einzelne der Verse

[1]) Vgl. Allg. deutsche Biographie. Bd. 24, S. 132. — Ferner Hans Frey im Basler Neujahrsblatt 1876, S. 13.

[2]) „Aus Phil. Alb. Stapfers Briefwechsel." Herausgegeben von Dr. R. Luginbühl. Bd. I. S. LXXX.

als hart oder als beſonders ſchlecht tadeln, und am Ende macht Ochs ſelbſt die handſchriftliche, wahrſcheinlich an einen Gönner gerichtete Bemerkung: „Tout cela n'est que du verbiage comme la pièce entière. Mais vous l'avez exigé, Monsieur, que je vous la communiquasse. Si l'on a cru vous donner une idée avantageuse de moi, en vous faisant mention de ces méchans vers, de grâce ne me jugez pas par eux.“ Das alſo iſt ſeine Selbſtkritik der paar hundert Verſe, in welchen er zuerſt ſagt, wie er ſich jetzt von den Muſen abwenden und ſich dem Merkur ergeben müſſe, in deſſen Dienſt man das Gute verlerne. Er beklagt überhaupt das Überhandnehmen des Luxus und verderbter Sitten, die ſchon in der Jugend ſich zeigen:

„Alorsque la Mollesse a bercé notre enfance,
Qu'un luxe industrieux a forgé nos désirs,
Il n'est plus dans notre puissance
De goûter le bonheur dans d'honnêtes plaisirs.“

Er träumt dann, recht im Iſelin'ſchen Geiſte, eine Zeit der Vereinigung aller Menſchen zum Guten und zu gegenſeitiger Hilfeleiſtung; dann werde allgemeiner Wohlſtand herrſchen; dann werden auch die Muſen wieder gepflegt werden wie zur Zeit des Perikles, der Mediceer, des Corneille, des Racine und des unſterblichen Voltaire. Wenn er ſein kaufmänniſches Ziel erreicht habe, wolle er ſich ganz wieder den Muſen ergeben. Das iſt der einfache Inhalt dieſer noch ziemlich ſchülerhaften Arbeit, bei deren etwas phraſenhaften Schlußwendungen ſich Ochs kaum gedacht haben wird, wie ſehr er dieſe Jugendvorſätze einſt zur Wahrheit machen werde. Ochs blieb dann bekanntlich einige Jahre Kaufmann und leitete als ſolcher das Hamburger Geſchäft ſeines im Jahre 1769 nach Baſel übergeſiedelten Vaters. Aber der neue Stand ſagte ihm durchaus nicht zu; ſein reger Geiſt war vielmehr auf

philoſophiſche Dinge gerichtet. Dieſe Neigung wurde ſtetsfort noch genährt durch Iſaak Iſelin, der die reichen Talente des jungen Mannes allzu gerne für die Menſchheit und die Wiſſenſchaft verwertet hätte. Bei ſolch gewichtigem Fürbitter erlaubte endlich der Vater, daß Ochs an die Univerſität zu Baſel übertrat; dort warf er ſich mit Eifer auf juriſtiſche Studien und machte ſchon nach vier Semeſtern (1776) ſein Doktorexamen. Wer damals mit Ochs zuſammenkam, lobte ſeine Liebenswürdigkeit und ſeine geiſtreiche Unterhaltung; ſo Iſelin, ſo Johannes von Müller u. a. Auf Reiſen und im regen Verkehr mit hochgebildeten Freunden erweiterte und vertiefte Ochs ſeine Kenntniſſe; 1779 verheiratete er ſich; im folgenden Jahre ſtarb ſein Vater, und Ochs war nun das Haupt eines vornehmen und großen Hauſes, in welchem ihm ein ſchönes Glück erblühte. Sein Geiſt verlangte dabei nach anhaltender, ja anſtrengender Arbeit; darum machte er ſich, namentlich auf Anraten Johannes von Müllers, an die Geſchichte von Baſel, die er beſonders ſeit dem Jahre 1782, in welchem er der Nachfolger Iſaak Iſelins im Ratſchreiberamte wurde, weſentlich fördern konnte. Wie gründlich er da forſchte, wiſſen am beſten die Gelehrten zu ermeſſen, die nach ihm dieſelbe Arbeit unternommen haben. Ochſens Wahl zum Stadtſchreiber fand am 19. Auguſt 1782 ſtatt. Aus demſelben Jahre beſitzen wir von ihm eine poetiſche Arbeit. Als treuer Schüler Iſelins, als begeiſterter Anhänger freiſinniger Grundſätze, wie er ſie auch in der Einleitung zu ſeiner Geſchichte ausſpricht, war Ochs Mitglied der Helvetiſchen Geſellſchaft geworden. Dieſe Vereinigung edler Schweizer aus allen Kantonen, die im Jahre 1760 zu Baſel im Hauſe Iſaak Iſelins angeregt worden war, hatte damals ihre höchſte Blütezeit hinter ſich. Man verſammelte ſich nicht mehr in dem durch die jährliche Zuſammenkunft hochgeſinnter Patrioten klaſſiſch gewordenen Schinznach, ſondern in Olten; dort hat am 14. Mai 1782 „Monsieur

Ox de Bâle“ ein längeres Gedicht „La journée des quatre sapins“ vorgeleſen. Er nannte es eine „lyriſche Szene“; in Wirklichkeit iſt es ein Selbſtgeſpräch Ochſens, der ſich dabei „Physiophile, ou l'ami de la nature“ nennt. Das kleine Stück iſt in Baſel bei J. J. Thurneiſen Sohn gedruckt und zeigt als Kopfleiſte eine hübſche architektoniſche Vignette von Salomon Geßner. Ihre eigentümliche Überſchrift verdanken dieſe 28 Strophen einem ſchönen Ausſichtspunkte bei Baſel, nahe an der elſäſſiſchen Grenze. Dort ſtehen, ſo ſchildert Ochs in einer einleitenden Bemerkung, vier majeſtätiſche Tannen; der Blick ſchweift weit nach Weſten, Norden und Oſten bis an die Vogeſen, den Schwarzwald und die Schweizerberge. Man ſieht den Rhein, Baſel und eine Menge Flecken und Dörfer, und da es ein heller Tag iſt, erkennt man ſogar die Schneeberge. Auf den Hügeln der Umgegend erheben ſich zerfallene Burgen. Phyſiophile iſt entzückt über all dieſe Schönheit des Ausblicks und fühlt ſich hoch über der Menſchheit, glücklich allein in der Natur. Wohl haben die Menſchen große Werke vollbracht; aber wie verſchwindend klein ſind ſie im Vergleich zu denen der Natur, die in jedem Felſen, jedem Schneegipfel tauſendmal größere Wunder offenbart, als der Menſch ſie je erſchafft. Dieſer vermochte höchſtens auf jene nähern Hügel die Schlöſſer zu ſtellen, von denen aus unſäglicher Jammer über andere Menſchen gekommen iſt, und weil er ſolche feſte Häuſer beſaß, fühlte er ſich weit erhaben über ſeinen Nächſten. Während ſolcher Betrachtungen ziehen Wolken herauf:

„Les fiers tyrans de l'air ont appelé l'orage.“

Das Gewitter kommt näher; es verſtärkt in dem Betrachter die Gedanken an die Bedrückung der Menſchen:

„Ces amas dispersés de brouillards sulfureux,
A mon cœur attentif semblent être l'image
Des passions des Rois méditants le carnage

Et dont le choc horrible ou la réunion
Verse sur les mortels, la dévastation.“

Er flieht dann vor dem Unwetter in eine Höhle,

„A l'abri des assauts de l'industrie humaine
Et que la main de l'art n'a point défiguré.“

Blitz und Donner dringen erſchreckend zu ihm. Da denkt er an die Tugend, die ſtets ſein Leitſtern geweſen iſt. Er wird ruhiger und hört eine Stimme zu ſich ſprechen; es iſt der Schatten des Erasmus, der ihm ſagt: Wohl iſt es ſchön, in der Natur Troſt zu ſuchen vor den Menſchen und ihrer Gewaltthat; noch ſchöner aber iſt es, dem Vaterlande zu dienen. Zwar iſt auch dieſes Schweizerland vielfach verdorben; auch bei uns jagt alles nach Reichtum:

„Jadis le laboureur, d'une main endurcie,
Nourrissoit les humains, ou frappoit l'ennemi; —
Au riche il s'est vendu, par les arts amolli.“

Rufe aber, ſo rät ihm der Geiſt, dieſes verführte Jahrhundert zur Wahrheit zurück und ſei unverzagt: im Verein mit Gleichgeſinnten wird dir vieles gelingen. — Da tritt Phyſiophile aus der Höhle; es lacht wieder klarblauer Himmel, und voller Begeiſterung preiſt er den ſchönen Tag:

„Qu'un jour d'enthousiasme est un jour de délices!
Quand le vrai beau l'allume et guide ses élans,
Quand il n'est point l'effet de sentiments factices,
Il renforce notre âme, et double nos sens.
— — — — — — — — — — —
J'ai goûté dans ce jour le bonheur d'une vie.
Mais quand de l'univers, saisissant l'harmonie,
Mon œil embrassera toute l'immensité,
Chaque moment pour moi vaudra l'éternité.“

Die Ideen, welche in diesem schwungvollen poetischen Stücke zum Ausdruck kommen, sind nicht neu. Die Schule Iselins, das Zeitalter der Aufklärung spricht aus ihnen; und öfter noch als hier durch Ochs, sind in der Helvetischen Gesellschaft die Sehnsucht nach der Natur, der Haß gegen die Tyrannei, die Hoffnung auf Errettung des Vaterlandes durch gemeinsame Arbeit der Besten im Volke ausgedrückt worden. Ochs erscheint also hier als ein begeisterter Anhänger der Freiheit, und wir sind darum nicht erstaunt, wenn wir ihn auch in der Wirklichkeit bald die Sache der Volksbefreiung an die Hand nehmen sehen.

Man kennt Ochsens Bemühungen um die Neugestaltung der Dinge im Kanton Basel.[1]) Zunächst schrieb er noch ruhig an seiner Geschichte unserer Stadt und Landschaft; dann aber rissen ihn die Ereignisse in Frankreich mächtig aus seiner Arbeit auf. Er war gleich ein begeisterter Anhänger der Revolution und blieb den Ideen, die in Paris den Umsturz aller Dinge herbeiführten, auch treu, als mehrere seiner Pariser Freunde, die zu den Gemäßigten gehörten, als Opfer der Schreckensherrschaft fielen; ja sogar der Tod seines Schwagers Dietrich, der als Maire von Straßburg nach Paris gegangen war, um sich zu rechtfertigen, der aber dort auf das Blutgerüst geschickt wurde, machten ihn in seinen Hoffnungen auf ein gutes Ende nicht wankend. Die Freiheit war zu sehr das Ideal seiner Jugend gewesen, als daß er an ihrem Siege hätte verzweifeln sollen. Seine Anhänglichkeit an Frankreich ist nie erschüttert worden; und als dann seine Bedeutung als Staatsmann sich entfaltete, sein Ruhm immer höher stieg, als er von Paris aus die Revolutionierung Basels leitete, war immerfort Frankreich für ihn das einzig Maßgebende. Es ist nun aber, wie gesagt, hier nicht der Ort, von Ochsens politischem Wachstum, von seiner

[1]) Hans Frey. „Die Staatsumwälzung des Kantons Basel im Jahre 1798". Basler Neujahrsblatt 1876.

Thätigkeit um die Neuschaffung der Schweiz zu reden; ich würde nur längst Bekanntes wiederholen und berufe mich für alle Einzelheiten auf die schon erwähnte Lebensbeschreibung Ochsens in der „Deutschen Biographie" und auf die Darstellungen der schweizerischen und der baslerischen Staatsumwälzung, wie sie Hottinger, Hilty, Frey u. a. geben.

Für uns ist es jetzt nur wichtig zu wissen, daß mit Ochsens politischer Thätigkeit an der Neugestaltung der Eidgenossenschaft auch seine dramatische enge verbunden ist. Denn gleich das erste Stück, das wir von ihm besitzen, behandelt eine der Hauptepisoden aus den Anfängen der Helvetik. Es heißt: „Zeltner ou La Prise de Soleure. Drame national helvétique." Das Stück ist ungedruckt und ist mir aus dem Ochs'schen Nachlaß von Herrn Dr. E. His-Heusler freundlich zur Verfügung gestellt worden. Wann es entstanden ist, läßt sich nicht genau sagen; die flammende Begeisterung hingegen, in der es geschrieben ist, muß auf die Vermutung führen, daß bald nach den folgenschweren Ereignissen des Jahres 1798 Ochs zur Feder gegriffen hat. In der Zeit seiner Thätigkeit als Präsident der Nationalversammlung und als Direktor dürfte allerdings das Stück kaum geschrieben worden sein; denn da war seine ganze Kraft zu sehr in Anspruch genommen, als daß er Muße zu einer dichterischen Arbeit hätte finden können. Aber sicherlich steht es unter allen seinen Werken der Epoche seiner politischen Thätigkeit am nächsten. Wahrscheinlich hat er es bald nach seinem Sturze verfaßt; an einzelnen Stellen nämlich, auf die später noch besonders wird hingewiesen werden, erscheint es beinahe wie eine Rechtfertigungsschrift. Eins namentlich wird aus diesem Stück deutlich: daß Ochs sein Vaterland mit hoher Begeisterung liebte; er wollte, wie Birmann [1]) treffend sagt, „dessen Wiedergeburt zur Freiheit um jeden Preis". Nur hat ihn seine un-

[1]) A. a. O. S. 142.

bedingte Bewunderung französischen Wesens und sicherlich auch seine Eitelkeit, der es schmeichelte, daß er von den Lenkern der Dinge in Frankreich geschätzt wurde, zu allzugroßer Vertrauensseligkeit gegenüber Frankreich geführt; und das ist sein und seines Vaterlandes Unglück geworden. Aber ein Verräter ist er sicherlich nicht; das wird, wie dem Verfasser, so hoffentlich auch manchem andern aus der genauen Darlegung des ersten Dramas von neuem klar werden. Und was für ein rastlos thätiger Geist muß Ochs gewesen sein! Wie hätte sich ihm sonst die Episode der Einnahme von Solothurn zu einem Drama gestalten können in einer Zeit, wo in unserm Lande an nichts weniger als an Dichtung zu denken Zeit und Gelegenheit war.

In dem Drama hat sich Ochs im großen und ganzen an die Wirklichkeit gehalten; seine Personen sind die, welche zur Zeit der Einnahme von Solothurn durch den General Schauenburg am 2. März 1798 wirklich thätig gewesen sind. Es ist zunächst Xaver Zeltner, den Ochs alle die Gedanken aussprechen läßt, von denen er selbst beseelt war; sodann der Staatsschreiber (Chancelier) Zeltner, den er als den Anhänger des Alten, als einen zähen Vertreter der Oligarchie darstellt. Sodann treten auf der Schultheiß und der Altschultheiß von Solothurn, der General Schauenburg und eine Anzahl jener solothurnischen Patrioten, welche vor der Einnahme ihrer Stadt als eifrige Verfechter der neuen Ideen eingekerkert worden waren. Zu diesen historischen Persönlichkeiten fügt dann Ochs einige erfundene: Rosalie von Lugano, die Geliebte Xaver Zeltners, Brunner, einen jungen gleichgesinnten Freund des Helden, und Elise, eine Vertraute Rosaliens. Zu diesem Hilfsmittel der erdichteten Personen mußte Ochs natürlich greifen, um die Sache überhaupt dramatisch gestalten zu können. Wohl lagen in der Eroberung von Solothurn, wie sie wirklich vor sich gegangen ist, tragische Motive genug, und diese werden auch in erster Linie

Ochs zur dramatiſchen Verarbeitung des damals ſo ganz aktuellen Stoffes angeregt haben. Aber es durfte wohl nach ſeiner Meinung auch eine Liebesintrigue nicht fehlen, und darum hat er die genannten Perſonen eingeführt.

Das Stück iſt in Proſa geſchrieben und hat drei Akte. Der erſte beginnt mit einem Geſpräch zwiſchen Zeltner und Brunner. Sie reden von Roſalie. Dieſe iſt die hochgebildete Tochter eines „Unterthanen“ aus Lugano; Zeltner hat ſie kennen gelernt, während er dort Landvogt war; er liebt ſie feurig und will nicht von ihr laſſen, obſchon ſein Oheim, der Staatsſchreiber, aus Familienrückſichten dieſer Liebe entgegenſteht. Der junge Mann aber iſt ganz erfüllt von den Grundſätzen der Gleichheit und ruft aus: „Si Rosalie n'appartient point aux familles du gouvernement, songe qu'elle a reçu une éducation qui l'élève bien au dessus des personnes entre lesquelles on veut que je choisisse une compagne. L'éducation fait l'homme, et non le hazard de la naissance. Si même elle est née sujette, n'a-t-elle pas des vertus qui la rendroient digne de partager, en qualité d'époux du premier Magistrat, et les honneurs qu'on lui rend, et l'influence qu'il exerce?“ — Sogar für den Fall, daß der reiche Onkel ihn, den Vermögensloſen, enterbe, will er an ſeiner Liebe feſthalten. Sein Freund Brunner, der eigentlich gekommen iſt, um ihm von der Verbindung mit Roſalie freundſchaftlich abzuraten, anerkennt die Gründe, die Zeltner voll Begeiſterung vor ihm entwickelt. Dieſer begreift übrigens nicht, warum der alte Herr ſich gerade jetzt mit ihm beſchäftigt, in einem Augenblick, „où la France fait avancer vers la Suisse ses légions victorieuses, pour soustraire au joug plus de douze cent mille sujets; c'est au moment où elles ont déjà franchi nos défilés et marchent sur Soleure; où Bâle a généreusement achevé sa révolution, sans l'inter-

vention d'une force étrangère; où les braves Lémans ont établi de nouvelles autorités; où les campagnes de Zurich s'agitent; où l'aristocratie des villes et des petits cantons entend de toute part sonner sa dernière heure, et n'annonce par ses vains efforts que son agonie et son inutile désespoir . . . . . c'est dans des circonstances pareilles, qui devraient absorber toute l'attention du chancelier, qu'il songe à tyranniser mon cœur."

Da belehrt ihn Brunner, daß der auf Solothurn heranrückende General Schauenburg in der Stadt Verwandte besitze und daß der Staatsschreiber eine Tochter aus einer dieser Familien, diejenige eines Herrn Grimm, für seinen Neffen bestimmt habe, um im Falle einer Eroberung von Solothurn einen Vorteil für sich zu haben. Da erscheint der alte Zeltner selbst. Er ist unwillig, daß Brunner den jungen Mann nicht hat umstimmen können:

„L'imprudent jeune homme a l'esprit gâté par les romans, les journaux révolutionnaires et les Jacobins de Bâle," ruft er entrüstet. Er ist überzeugt, daß Rosalie nur eine intrigante Kokette ist. Brunner weist mit warmen Worten diese Beschuldigungen zurück, empfängt aber dafür Drohungen, man werde ihm sein Amt entziehen, wenn er nicht anders rede. Dann meldet der Staatsschreiber, daß der geheime Rat von Bern Depeschen gesandt habe, welche im Solothurner geheimen und im großen Rate verlesen werden sollen; er hoffe, daß in der letztgenannten Behörde Xaver Zeltner und Brunner für die Vorschläge der Regierung stimmen werden:

„Je compte que vous y voterez en homme d'honneur dévoué à sa Patrie et fidèle à Leurs Excellences.

Brunner. Je mourrai avec joie pour le bonheur de mes concitoyens.

Le Chancelier. Obéissez à Leurs Excellences et laissez leur le soin de sauver vos concitoyens.“

Unter Drohungen geht er ab. Brunner erkennt sehr wohl die Gründe der ganzen Handlungsweise des Alten:

„Il ne voit la Patrie que dans son conseil et sa famille. Je ne la vois que dans l'ensemble de tous mes concitoyens, de quelque canton, état ou naissance qu'ils puissent être.“

Hier blicken wir schon tief in die nicht nur das Stück, sondern jene ganze Zeit bewegenden Gegensätze hinein: auf der einen Seite das starre Festhalten an der alten Oligarchie, auf der andern die weltbürgerlichen Einheitsgrundsätze der Patrioten. Hoch interessant ist es dabei, aus beiden Lagern so reden zu hören, wie wohl thatsächlich gesprochen worden ist und so, besser als aus allen Aktensammlungen, die sturmbewegte Zeit selbst das Wort ergreifen zu sehen.

Die folgende Szene führt uns in den Großratssaal, in welchem vorläufig die Mitglieder des geheimen Rates versammelt sind. Der Amtsschultheiß führt den Vorsitz. Er teilt mit, daß die zur Beschwörung der Bundesbriefe in Aarau versammelte Tagsatzung auseinandergegangen sei:

„*Un conseiller.* Quels sont les scélérats qui les y obligèrent?

L'Avoyé. Des Missionnaires de la prétendue Assemblée nationale de Bâle étant arrivés à Aarau, les Bourgeois de ce Bourg impie se révoltèrent, et eurent l'audace d'ériger un arbre de la liberté, ce symbole de rébellion, ce fanal du Jacobinisme. Les députés de la diète cédèrent à la violence. Que sont d'ailleurs les députés à nos diètes? Des porteurs de voix sans autorité, des représentants sans volonté, des magistrats sans force. Ils siègent, mais ils ne règnent pas; ils parlent, mais non à ceux qu'il importerait

de convaincre; ils délibèrent, mais ils n'osent agir. Des hommes d'un grand mérite se trouvaient à Aarau. Ils avaient les mains liées par leurs instructions. Convenons-en, les constitutions qu'ils venaient de jurer, portent en elles-mêmes dans les temps de crise le germe de leur destruction. Ce n'est malheureusement pas tout ce que j'ai à vous communiquer. Berne, qui afin d'arrêter les François avait entrepris pour la forme une espèce de révolution, et admis dans son conseil souverain, outre quelques bourgeois non patriciens, des agrégés de la campagne, Berne a vu échouer les suites de ce trait habile de sa politique. Les François, ce ramas de parvenus, sans habitude des affaires, et n'ayant pour talent que la hardiesse du crime, les François ont soupçonné un piège dans la révolution simulée de Berne."

Die Herren Regierenden wiſſen alſo ganz gut, wo es fehlt. Dieſer Gedanke wird durch das ganze Stück feſtgehalten, natürlich um zu zeigen, daß mit um ſo größerer Berechtigung die Patrioten ihren Wünſchen zum Erfolg verhelfen dürfen. Im weitern wird dann vom Schultheißen geſchildert, wie die Verhandlungen mit General Brüne ſich zerſchlagen haben, trotzdem von Bern die Abtretung des Kantons Baſel vorgeſchlagen worden ſei. Brüne marſchiere jetzt gegen Freiburg, Schauenburg gegen Solothurn, die Berner Regierung aber zähle auf Solothurns kräftigen Widerſtand. In der Diskuſſion wird der Gedanke ausgeſprochen, man ſollte es eigentlich machen wie Baſel, wo einige der hervorragendſten Mitglieder der Behörden einen ruhigen Umſchwung der Dinge herbeigeführt hätten und wo man von Frankreich geachtet und in keiner Weiſe im alten Beſitzſtande bedroht ſei. Schließlich aber ſiegt die Meinung, man wolle auf Berns Wünſche eingehen und den Widerſtand organiſieren:

„Il vaut mieux périr que de vivre sans autorité comme

ces Magistrats de Bâle qu'on nous cite en exemple," ruft einer der Räte, und ein anderer meint von den Baslern:

„Que les uns se consolent en commentant les droits de l'homme, que les autres s'applaudissent d'avoir sauvé leurs marchandises et leur or. Nous qui ne croyons point à ces droits de l'homme et qui n'avons ni or, ni marchandises à sauver, il ne nous reste qu'à conserver nos baillages, emplois et privilèges!"

Und der Staatsſchreiber teilt mit, ſchon werde das Landvolk unter die Waffen gerufen; auch ſei befohlen, die Verkünder der Gleichheit als franzöſiſche Spione zu verhaften. Es ſeien Maßregeln getroffen

„de gagner dans les villages par des promesses ou par de l'argent des partisans à Messeigneurs et de faire insinuer au peuple, que les François ne veulent lui donner ni liberté, ni égalité, mais seulement enlever nos jeunes gens pour les armées d'Angleterre et des Indes. Enfin les curés et surtout les moines ont reçu l'injonction de dépeindre les François comme des athées, d'appeler sous peine d'excommunication à la défense de la religion tous ceux en état de porter les armes, et de promettre indulgence plénière à quiconque périrait dans une si juste cause.

Un Conseiller. Ces dispositions sont parfaites. Il faut promettre au peuple le ciel, pour qu'il nous cède la terre."

Alſo auch hier wieder ſtellt Ochs die alten Regenten als herzloſe Egoiſten dar. Ganz unrecht mag er nicht haben, wenn auch ſeine Worte deutlich den Stempel der Tendenz an ſich tragen. Nur iſt, was er hier die gnädigen Herren ſagen läßt, in Wirklichkeit wohl kaum je ſo deutlich ausgeſprochen worden.

Es treten dann die Herren vom kleinen und vom großen Rat in den Saal. Die Schultheißen legen den im geheimen Rat ge-

faßten Beſchluß vor. In hochtrabenden Worten ſtimmen die Räte bei; ſie ſind in erſter Linie entſchloſſen, ihre Ämter und Vorrechte als heiliges, ererbtes Gut feſtzuhalten. Ferner ſcheint es ihnen nicht ſchwierig, den Franzoſen zu widerſtehen. „Magnifiques Seigneurs et Supérieurs," führt einer der Räte aus, „la difficulté du succès ne doit point nous alarmer. Les régicides, fiers de trophées que la corruption et le déscspoir leur ont momentanément valus, touchent au terme de leur prépondérance. C'est contre nos rochers que va se briser l'échaffaudage de leur gloire éphémère. Tout annonce cet esprit de vertige, précurseur ordinaire de grands revers. Aux cent mille braves que les cantons vont lancer contre eux, ils opposent quelques divisions épuisées de leurs armées d'Italie et du Rhin; et nous savons que ces deux armées se jalousent réciproquement en la personne des soldats, comme en celle des chefs. Si Schauenburg obtient au commencement quelques succès, Brune est prêt à l'abandonner; et si Brune au contraire commence avec quelque bonheur, Schauenburg se gardera bien de le soutenir. A cet esprit de rivalité, Mengaud met encore le comble. Ce commissaire sans mesure n'a que l'art de tout brouiller; il veut que Brune et Schauenburg lui obéissent, et courroucé de leur froid dédain, il accumule contre eux dénonciations sur dénonciations. Nos espions s'accordent à dire, que le François, en mettant le pied sur notre sol, a frémi à l'aspect de nos montagnes. Que dirai-je de Paris même, où la discorde secoue ses flambeaux, où la vénalité croise tous les plans, où l'encombrement des affaires empêche de rien peser avec maturité, où l'on semble ne vivre que du jour à la journée? Que dirai-je de Rastadt, où, sous les spécieuses formes d'un congrès pacificateur, la plus formidable coalition se renoue de nouveau?

Je me trompe étrangement, si la guerre avant quinze jours ne se déclare contre l'insolente république. C'est alors que nous jouerons un rôle digne de nous. Nos milices mises en mouvement, prendront part à une guerre que notre pusillanimité fit rejeter en 1792; elles fondront avec fureur jusqu'au cœur de la France; elles reviendront couvertes de gloire et de butin; elles prouveront à l'Europe entière, que nous sommes à la hauteur des siècles précédents, et qu'il nous appartient encore, dans les querelles des nations, de décider définitivement laquelle doit l'emporter. Que dirai-je enfin de la prise sacrilège de Rome? Le tombeau des apôtres est profané; le Vatican est au pouvoir de l'athée; le vicaire de Dieu gémit dans les fers; le prince des ténèbres se ressaisit de l'empire de ce globe . . . . Vous frémissez. Ah! votre sainte religion vous parle plus fortement que ma foible voix; armons-nous du crucifix! Guerre aux profanateurs! Guerre aux perturbateurs du repos général! Guerre, guerre d'extermination à ceux qui confondent amis et ennemis, innocents et coupables, et dont l'ambition, la rapacité, l'ingratitude et la perfidie font seuls l'art de gouverner!"

Wie weiß hier Ochs der Entrüſtung der Gegner Worte zu leihen, Worte, wie ſie vielleicht nie gefallen ſind, die aber doch in lebendigſter Weiſe die Geſinnungen illuſtrieren. So reden ſeine Feinde. Hören wir aber nun auch ſeine eigene Meinung, zu deren Interpreten er jenen Brunner und jenen Xaver Zeltner macht, von denen der Staatsſchreiber gehofft hatte, ſie würden den Beſchlüſſen der gnädigen Herren zuſtimmen:

„*Brunner*. C'est en tremblant que je prends la parole. Je ne pourrais exprimer combien il m'en coûte d'énoncer mon opinion, après les mouvements oratoires du très honoré

conseiller. Qu'il me soit permis, magnifiques Seigneurs et Supérieurs, d'implorer votre indulgence, et veuillez être persuadés que si je me trompe, ce n'est qu'à mon inexpérience qu'il faut attribuer mes erreurs. J'ai toujours cru, magnifiques Seigneurs, que plus les motifs, tirés de considérations religieuses, sont respectables en eux-mêmes, plus on doit, dans le mouvement des affaires publiques, se tenir en garde contre le prestige d'une éloquence, qui s'appuie sur des motifs de ce genre. La religion est l'ensemble des rapports augustes qui subsistent entre l'homme et Dieu; mais par là même, il est bien facile d'abuser de ce mot sacré. C'est au nom du ciel que les premières sectes de notre religion s'anathématisèrent réciproquement, et se livrèrent des guerres scandaleuses; c'est au nom du ciel que Charlemagne et les chevaliers de l'ordre teutonique immolèrent dans les contrées septentrionales des millions de victimes, que de téméraires croisades abreuvèrent le sol aride du midi et de l'orient du plus pur sang des Européens, que les deux Indes essuièrent ce déluge de maux dont la férocité et l'esprit d'usure inondèrent leurs climats; c'est au nom du ciel que la France, l'Empire et l'Angleterre éprouvèrent à diverses reprises toutes les horreurs des guerres civiles, et que même dans notre patrie des cantons marchèrent plus d'une fois contre d'autres cantons, et que la jalousie et une méfiance toujours plus soupçonneuse divisèrent nos esprits, nous rendirent satellites de puissances opposées entre elles, ralentirent notre énergie, neutralisèrent nos forces, et paralysèrent notre nation. Tout ce qui sert à rendre les hommes meilleurs, modestes, indulgents et sociables, vient certainement de Dieu et fait ma religion. Tout ce qui au contraire ne sert qu'à les enorgueillir et à

les embraser de passions malveillantes, est, selon les foibles lumières de ma conscience, réprouvé de Dieu, et ne sauroit lui être imputé sans sacrilège. L'objet de nos délibérations repose sur deux points: Que demande de nous le gouvernement françois, pour éviter la guerre? Sur quoi se fondent nos espérances de succès?"

Solche Worte rufen natürlich die größte Entrüſtung hervor.

„Souffrirez-vous plus longtemps, Seigneur Avoyé, que l'hérésie abuse ainsi du droit de la parole?" ruft eines der Mitglieder der Verſammlung. Er wird aber nicht gehört; denn ſchon hat der junge Xaver Zeltner begonnen, die politiſche Seite des Entſchluſſes in ſeinem oder vielmehr in Ochſens Sinne zu beleuchten:

„*Zeltner.* Et moi, je réclame la liberté des opinions. Plus les circonstances sont graves, plus il importe d'écouter la voix de la raison. Il y va du sort de tous ceux dont les destinées sont entre nos mains. Dans une lutte aussi inégale que celle qui se présente, il n'y a que témérité et forfanterie à risquer le tout pour le tout. Un courage follement téméraire est le courage des brigands. Vous allez sacrifier de gaieté, de cœur la vie et la fortune de vos sujets, ainsi que l'existence de la patrie à la chance incertaine de conserver de misérables privilèges et la bouffissure de votre autorité. Sur qui retomberont les reproches de la postérité? Sur vous, dont l'opiniâtreté depuis neuf ans nous conduit de précipice en précipice, qui repoussez tous les conseils modérés, qui puisez tous vos renseignements dans les rapports mensongers d'émigrés, intéressés à vous tromper, qui calomniez sans cesse les plus chauds amis de nos vrais intérêts, qui n'opposez au torrent des circonstances et à la force victorieuse des principes, qu'hy-

pocrisie, orgueil et ruse. Vous avez de plus en plus concentré l'autorité et négligé ces communications franches avec le grand conseil qui faisaient la force de nos pères. L'autorité ne devient force, que lorsqu'elle s'environne de lumières. Si l'autorité concentrée hâte le bien et met de l'unité dans les plans et dans leur exécution, lorsqu'elle est déposée en des mains habiles et pures, sachez qu'elle entasse faute sur faute, et frappe la patrie de plaies incurables, quand la passion, l'impéritie et l'amour de la flatterie se sont saisi de cette autorité concentrée! Oui, Brunner a exposé le véritable point de vue de la délibération. Quels sont vos moyens? Qu'exige-t-on de nous? Vos moyens sont une confédération désorganisée, sans lois fondamentales, et dont chaque membre se réserve au besoin ses convenances. Vos moyens sont des milices indisciplinées, mal exercées, sans confiance en des chefs que la naissance et la faveur leur ont donnés, qui n'ont point vu le feu, que vous pouvez fanatiser pour un premier choc, mais qui, au moindre échec, crieront à la trahison, se débanderont et assommeront leurs officiers. Vous comptez beaucoup sur les petits cantons. Vous savez que ces prétendues démocraties ont aussi des sujets et aiment surtout à les pressurer. Mais la patrie n'est pour eux que dans leurs vallées; ils jalousent depuis longtemps les villes, et ils ne sortent qu'à prix d'or de leurs retranchements. Voilà vos moyens contre des phalanges victorieuses, dont chaque soldat cueillit un laurier et brille de l'éclat réfléchi des trophées de ses généraux. Qu'exige-t-on de vous? On exige que vous consentiez au plus grand des bienfaits, à l'égalité politique et à l'unité de la patrie. On veut que chaque Suisse ait le droit d'aspirer à tout, et que tous les Suisses s'embrassent

en concitoyens. Dès longtemps, l'intérêt de la patrie, la justice, et même le titre de républicain, dont vous vous targuiez à la cour des rois, vous en faisaient un devoir. Nulle part en Europe, l'état de sujétion n'est aussi avilissant et oppressif qu'en nos contrées dites libres. Nulle part, l'aristocratie n'est aussi exclusive, avide et présomptueuse que chez nous. Nulle part, la force générale ne se meut avec plus de lenteur et de discordance. Dans l'intérieur des cantons, je ne vois qu'excès de concentration, et dans l'ensemble, je ne vois que dissolution. O mânes des héros de St. Jacques et de Dornack, je vous évoque, sortez de vos tombeaux et répondez! Crûtes-vous, en périssant au champ d'honneur, faire succéder aux anciens seigneurs de vos châteaux des bourgeois héréditaires de quelques villes et de quelques vallées? Entendîtes-vous que la liberté dut consister à voir les noms des Falkenstein, des Gilgenberg et des Bechbourg supplantés par les noms des Gugger, Guerber, Glutz et Byss? Votre intention fut-elle, en rendant le dernier soupir, que votre sang cimenteroit à jamais un mur de séparation entre votre postérité et celle de quelques familles, naguère vos égales, qui s'arrogeraient exclusivement pouvoir, honneur, service militaire, pensions, lumières et jusqu'à l'industrie? Que vos ombres applaudissent aux couleurs des François qui bornent leur vengeance à exiger de nos dominateurs l'abandon de privilèges, dont ils firent un si cruel abus! Puisque la justice, la raison et l'exemple ne peuvent rien sur eux, que la force les réduise! Et si la force intérieure est toute entre leurs mains, et ne doit être employée qu'à mieux river nos fers, que la force étrangère la brise et l'anéantisse! Quelques jours seulement, et l'œuvre est consommée, et l'on nous épargne des

siècles de malheurs que de vains efforts de notre part eussent occasionnés.“

Es mag vieles Phraſenhafte in dieſen Reden ſein, und die Ausfälle gegen die Kirche gehören nicht gerade zur Sache; aber ihre Worte packen doch, und es iſt, als rolle es in ihnen wie ein Nachhall vom Donner der Reden Mirabeaus. Und wie hell werden darin die Schäden der Eidgenoſſenſchaft vor 1798 beleuchtet, wie treffend charakteriſiert Ochs die Kläglichkeit der ganzen Periode, die politiſche Intereſſenwirtſchaft, das elende Militärweſen! Es wird heutzutage wenige geben, welche ihn nicht für vollſtändig im Rechte halten, ſoweit er von den Verhältniſſen der alten Oligarchien und von der Eidgenoſſenſchaft überhaupt ſpricht. „Man muß Teilnehmer dieſer Oligarchie geweſen ſein, um ſie zu kennen,“ ſagt Ochs in dem berühmten Briefe vom 12. Dezember 1797 an Bonaparte, in welchem er den Plan einer Revolutionierung der Schweiz entwickelt. Und wirklich, er kennt ſie von Grund aus. Nun aber die andere Seite: Hier finden wir jene unbedingte Bewunderung Frankreichs, die Ochſens Verhängnis geworden iſt; er drückt es auch hier wieder aus, wie er eben alles Gute einzig von dort erwartet, und wenn er Zeltner ſagen läßt, daß die Franzoſen ohne jede Nebenabſicht kämen und nichts als die Herſtellung der Gleichheit in unſerm Lande wollten, ſo war dies ſicherlich ſeine innerſte Überzeugung ſo lange, bis ihn die Thatſachen ſelbſt eines andern belehrten.

Doch kehren wir zum Stücke zurück. Die Vorſchläge des Schultheißen werden angenommen, und es wird in der ſofort folgenden geheimen Ratsſitzung beſchloſſen, die Vertreter der revolutionären Ideen ohne Rückſicht auf Familie und Stand verhaften zu laſſen. Das Volk ſoll gegen ſie aufgeſtiftet werden.

Der erſte Akt ſchließt im Zimmer Roſaliens. Sie erfährt von ihrer Vertrauten, Eliſe, daß Zeltner mit fünfzig Stadt- und Landbürgern verhaftet worden iſt und daß durch Amtsperſonen verleum-

derische Berichte über ihn verbreitet werden: Er werde seit acht Jahren von Frankreich bestochen, und das Sündengeld, das er für den Verrat des Vaterlandes empfangen habe, sei jüngst des Nachts über die Grenze in Sicherheit gebracht worden. Außerdem werde er als Atheist verschrieen und sein Verhältnis zu Rosalie als ein unsittliches dargestellt. Rosalie ist tief erschüttert über all dies. Da erscheint zum Überfluß noch der alte Staatsschreiber Zeltner, der sie zur Entsagung zwingen will. Sie ist zu allem bereit, wenn sie nur ihren Geliebten retten kann. Auf die Versicherung, daß er frei sein werde, unterzeichnet sie unter Thränen einen ihr schriftlich dargereichten Verzicht, in welchem sie ihren Verlobten seines gegebenen Wortes für ledig erklärt. „Tenez, tenez, Monsieur," ruft sie, „puisse l'épouse que vous destinez à monsieur votre neveu, être capable de faire pour lui ce que je viens de faire!" Das ist so ungefähr nach dem Rezept von „Kabale und Liebe" und schließt nicht unwirksam mit einem Appell an die Sentimentalität einen Akt, der im wesentlichen der Darstellung ganz anderer Verhältnisse gewidmet war.

Wir befinden uns jetzt also mitten im Lauf der Dinge; wir kennen den Kampf der Ideen und der Personen, sehen auf der einen Seite schnöden Egoismus im Verein mit Intrigue und gemeiner Verleumdung, auf der andern aufopfernde, feurige Vaterlandsliebe, die auch in Kerker und Banden nicht gebrochen wird und die mit sicherer Hoffnung auf eine von außen, von Frankreich herkommende Neugestaltung aller Dinge wartet. Und das müssen wir noch sagen: Ochs versteht es vortrefflich, uns für seine Ideen zu gewinnen; die Reden, die er seinen Helden in den Mund legt, sind voll glühender Begeisterung. „Hochtrabend" hat zwar noch jüngst ein Darsteller helvetischer Verhältnisse Ochsens Reden genannt.[1]) Gewiß, auch hier redet Ochs in hohen Worten; aber wo

[1]) Dr. Theodor ImHof in Heft 7. S. 73 der „Schweiz. Rundschau"

iſt je eine politiſche Neuerung zum Erfolg gelangt, ohne daß ihre Vertreter mit Begeiſterung für ihre Ideen eingetreten wären. Übrigens wohnt nicht nur den Äußerungen Ochſens ein etwas theatraliſcher Zug inne; die ganze Helvetik und alle ihre Vertreter haben immer in Worten geredet, welche, weit mehr als aus der Wirklichkeit, aus dem Idealſtaat zu ſtammen ſcheinen, den ſie erträumten.

Der zweite Akt führt uns ins ſolothurniſche Gefängnis. Dort finden wir Zeltner, Oberlin, Hammer und andere Patrioten von Stadt und Land in ſtrenger Haft. Der Ton, der dort herrſcht, iſt aber durchaus kein niedergeſchlagener:

„Oui, nous avons guerre . . . . .," ſagt der Gefängniswächter. „Voilà ce que nous vous devons, messieurs les patriotes.

Oberlin. Tu parles, insensé, comme ceux qui te paient. Tes maîtres ont fait depuis huit ans sottise sur sottise, et actuellement c'est à nous qu'on en impute les effets."

Zeltner. Console-toi. Cette guerre ne sera pas longue, et toi et tes enfants, vous jouirez des droits dont jouissent tes supérieurs.

Le geôlier. J'entends. On me donnera en espérance ce qui ne m'appartient pas, pour m'ôter en réalité ce qui m'appartient."

Soll ſich aus dieſen halb ſcherzhaften Worten vielleicht eine leiſe Ironie auf ſpätere helvetiſche Vorgänge herausleſen laſſen? Wer weiß; Peter Ochs war ein feiner Geiſt und geſchult in jener franzöſiſchen Konverſation, die in eleganter Form auch ein wenig Selbſtkritik nicht verſchmäht. — Die Gefangenen beginnen

---

von 1893 („Aus den erſten Zeiten der Helvetik. Nach ungedruckten Briefen Fr. C. Laharpes").

dann ein intereſſantes Geſpräch über die Prinzipien ihrer freiheitlichen Anſchauungen. Zeltner ſagt über die Rechtsgleichheit:

„Sans elle, il n'y a point de liberté. Elle n'est point l'égalité de pouvoir, car celle-ci mènerait à l'anarchie ou au despotisme de la multitude. Elle n'est point non plus l'égalité de fortune, car celle-ci seroit bientôt égalité de pauvreté. Elle n'est pas même égalité de naissance, car personne ne peut renier les auteurs de ses jours. Mais elle est le droit d'aspirer à toutes les fonctions publiques auxquelles on convient, d'acquérir ce que chacun a le droit de posséder, d'exercer, en se sonmettant aux lois de police, tous les genres d'industrie et de ne devoir enfin du respect qu'à l'autorité et au mérite. Le sentiment de l'égalité élève l'esprit, développe les talents, fait les délices des âmes généreuses, console des revers de la fortune et prépare le règne de cette douce fraternité qui doit un jour unir tous les humains.“

Sie gehen noch weiter in ihren philoſophiſchen Raiſonnements:

„*Un prisonnier*. Vous croyez donc, Zeltner, qu'il faut que les lois travaillent à extirper nos passions?

Zeltner. Nullement. La société civile n'est point un monastère. Nos passions sont les leviers moraux de la société. Mais nos institutions ne doivent point renforcer celles, dont le principe est un principe de malveillance. Elles doivent se borner, en ce cas, à les ennoblir en leur objet, et à les diriger vers un but utile.“

Ein Bauer erkundigt ſich, warum man ihn einen Jakobiner nenne und was das ſei. Zeltner antwortet ihm, ganz im Sinne derer, welche in Baſel die friedliche Revolution durchgeführt haben:

„Ce mot est une de ces dénominations vagues dont nos ennemis se servent pour nous rendre odieux. La signi-

fication qu'on lui donne en France, ne saurait être applicable en Suisse. Jamais, par exemple, nous ne serons tentés de distribuer les terres des riches à ceux qui n'en ont pas. On est Jacobin dans les yeux de nos aristocrats dès qu'on parle d'égalité de droit."

Da werden neue Gefangene gebracht, die zum Teil arretiert worden sind, weil sie den von Paris aus nach Basel gelangten und dort verteilten Entwurf der neuen (helvetischen) Verfassung gelesen haben. Dem gefangenen Brunner von Balsthal hat der Autor dieses Entwurfes, es ist Peter Ochs selbst, ein Exemplar von Paris aus gesandt.[1])

Interessant ist es nun, zu hören, wie Ochs in seinem Stück seine Verfassung verteidigt. Es sind ihm ja in Wirklichkeit schon gleich zu Anfang auch von Gleichgesinnten Ausstellungen an seinem Werke gemacht worden. Diese Aussetzungen legt er nun hier, gleichwie die entsprechende Verteidigung oder Entschuldigung, den solothurnischen Patrioten in den Mund, denen er in ihrer Gefängnishaft einen ganzen Akt lang Zeit läßt, den Entwurf zu bewundern und zu kritisieren. Dadurch würde natürlich das Stück für einen Zuschauer nicht gerade an Leben gewinnen. Aber Ochs hat sich jedenfalls bei der Abfassung seines Dramas auch kein Theaterauditorium gedacht; er wollte einfach seine Prinzipien erläutern, vielleicht auch seine nach seinem Austritt aus dem Direktorium so schwer angegriffene Ehre verteidigen und die Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen bekämpfen, und dazu schien ihm die dramatische Form mit ihrer Unmittelbarkeit die weitaus geeignetste. Die bereits dargelegten Szenen haben wohl auch er-

[1]) Es kann sich hier nur um den Ochs'schen Entwurf handeln. Ende Januar war dieses später spöttisch sogenannte „Ochsenbüchlein" in Paris auf deutsch, französisch und italienisch gedruckt worden. Der von der Basler Nationalversammlung abgeänderte Text ist erst vom 15. März 1798 datiert.

wieſen, daß er mit der Wahl dieſer Vortragsart keinen Mißgriff gethan hatte. — So läßt er nun zunächſt durch Brunner von Balsthal ſagen, man habe die nach Solothurn gelangten Exemplare der Verfaſſung konfiszirt.

„Mais j'ai eu le temps de lire celui que l'auteur m'a envoyé. Il regrette d'avoir été obligé de sacrifier quelques articles qui lui tenaient à cœur. Il a vu avec peine qu'on y en a substitué, qui déplairont aux patriotes. Cependant, me mande-t-il, la constitution a deux avantages essentiels. Elle renferme d'abord le germe de toutes les améliorations futures, et il ne s'agira que de le développer successivement. Ensuite elle n'établit que les bases indispensablement nécessaires, en sorte que le corps législatif aura une grande latitude pour se former, au moyen de lois complémentaires, en pouvoir constituant.“

„Envoyer une constitution, et la révolution n'est point encore faite!“ höhnt der Gefängniswächter. Brunner belehrt ihn:

„Ne vois-tu pas que la révolution est dans toutes les têtes depuis six mois? Elle y est depuis le serment imposé aux Cisalpins, et depuis l'arrêté qui détache la Valteline des Grisons, et allègue, entre autres motifs, qu'un peuple ne peut point être sujet d'un autre peuple. Vingt circonstances, démarches officielles et actes publics en ont depuis fortifié l'idée. Tel la désire, tel hésite, tel autre la craint. Tous flottent dans le vague des conjectures et de plans contradictoires. Il fallait un point de ralliement, un terme fixe vers lequel tous les yeux fussent entrainés à se diriger.“

Auf die Frage, ob es nicht beſſer geweſen wäre, einen Nationalkonvent zuſammenzurufen, antwortet Zeltner (oder vielmehr Ochs), daß das erſtens die Regierungen nie würden geſtattet haben; ferner

würde ſich das Volk in fünfzig Republiklein zerſplittert haben, in deren jedem irgend ein Matador lieber die Rolle eines Dorfcäſars geſpielt hätte, als daß er ſich als Beamter vierten oder fünften Ranges einer gemeinſamen Verwaltung hätte zur Verfügung ſtellen wollen. So wären ewige Streitigkeiten entſtanden, denen ſchließlich das Ausland durch eine Teilung und Annexion der Schweiz ein Ende gemacht hätte. — Die Gefangenen werden fortwährend beobachtet; da ruft Zeltner:

„Qu'on nous voye! Qu'on nous entende! Que nos oppresseurs, dignes émules de Robespierre, contre les moyens duquel ils ont tant affecté d'horreur, imaginent même à notre charge une conspiration des prisons.“

So ganz ſcheint alſo Ochs doch nicht mit der Revolution durch dick und dünn gegangen zu ſein. Der Abſcheu gegen Robespierre iſt hier eine bemerkenswerte Thatſache.

Brunner von Balsthal zieht dann ein bisher verborgenes Exemplar des Verfaſſungsentwurfes hervor: „Je vais vous en lire les articles qui m'ont fait le plus de plaisir. On devrait les enseigner et interpréter aux enfants dans les écoles.“

Dann lieſt er die jetzt noch ſchönen Eingangsworte von der einen und unteilbaren helvetiſchen Republik. Sie werden mit Begeiſterung angehört und kommentiert. Zu den Worten:

„Les deux bases du bien public sont la sûreté et les lumières; les lumières sont préférables à l'opulence“ meint Zeltner: „On donnait ordinairement pour bases de la société la sûreté et la prospérité“, und erläuternd wird hinzugefügt, daß die Aufklärung, die Volksbildung eben in erſte Linie geſtellt ſei. Auf die weitere Frage, wie das Geſetz denn zum Guten eifern wolle, ſagt Zeltner:

„En décernant des récompenses personnelles et en sa-

crifiant la faveur au mérite, et non, comme il arrive d'ordinaire, le mérite à la faveur."

Es werden dann wieder einige der Gefangenen abgeholt, um nach dem Folterturm geführt zu werden. Alle sind entrüstet; dann liest Brunner weiter von der Glaubens- und Gewissensfreiheit, kurz alle jene herrlichen Artikel, die nach den Worten Hilty's [1]) „wie Sterne aus der Nacht der alten und aus dem dichten Nebel der späteren restaurierten Zeiten zu uns hinüber leuchten und die wir in manchen Punkten selbst heute noch nicht wieder erreicht haben." Dann wird gesprochen von den Festen, darauf vom Wahlmodus der Behörden. Als besonders glückliche Idee wird die teilweise Beibehaltung des Loses gepriesen:

„Je vois avec une vraie satisfaction que le sort interviendra dans nos élections. C'est un préservatif contre la corruption, la cabale, les factions et l'esprit de clique" sagt Hammer, und ein anderer fügt hinzu:

„Point de repos, et de concorde dans une république sans l'intervention du sort. L'expérience le prouve."

Und auf Oberlins Bemerkung „Mais le sort est aveugle," antwortet Zeltner: „L'intrigue l'est encore davantage."

Brunner endlich führt dann geradezu in Ochsens Namen aus:

„L'auteur de la constitution est convaincu que le bonheur d'une république exige une sage combinaison du sort avec la liberté des suffrages. Il veut surtout que dans cette combinaison la minorité ait de la chance en sa faveur."

Zeltner fügt dann noch bei:

„Supposons en effet des temps, où la majorité soit perverse, corrompue, ignorante ou barbare. Quelle peut être l'espérance de la postérité, si ce n'est la minorité? Le

[1]) Dr. Carl Hilty „Öffentl. Vorlesungen über die Helvetik". Bern 1878. S. 216.

bien des races futures exige donc que la minorité ait aussi quelques chances.“

Treffen wir nicht auch da wieder auf Gedanken, wie sie unsere jüngste Zeit hervorgebracht hat? Es hat also schon Ochs in einer richtigen Vertretung der Minderheit das Heil gesehen. — Auf die naive Frage eines der Gefangenen:

„Ce n'est donc point par les degrés de richesse qu'il classe les citoyens et détermine leur aptitude aux fonctions publiques?“ wird geantwortet: „Dans les temps de danger, que font les riches? Ils émigrent. — Ils ont leur patrie dans leur portefeuille et partout où ils retrouvent l'atmosphère de jouissances, dont ils ont l'habitude. Quand il faut des soldats, que font-ils de leurs fils? Des commis de bureau ou des fournisseurs.“

Während dieser letzten Verhandlungen hört man draußen Geräusch; eine wütende Menge naht sich dem Gefängnisse; Axthiebe dröhnen an die Pforte, und man hört das Volk schreien:

„Tuons les, tuons les hérétiques, égorgeons ces traîtres, massacrons ces stipendiés de la France!“

Das Volk will das Gefängnis stürmen; denn es gibt den Patrioten Schuld, daß die Franzosen immer drohender gegen die Stadt rücken. Da erscheint der alte Zeltner und meldet seinem Neffen und dessen Mitgefangenen, daß die gnädige Regierung selbst das Volk von der Rache an ihren eigenen Gegnern abgehalten habe. Füge dich deinen Obern, meint er zu seinem Neffen, und schwöre deine Grundsätze ab. Xaver Zeltner aber weist dieses Ansinnen stolz zurück. Da teilt ihm der Onkel den Verzicht Rosaliens mit:

„Tu mérites de n'avoir été que le jouet d'une ingrate!“

Der junge Mann liest und ruft aus:

„Dieu . . . . . La signature est fausse, ou elle a été extorquée par l'excès de la violence . . . . Dieu vengeur!

Quelle horrible alternative! . . . . Mon oncle . . . et l'un de mes magistrats . . . Mon oncle est devenu, pour mieux m'assassiner, ou un faussaire, ou un bourreau!"

Nach dieſer effektvollen Szene verwandelt ſich die Bühne und zeigt das Lager des Generals Schauenburg. Es erſcheinen vor ihm zwei ſolothurniſche Abgeordnete. Sie weiſen hin auf die Feſtigkeit der Stadt, auf ihre gute Verproviantierung, auf den Mut der Bürger und auf den Entſchluß der Behörden, ſich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen; ſie fordern den franzöſiſchen Heerführer auf, von weiterem Vorrücken abzuſtehen. Dann entſpinnt ſich eine längere Diskuſſion über die Befreiung der Unterthanen. Die Solothurner behaupten, die ihrigen befänden ſich im Zuſtande der Unfreiheit ganz wohl. Schließlich frägt einer der Deputierten:

„De quel droit, Monsieur le général, votre gouvernement prétend-il conquérir nos contrées, pour y transplanter ses principes?" Da brauſt Schauenburg auf:

„Et de quel droit vous immiscâtes-vous dans nos affaires intérieures?" und dann folgt eine lange Aufzählung aller Punkte, in welchen ſich die alten ſchweizeriſchen Regierungen wirklich oder nur nach der Meinung der Franzoſen gegen die junge Nachbarrepublik verfehlt hätten. Aber trotzdem will Frankreich nicht feindlich gegen die Schweiz vorgehen:

„Consentez de votre propre mouvement aux principes d'une démocratie représentative et à la fusion de vos divers états en une seule république, et je quitte vos frontières. Mon gouvernement borne sa vengeance à vous forcer d'affranchir et d'unir vos peuples. Il ne s'agit point de conquêtes. La Suisse restera Suisse. Nous n'imiterons point ces rois que vous chérissez tant au-dessus de nous, et qui firent disparaître la Pologne du rang des états. La Suisse restera Suisse; mais située, comme elle est, au-

près de nous, dans nos flancs, vers le cœur de notre pays, il nous importe de trouver, dans la forme de son gouvernement, une garantie de sa fidélité. Cette garantie ne peut plus exister avec vous. Trop longtemps vous nous fatigâtes de vos ruses. L'homme puissant ne protège le foible que lorsque celui-ci sent sa foiblesse."

Darauf antworten die Solothurner Deputierten mit Hohn und ziehen ſich dann zurück. Der General aber iſt entſchloſſen die Stadt zu nehmen:

„Je vous réponds, citoyens," ſagt er zu ſeiner Umgebung, „qu'avant la fin du jour nous sommes dans Soleure. S'ils ont encore quelque grain de bon sens, ils feront apprendre demain un métier à leurs enfants. Ces souverains ne feront pas fortune dans le monde."

Da wird dem General eine Dame gemeldet; es iſt Roſalie. Die Offiziere empfangen ſie mit frivolen Bemerkungen. Sie aber wirft ſich dem General zu Füßen und bittet ihn, er möge vom Marſche auf die Stadt abſtehen, da ſonſt ihr Geliebter des Todes ſein werde. Darauf geht natürlich Schauenburg nicht ein; aber er will ein Schreiben nach Solothurn ſenden, in welchem er die Gefangenen in den Schutz der franzöſiſchen Armee nimmt und die Regierung für das Leben der Patrioten haftbar macht. Roſalie dankt ihm.

Damit ſchließt dieſer Akt, deſſen Hauptteil Ochs der Beſprechung ſeiner Verfaſſung gewidmet hat, jenes erſten Entwurfes der Helvetik, an welchem Hottinger[1]) nichts als „leeren Wortreichtum und mathematiſche Herzloſigkeit" findet, der aber in Wirklichkeit die einzige Verfaſſung iſt, in welcher die Grundlagen der Freiheit, der Gleichheit und des Bürgerglückes feſtgelegt und genau

[1]) J. J. Hottinger „Vorleſungen über die Geſchichte des Untergangs der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft der dreizehn Orte" S. 400.

erörtert ſind. Angeſichts der eingehenden Beſprechung, welche Ochs einzelnen Artikeln ſeines Entwurfes zu teil werden läßt, ſchwinden auch die Vorwürfe des Leichtſinns dahin, die Hottinger dem baslerischen Staatsmann an verſchiedenen Stellen glaubt machen zu müſſen. Ich betone es darum nochmals: Aus dem Ochsſchen Stücke gewinnen wir immer mehr die Überzeugung, daß in erſter Linie wahre Begeiſterung für die Sache der Freiheit und ein eifriger Wunſch, dem Volke das Gute und Beſte zuzuwenden, die Triebfedern der Handlungsweiſe des Basler Staatsmannes geweſen ſind.

Im dritten Akt des Stückes erfüllt ſich dann das Geſchick der Stadt. Wieder werden wir in den Ratsſaal geführt. „Annibal est aux portes, et l'on délibère“ könnte man ſagen, wenn man die phraſenhaften Begrüßungen lieſt, welche den zurückkehrenden Abgeordneten zu teil werden. Der eine von ihnen ſchildert und kommentiert nun in ſeiner Weiſe, was Schauenburg ihnen geſagt hat; der zweite gibt einen Bericht über das Heer, das in einem deplorablen Zuſtande und phyſiſch und moraliſch entartet ſei. Den General nennt der edle ſolothurner Ratsherr „Le pacha des régicides“, und aus der Thatſache, daß dieſer ſie ſtandesgemäß empfangen hat, ſchließt er, daß die Franzoſen doch nicht ſo ſiegesgewiß ſeien:

„Or, vous savez, le François qui doute de la victoire, est déjà vaincu.“ Überhaupt will er dem franzöſiſchen Heerführer angemerkt haben, daß er als ehemaliger elſäſſiſcher Baron im Herzen eher der Sache ſeiner Gegner zugethan ſei. Im ganzen heißt es:

„Nous n'avons à faire qu'à un ennemi foible, épuisé, mécontent, indiscipliné, commandé par un chef suspect et qui, selon toutes les probabilités historiques, est au fond du cœur d'intelligence avec nous.“

Das alles wird äußerſt weitſchweifig erzählt und erhöht nicht unweſentlich den Mut und das Selbſtvertrauen der Räte. Aber all dies wichtige, umſtändliche Gethue erſcheint als lächerliche Farce in dem Augenblick, in welchem der im zweiten Akte ſchon erwähnte Brief des Generals anlangt:

„Messieurs," lautet er, „mes ordres sont précis, je dois vous attaquer. Si, d'ici à ce soir, vous ne m'avez point fait remettre les clefs de votre ville, je la prends d'assaut et je fais passer chacun de vous au fil de l'épée." Der letzte Satz jagt alle in ſolchen Schreck, daß ſie, allerdings erſt nach einigen hohlen Deklamationen, beſchließen, ſich zu ergeben. Immerhin will man es nur äußerlich thun. Im geheimen wolle man die Patrioten anſchwärzen:

„Les uns seront des cervaux brûlés, les autres des ignorants, tel un intriguant ou un ambitieux, tel autre un homme vindicatif ou immoral, tel autre encore une tête à abstractions, ou un anarchiste, ou un buveur de sang."

Auch bei den Franzoſen ſelbſt wolle man ſie verdächtigen, indem man bei dem häufigen Syſtemswechſel in Frankreich jedesmal der ſiegenden Partei glaubhaft mache, die Schweizer Patrioten hätten es mit der unterworfenen gehalten, denn:

„Les factieux haïssent plus les amis de leurs rivaux que les contre-révolutionnaires."

Man habe dieſes Mittel ſeit acht Jahren öfters erprobt. Man wolle dann ferner dieſe meiſt ehrgeizigen und ſelbſtgefälligen jungen Leute gegen einander hetzen; in die neuen Behörden wolle man Vertrauensmänner der alten Richtung ſchicken, welche unter dem Scheine der Anhänglichkeit an die Verfaſſung an deren Zerſtörung arbeiten.

„Leurs principales fonctions seront d'être à l'affût des passions de leurs collègues et supérieurs, de leur donner

de faux renseignements, d'attiser le feu de la discorde, d'entraver la marche des affaires, de dégouter enfin le peuple par des retards, des actes de partialité, des sarcasmes, de fausses nouvelles et des comparaisons défavorables entre les anciennes institutions qui avaient pour elles l'avantage de l'habitude, et les nouvelles institutions qui auront à surmonter les difficultés de la nouveauté, et celles que nous saurons susciter."

Hier hört man deutlich den Direktor Ochs reden, der am Ende seiner Amtsthätigkeit bekanntlich eine Menge verdächtiger Menschen um sich sah und zu sehen glaubte und auf jede mögliche Art sich ihrer zu entledigen suchte."

Ein anderer der Herren Solothurner rät, man solle dann auch durch Druckschriften, durch Pamphlete bösester Art das Volk bearbeiten.

„Mais que notre premier soin" fährt er fort, „se dirige à substituer la haine des François à l'amour de la liberté et de l'égalité. Attisons cette haine, pour détourner l'attention du peuple des avantages que l'avenir lui promet. Il faut que cette haine soit outrée, imprudente et grossière. Elle aigrira les François. Le François aigri ne se possède plus. Il se portera à des mesures qui provoqueront à leur tour et justifieront cette haine." Sollte nicht diese Stelle ein neues Licht auf Ochsens Franzosenfreundlichkeit werfen? Bis jetzt hat man ja meist nur seinen Ehrgeiz als Erklärung dieser unbedingten Hingabe beigezogen. Sollte es nicht auch, wie aus diesen Worten des Reaktionärs hervorgeht, die Überzeugung gewesen sein, daß die Franzosen beständig gereizt würden, damit ihr Zorn für die Schweiz ein Unglück herbeiführe, für das dann die alten Regierungen als Retter erschienen wären? Ochs hätte dann, um diesen Versuchen zur Aufreizung der Franzosen entgegenzutreten, sich immer mehr an diese angeschlossen, sich ihnen immer gefälliger

erwieſen, damit ſie nicht, wie die andern erwarteten und wie es auch thatſächlich eingetroffen iſt, die Schweiz als Kriegsbeute behandelten. Ich denke, daß dieſe Erklärung nicht ganz grundlos wäre, und ſie würde jedenfalls ein günſtiges Licht auf den ſo viel Geſchmähten werfen.

Den Erörterungen fügt dann der regierende Schultheiß noch bei, daß man nicht vergeſſen wolle, auch das Ausland, ſpeziell Öſterreich, gegen Frankreich aufzuſtacheln. Das ſei ein Hauptmittel, wenn man je hoffen wolle, den Platz wieder einzunehmen, den man jetzt verlaſſe.

Der weitere Verlauf des dritten Aktes führt uns dann wieder zu den Gefangenen, die noch immer über die neue Verfaſſung reden. Auf den Einwurf eines der Zuhörer, daß keine Ortsbehörden vorgeſehen ſeien, läßt Ochs durch Zeltner antworten, daß dies erſt einer ſpätern Zeit vorbehalten ſei, weil im Anfang allzuleicht in den 13 Orten ſich reaktionäre Verwaltungsbehörden würden gebildet haben, die das Gelingen des Ganzen hätten gefährden können. Darum ſeien einſtweilen nur Kommiſſionen vorgeſehen, die von der Centralregierung ernannt würden. Auf die Bemerkung ſodann, daß das Direktorium zu viel Gewalt habe, läßt Ochs ſagen, daß der Fehler nicht an ihm liege. Das ſcheint einer der Punkte zu ſein, in welchen das franzöſiſche Direktorium bedeutendere Änderungen an Ochſens Entwurf vorgenommen hat; auch für die Stelle von den dreimonatlichen Ferien des geſetzgebenden Körpers lehnt Ochs direkt die Verfaſſerſchaft ab; immerhin ſucht er in beiden Fällen die Abänderung zu entſchuldigen. Zu einigen andern Punkten macht er die Bemerkung, ſie ſeien eben ein notwendiges Übel, und dazu ſagt er, d. h. in ſeinem Namen Brunner von Balsthal:

„Quand une chose n'est recommandable que sous le rapport de mal nécessaire, il faut bien se garder d'aller

au delà du nécessaire.“ Das iſt eine Maxime, die für die Geſetzgeber aller Zeiten beherzigenswert iſt. Auch die Bedenken, daß die neue Verfaſſung dem Lande allzu große Verwaltungskoſten auferlege, werden zerſtreut, und eine längere Diskuſſion über das der Regierung gewährte Begnadigungsrecht ſchließt die Erörterungen über die neue Konſtitution ab. — Dann geht die Handlung weiter: Die drei Gefangenen, die zu peinlicher Befragung abgeholt worden waren, kehren zurück und erzählen, daß die Regierung Furcht habe und ſehr ſanft mit ihnen umgegangen ſei. Namentlich ſeien ſie über ihre Verbindung mit den Baslern und über die Art inquiriert worden, in der ſie ſich den Verfaſſungsentwurf verſchafft hätten:

„*Zeltner:* Qu'en ont-ils dit, de cette constitution?

L'un des trois: Que c'est une œuvre infernale, projetée par le Diable, corrigée par Luther, et revue par Calvin. — Que c'est une compilation informe, un corps tronqué, un code de rêveries . . . Qu'elle n'est applicable ni à nos usages, ni à nos habitudes, ni à nos mœurs,“ Natürlich werden dieſe Apercüs mit Hohn aufgenommen, wie auch in Wirklichkeit Ochs und ſeine Geſinnungsgenoſſen den Tadel ihrer Gegner mit ſtillem Lächeln werden angehört haben.

Da erſcheint der Gefängniswächter und meldet: Il se prépare de grands événements. On a fait armer et sortir une partie des paysans; des prières publiques ont été ordonnées; des députations ont eu lieu de part et d'autre entre le général françois et le conseil; les ingénieurs examinent nos remparts; toute l'artillerie est prête à servir; le conseil a levé sa séance; et plusieurs de ses membres envoient hors de ville leurs effets les plus précieux.

Bald auch hört man Kanonendonner; die Franzoſen rücken heran. Dann ertönt kriegeriſche Muſik, „les airs favoris de la victoire“; die Franzoſen ſind in der Stadt.

„*Un prisonnier:* Si cela est, la résistance n'a pas été longue. Et il ne valait pas la peine de nous bombarder de proclamations, d'exhortations et de sermons.

Oberlin: Oui, mes amis, il n'en faut plus douter. Nos fers vont se briser. Répondez à mon invitation! Je m'adresse à des cœurs généreux. On nous a fait beaucoup souffrir depuis huit ans. Jurons de ne point nous en venger!

Tous: Nous le jurons."

Während dieſes feierlichen Schwures krachen die Pforten des Gefängniſſes auf. Im Schimmer von Fackeln tritt, umringt von ſeinem Stab, General Schauenburg unter die Patrioten; er verkündet ihnen die Freiheit:

„Citoyens, voici un des plus beaux moments de ma vie. J'entre en ces murs en libérateur et non en conquérant!"

Es wird dann den Patrioten die rot-weiß-ſchwarze Baslerkokarde verabreicht, und Schauenburg gibt ihnen die beſten Ratſchläge:

„Méfiez-vous des flatteurs en général, et principalement de ceux qui détestaient naguère vos principes, ou calomniaient vos personnes. Méprisez ces ambitieux qui, dans le besoin de la faveur, sont souples, complaisants et modestes, mais qui, dans le succès, deviennent présomptueux, se permettent de la morgue et de l'ironie, et ne travaillent qu'à supplanter ceux qui leur portent ombrage. Fuyez ces hommes astucieux qui emploient secrètement les moyens qu'ils abjurent avec affectation, et qui reprochent à leurs rivaux les fautes mêmes dont ils se rendent coupables. Repoussez enfin loin de vous, ces êtres caméléons qui, toujours occupés du soin de sauver leur insignifiante existence, règlent leurs opinions d'après les événements et revêtent sans cesse les couleurs dominantes du jour."

Dann tritt der alte Stadtschreiber Zelmer ein; er hält Rosalie an der Hand und führt sie ihrem Geliebten zu. Er bereut, daß er die guten Absichten seines Neffen nicht früher erkannt habe.

So schließt das Stück. Ich glaube im Verlauf von dessen Schilderung nachgewiesen zu haben, inwiefern Ochs darin seine eigenen Ansichten niedergelegt hat, und das ist daraus mit besonderer Klarheit hervorgegangen: daß der Basler Staatsmann bei allem, was er unternahm, aus tief innerster Überzeugung und wahrhaft patriotischen Gefühlen heraus gehandelt hat. Seine kurze schweizerisch-politische Laufbahn — sie hat bekanntlich offiziell nur vom 12. April 1798 bis zum 26. Juni 1799 gedauert — hat ja allerdings nicht den Erfolg gehabt, den er sich hätte wünschen mögen, und seine Hinneigung zu Frankreich, sein unbegrenztes Vertrauen in gewisse leitende Persönlichkeiten zu Paris ist ein Fehler gewesen, den ihm jetzt jeder Dilettant in schweizerischer Geschichte als einen unvergleichlichen Leichtsinn, wenn nicht gar als Verrat vorwirft; er selbst hat aber im Drange einer Zeit, in der alles wankte, eben in Paris allein den festen Stützpunkt für seine Pläne zu finden gehofft: auch sein Stück zeigt ja, wie er die Franzosen als den Fels betrachtete, an den er unser Vaterland glaubte lehnen zu müssen. Er hat sich, wie viele andere seiner Zeit, hierin bitter getäuscht; er ist dann auch thatsächlich zu weit gegangen und hat sich bedenkliche Indiskretionen zu Schulden kommen lassen. Er hat dafür mit seinem Sturze gebüßt. Das darüber im helvetischen Archiv liegende geheime Protokoll vernichtet, wie Hilty[1]) sagt, „für ihn jede Hoffnung auf Rehabilitation, die sonst mitunter nach Verlauf von einigen Menschenaltern auch zweifelhaften Charakteren, wenn sie Geist und Energie besaßen, zu teil

[1]) A. a. O. S. 308.

zu werden pflegt.“ Das ist ein hartes Urteil, und auch wir werden es nicht wesentlich mildern können. Angesichts seiner Rechtfertigungsschrift aber, als die ich sein Drama gerne betrachtet wissen möchte, erscheint doch manches, was zu seiner Verurteilung beigetragen hat und noch beiträgt, in einem bessern Lichte, in demjenigen der aufrichtigsten und rückhaltlosesten Liebe zur Freiheit.

In Hinsicht auf das Drama „Zeltner“ drängt sich nun aber noch eine Frage auf: Inwiefern sind die von Ochs geschilderten Vorgänge richtig? — Die Reden, (darauf ist schon hingewiesen worden,) sind natürlich freie Erfindung des Verfassers, der überhaupt die Form eines sogenannten Programmdramas nur gewählt hat, um ohne weitere Einleitung klar und fest sagen zu können, was er und andere meinten.

Die Handlung des Stückes hingegen ist ein ziemlich genaues Abbild dessen, was wirklich geschehen ist. Einige der handelnden Menschen sind, wie schon oben gesagt wurde, historische Persönlichkeiten; so vor allem der Held des Stückes, Xaver Zeltner, der, zugleich mit seinem Bruder Peter Joseph Zeltner, dem späteren Pariser Gesandten der Helvetik, zu Beginn der neuen Ordnung der Nationalversammlung in Aarau als Senator angehörte. Xaver Zeltner und Ochs sind später (1802) als Abgeordnete der Landbezirke von Solothurn miteinander zur Konsulta nach Paris gereist, und da vielleicht hat Ochs den Plan zu seinem Stücke gefaßt. Sollte dem so sein, so wäre Ochs damals doch nicht so ganz „in tiefer décadence versunken“ gewesen, wie Hilty[1]) glaubt; denn die Ideen der Helvetik pulsieren in seinem Stück so mächtig wie in irgend einem andern ihrer Förderer und Führer. Auch der alte Staatsschreiber Franz Peter Alovs Zeltner ist eine geschichtliche Persönlichkeit; er bekleidete das Amt eines solothurni-

[1]) A. a. O. S. 591.

ſchen Staatsſchreibers ſeit dem Jahre 1777. Selbſtverſtändlich ſind auch der Schultheiß und der Altſchultheiß von Solothurn nicht erdichtete Figuren; ebenſowenig der franzöſiſche General Schauenburg. Auch die bei Ochs mit Namen genannten Patrioten haben ſpäter eine Rolle geſpielt. Der Rößliwirt Johannes Brunner von Balsthal war das älteſte Mitglied des helvetiſchen Senates; an ſeiner Stelle hat am 12. April 1798 der Märtyrer Bodmer von Stäfa die Nationalverſammlung eröffnet, die dann Ochs zu ihrem Präſidenten wählte. Der Handelsmann Viktor Oberlin iſt als ſpäterer helvetiſcher Direktor Ochſens Kollege geweſen; Joſeph Hammer von Olten war einer der ſolothurniſchen Abgeordneten in den helvetiſchen Großen Rat. Alle dieſe Männer waren ſeit langer Zeit Mitglieder des ſolothurniſchen Wochenblattklubs geweſen, der ſich dann nach dem Muſter des Pariſer Schweizerklubs zu einem Patriotenbund ausbildete, der das Ideal der Freiheit, das er in Frankreich verwirklicht glaubte, auch in Solothurn realiſieren wollte. Über dieſen Klub und über die Hergänge bei der Einnahme von Solothurn liegt mir das Manuſkript eines Vortrages von Prof. Ferd. von Arx zur Hand; und an dieſen gründlichen Studien läßt ſich nun genau ermeſſen, inwiefern Ochs die Thatſachen richtig darſtellt. Im großen und ganzen geſchieht dies getreulich; denn auch Prof. von Arx meldet, daß allen Leuten im Kanton jeder Verkehr mit den Bewohnern des demokratiſierten Baſel unterſagt geweſen ſei und daß Mitglieder der Räte in die Landvogteien geſandt worden ſeien, um die Verbreitung von Schriften baſleriſchen Herkommens zu verhindern. Auch die Stimmung des Volkes iſt bei Ochs vollkommen richtig gezeichnet; es ſtand im ganzen auf Seite der Regierung; aber nicht aus Achtung für die recht unbeliebten Ariſtokraten, ſondern aus Haß gegen die Franzoſen, durch die man Religion und Eigentum gefährdet glaubte. Etwas im Unklaren läßt uns Ochs über die Verteidigungsmaßregeln der Regierung.

Oberbefehlshaber der ſolothurniſchen Truppen war damals General Altermatt von Rodersdorf, ein 77jähriger Greis, der es in franzöſiſchen Dienſten bis zum Feldmarſchall gebracht hatte, ein rechtſchaffener Mann, ein erfahrener und tapferer Offizier. Beim Herannahen der Gefahr beſetzte er Stadt und Landſchaft Solothurn, erklärte aber ausdrücklich, daß die Kräfte zu einer wirkſamen Verteidigung durchaus ungenügend ſeien. Mit der Gefahr verſchlimmerte ſich in Solothurn die Lage der Patrioten; am 5. und 6. Februar wurden die hauptſächlichſten, etwa vierzig, verhaftet; es wurden ihre Briefe geöffnet, Korreſpondenzen waren ihnen unterſagt, und der Zutritt zu ihnen war verboten. Eine Weiſung des franzöſiſchen Geſchäftsträgers Mengaud, der die Regierung mit ihren Köpfen für die Verhafteten verantwortlich erklärte und verlangte, man ſolle dieſe auf franzöſiſchen Boden führen, wurde nicht befolgt. Wir ſehen alſo, die Patrioten waren eher noch ſchlimmer daran, als Ochs ſie darſtellt. Beim Heranrücken Schauenburgs verſtärkten Berner Truppen unter dem Oberſt von Büren die ſolothurniſche Militärmacht; die ſolothurner Truppen bildeten dann den rechten Flügel des berniſchen Heeres. Am 1. März griff Schauenburg, trotzdem der von Bern mit Brune eingegangene Waffenſtillſtand noch galt, die ſolothurniſchen Poſten bei Dorneck, Thierſtein und Gänsbrunnen an. Er fand tapfere Gegenwehr, bis endlich die Beſatzungen der Schlöſſer Dorneck und Thierſtein ihre Standpunkte verlaſſen und vor der Übermacht fliehen mußten. Bei Gänsbrunnen geſchah dasſelbe. In Solothurn herrſchte darob große Beſtürzung. Am 2. März rückten die Franzoſen über Leugnau und Pieterlen gegen Grenchen. Sowohl da wie bei Haag und Selzach wurde Widerſtand geleiſtet. Dabei fielen die ſolothurniſchen Hauptleute v. Surv und Büſſy, und alles löſte ſich in wilde Flucht auf. Es gelang zwar dem General von Büren, die Fliehenden aufzuhalten, und an den Weihern zwiſchen Bellach und Selzach wurde nochmals hitzig gefochten; als aber

General Altermatt nach Bellach kam, mußte er die gänzliche Auflösung der Truppen an die Regierung melden. Nochmals zwar vermochten die bernischen Obersten von Tavel und von Wattenwyl die Truppen zu sammeln; diese postierten sich vor Solothurn, das außerdem durch die Zwölfpfünderbatterie des Artilleriehauptmanns König geschützt war. Schon gewannen alle diese Soldaten neuen Mut; da kam die Nachricht von der Kapitulation der Stadt. Schon am Morgen nämlich hatte der Rat durch eine Deputatschaft, bestehend aus den Alträten Brunner und Vivis, dem Marschall von Roll und dem Altschützenhauptmann Veltner mit Schauenburg um einen Waffenstillstand verhandeln lassen. Dieser schlug die Bitte ab und verlangte Einzug in die Stadt. Den Zurückkehrenden gab er zu Handen des in Solothurn kommandierenden Generals einen Brief mit folgenden Inhalts: „Das französische Direktorium befiehlt mir, die Stadt Solothurn zu besetzen und fügt bei, daß, sofern ich auf den geringsten Widerstand stoßen und nur ein Tropfen französischen Blutes vergossen werden sollte, die Mitglieder der Regierung mit ihren Köpfen dafür verantwortlich gemacht werden und ich beauftragt sei, das unerbittlichste und eklatanteste Gericht zu halten. Machen Sie diesen Willen des Direktoriums Ihrer Regierung bekannt und öffnen Sie die Thore der Stadt Solothurn den republikanischen Truppen! Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde Bedenkzeit. Nach Ablauf dieser werde ich Ihre Stadt verbrennen und die Garnison über die Klinge springen lassen." — Solche Drohungen vermochten die Regierung, in Übereinstimmung mit General von Büren, die Forderungen zu erfüllen und das strategisch so ungemein wichtige Solothurn zu übergeben in einem Augenblick, da zwei Berner Bataillone allen Ernstes den Eintritt in die Stadt wehren wollten und eine günstig postierte Batterie sie kräftig hätte verteidigen können. — Sofort ritt dann General Altermatt zu Schauenburg und überbrachte ihm auf einer silbernen Platte den Schlüssel der Stadt.

Es war vormittags halb elf Uhr. Vor Freude über den müheloſen Erfolg ſollen franzöſiſche Soldaten dem General Altermatt eine Bärenmütze auf den Kopf geſtülpt haben. Inzwiſchen waren in der Stadt die Patrioten im Gefängnis hart bedrängt. Schon am 1. März hatte die Regierung nur mit Mühe einen Sturm der Landleute abgehalten. Am 2. ſollten die Patrioten nun für alles Unglück mit dem Leben büßen. Die fliehenden Soldaten und Landſtürmer feuerten auf der Aarebrücke ihre Gewehre auf das Gefängnis ab; dann vereinigten ſie ſich zum Sturm. Nur der heroiſche Mut dreier Geiſtlicher (der Profeſſoren Xav. Bock und Beat Güntner und des Stadtpfarres Pflüger), die ſich vor die Gefängnisthür ſtellten, rettete die Patrioten. Wild tobte der immer größer werdende Haufe. Da forderten die drei Geiſtlichen die Wütenden auf, vor dem letzten Sturm in der Spitalkirche für die Totgeweihten zu beten. Das Volk gehorchte; da ertönte Trompetengeſchmetter; franzöſiſche Huſaren ſprengten heran; die blutdürſtige Menge ſtob auseinander. Die Patrioten wurden befreit und gelobten ſich feierlich, ſich an ihren politiſchen Gegnern nicht zu rächen. Dann zogen die Franzoſen mit klingendem Spiele ein; an ihrer Spitze der greiſe und wohl faſt nurzurechnungsfähige General Altermatt. Am Abend dieſes 2. März vereinigte ein Ball in der „Krone“ die Franzoſen mit den Familien der Patrioten.

Das iſt in gedrängteſter Kürze die wirkliche Geſchichte.[1]) Wir ſehen, Ochs hat ſich nicht weſentlich davon entfernt; an tragiſcher Wucht möchte im Gegenteil die Wirklichkeit das Drama ſogar hie und da übertreffen. Die feige Regierung und die zum Letzten entſchloſſenen Berner ſind Gegenſätze, die ſich eigentlich ein Dramatiker

[1]) Ich entnehme, wie ſchon geſagt, alle Details der mir gütigſt zur Verfügung geſtellten Arbeit des Herrn Prof. Ferd. von Arx in Solothurn, dem ich an dieſer Stelle für ſeine Freundlichkeit herzlichen Dank ſage.

nicht hätte entgehen lassen sollen; es ist aber wiederum begreiflich, daß Ochs gerade den Bernern nichts Gutes nachsagen wollte, und um die ganze Kläglichkeit der alten Regenten zu zeigen, brauchte er wirklich nichts anderes zu zeichnen als die bare Wirklichkeit der solothurnischen Verhältnisse.

Mit diesem Stück nimmt Ochs Abschied von der politischen Carriere, die er übrigens schon gleich nach seinem Austritt aus dem Direktorium zu verlassen sich entschlossen hatte. „Man hat mich aufgefordert," sagt er in dem Auszug aus seinem Tagebuche, „die politische Laufbahn nochmals zu ergreifen; ich habe es abgelehnt."[1]) Nur zur Konsulta ist er noch gegangen (Dezember 1802); aber nicht, wie das Hilty ausdrückt,[2]) als charakterloser Totengräber seiner Ideen, sondern um dort ein warmes Wort für seine Vaterstadt, d. h. gegen die Losreißung Basels von der Schweiz zu sprechen.[3]) Daß er im Herzen seinen Einheitsgesinnungen so treu geblieben ist wie irgend einer seiner ehemaligen Genossen, dafür ist uns sein Drama ein deutlich redender Beweis. „Zeltner ou la Prise de Soleure" ist Ochsens politisches Testament. Nur ist diese seine Meinungsäußerung bis heute nie ans Tageslicht gelangt. Das politische Leben hatte ihn so abgestoßen, daß er auch mit diesem Drama nicht mehr vor die Öffentlichkeit treten wollte. Es genügte ihm, sich vor sich selber gerechtfertigt zu haben, indem er seinen Ideen noch einmal, aber nur in der Stille seines Studierzimmers, einen hohen, kraftvollen Ausdruck lieh. Sich selbst ist er

[1]) Sein eigentliches Tagebuch hat Ochs verbrannt; einen von Ochs selbst verfaßten Auszug besitzt Herr Dr. E. His-Heusler; ich verdanke seiner Güte die obige Notiz.

[2]) Hilty a. a. O. S. 536.

[3]) Daß Ochs, trotzdem er nicht baslerischer Abgeordneter war (Basel hatte den Alt-Deputaten Hans Bernhard Sarasin nach Paris gesandt), warm für Basel gesprochen hat, geht ebenfalls aus einer Notiz in seinem Tagebuchauszuge hervor.

dabei treu geblieben, und darum alſo iſt er nicht der kleine décadent, von dem Hilty ſpricht, ſondern ein Geiſt, würdig des großen Gedankens, der die ganze Helvetik ſchuf.

* * *

Ochs hatte ſich ganz von der Politik abgewandt. Aber ſeine Kraft war keineswegs erloſchen. Mit regem Eifer machte er ſich an ſeine Geſchichte Baſels, die er, wie aus einem ſchon citierten Briefe an Stapfer[1]) hervorgeht, im Jahre 1808 beendete. Aber auch während dieſer Arbeit beſchäftigte er ſeinen Geiſt immer noch mit andern Dingen. In den Jahren 1806 und 1807 legte er ſich nämlich wieder auf die Poeſie und verfaßte drei dramatiſche Werke: eine Tragödie „L'Incas d'Otahis", eine Oper „Prométhée" und ein Proſa-Luſtſpiel „L'homme à l'heure". — Beſonders die beiden erſtgenannten Dramen zeigen deutlich, daß Ochs ſich bewußt von der Politik fern halten wollte; denn er behandelt Gegenſtände, welche durchaus und weit abliegen von allem, was ſeine Gegenwart bewegte.

Trotzdem ſind im „Incas d'Otahis" eine Menge damals moderner Ideen enthalten; dieſe werden aber nie auf beſtehende Verhältniſſe angewendet, ſondern bleiben ſozuſagen im Gebiete philoſophiſcher Abſtraktion. Ochs wendet ſich darin nämlich wieder ganz dem zu, was ihn früher in Anſpruch genommen hatte, den Ideen der Aufklärung, wie er ſie von ſeinem Gönner und Freunde Iſelin kennen gelernt hatte. Die Gedanken über menſchliche Glückſeligkeit im Streben nach möglichſter Vervollkommnung der körperlichen und ſeeliſchen Eigenſchaften waren durch die erſchütternden politiſchen Ereigniſſe und bei dem Verſuch, einen Teil dieſer Ideen in Wirklichkeit umzuſetzen, nicht in den Hintergrund getreten. Im Gegenteil: Weil ein wahrhaft geiſtreicher Menſch wie Peter Ochs auch durch die trübſten

[1]) ed. Luginbühl Bd. I. S. LXXX.

Erfahrungen niemals zu derjenigen Mutloſigkeit herabgedrückt werden kann, in der ſogar die Arbeitskraft erlahmt, ſo fand er ſofort den Weg zurück zu den Idealen ſeiner Jugend, zu denen ihn Iſaak Iſelin hingeleitet hatte. Das alles wird nun aus der Darlegung des Stückes ſelbſt klar werden.[1]) Noch ein kurzes Wort über deſſen Form. Es iſt nicht das, was man im Deutſchen unter einem Trauerſpiel verſteht; der Held geht nicht unter im Kampfe mit dem Schickſal; ſondern das Gute triumphiert ſchließlich über das Böſe; man könnte darum das Stück etwa als ein „pathetiſches Drama" bezeichnen. „Tragédie" nennt es Ochs einzig darum, weil es in Verſen abgefaßt iſt. Und zwar in guten Verſen, ſagen wir das gleich zum voraus. Es ſoll übrigens auch an Muſtern bewieſen werden, daß das, was Ochs „le péché de sa jeunesse" nennt, „la manie de faire des vers français", bei ihm ein wirkliches Talent geweſen iſt. Die Handlung der Tragödie iſt keine beſonders ſtark bewegte; aber ſie iſt doch nicht weniger dramatiſch als diejenige vieler anderer franzöſiſcher Stücke aus der gleichen Zeit. Es iſt ja bekannt, daß unter dem erſten Kaiſerreich die franzöſiſche Litteratur nicht beſonders hoch geſtanden hat: Starre Nachahmung der alten klaſſiſchen Formen war, wenigſtens im Drama, an der Tagesordnung; darum kann neben den meiſten Produkten eines Ravenouard, eines Marie Joſeph Chénier und anderer das Stück unſeres Peter Ochs recht gut beſtehen; denn es fehlt ihm eines nicht, was die Tragödien jener Zeit am meiſten vermiſſen laſſen: Begeiſterung für große Ideen; und da dieſe Ideen dieſelben ſind, die unſer vielgeliebter Iſaak Iſelin ſchon vertreten hatte, ſo ſind ſie für uns ſo wie ſo intereſſant; und wenn wir ferner ſehen, daß namentlich religiöſe Themata in wahrhaft freiſinnigem Geiſte in dem Drama behandelt

[1]) L'Incas d'Otahis. Tragédie en cinq actes et en vers. Par P. Ochs, de Bâle, Conseiller d'Etat. A Bâle; Imprimé chez Guillaume Haas. 1807.

werden, ſo gewinnt dieſes Stück ſicherlich einen mehr als nur hiſtoriſchen Wert. Hören wir, was es uns ſagt.

Die Inſel Otaheiti in der Südſee iſt ein hochbeglücktes Land, eine Art Utopien, in welchem alle Träume der weltbürgerlichen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts in Wirklichkeit umgeſetzt ſind. Die Bürger dieſer von unzugänglichen Riffen geſchützten Inſel ſind alle völlig rechtsgleich; ſie treiben Ackerbau und Tauſchhandel; an ihrer Spitze ſteht ein konſtitutioneller Fürſt, der Inkas; er iſt mit Beiſtimmung einer Nationalverſammlung von ſeinem Vorgänger zu ſeinem hohen Amte beſtimmt worden. Er genießt großes Anſehen, trotzdem er nur die Beſchlüſſe der Landesverſammlung vollzieht. Das Land ſelbſt beſitzt eine Menge wohlthätiger Einrichtungen: Es iſt für die Greiſe, für die Waiſen in umfaſſender Art durch Aſyle geſorgt, und die Fremden, welche an den Korallenbänken ſtranden, werden aufgenommen und gepflegt, kurz:

„Chaque condition, selon ses habitudes,
Est soustraite au malheur, à ses vicissitudes,
Et voit dans un azyle abondant en secours,
A des jours d'abandon succéder d'heureux jours.“

Und wirklich, nur glückliche Tage lebt dieſes Volk; das Klima iſt das denkbar angenehmſte und beeinflußt den Charakter der Menſchen:

„Sous un climat heureux le ciel plaça cette île.
Le sentiment est vif, mais non pas exalté.
La raison sur le cœur n'est point sans volonté.“

Wir finden darum:

„Un peuple qui jamais ne connut d'autre loi,
Que d'aimer son semblable et d'adoucir sa peine,
D'abjurer tout transport de vengeance et de haine,
De ne point envier aux peuples inconnus
Leur repos, leurs projets, leurs arts et leurs vertus.“

Die selbstlose Duldung, die dieses Volk an Fremden übt, ist auch der Mannschaft eines gestrandeten venetianischen Schiffes zu gute gekommen. Das Fahrzeug ist von den Otaheitiern wieder hergestellt worden, und die Venetianer werden seit bald einem Jahr aufs beste verpflegt. Der Admiral der Fremden, Belsi, ist während dieser Zeit der Freund des Inkas geworden und hat sich mit der Liebe des Fürsten und des Volkes auch die Neigung Felimes, der Tochter des Inkas, erworben. Nicht so freundlich wie Belsi ist Pizarro, der Contre-Admiral der Venetianer, gesinnt. Belsi hat nämlich das ausgebesserte Schiff nach Venedig entsandt, um vom Senate ein Freundschaftsbündnis mit Otaheiti und für sich die Einwilligung zu einer Verbindung mit Felime zu erbitten; Pizarro hingegen hat demselben Boten die Aufforderung um Entsendung von Kriegsmacht zur Eroberung des reichen Eilandes mitgegeben. Der Inkas hat Kunde von diesen verräterischen Plänen des undankbaren Fremdlings und beschließt dem Gesetze gemäß, die Fremden sofort des Landes zu verweisen; leider muß auch Belsi von dieser Verordnung betroffen werden; das Gesetz verlangt es. Darüber gerät natürlich Felime in große Trauer; denn erst die nahe Trennung macht ihr recht deutlich, wie sie den edlen Belsi liebt. Noch hofft dieser. Er erwartet stündlich das venetianische Schiff zurück, welches den Friedensvertrag und die erbetene Einwilligung zu seinem Glück bringen soll. Auch Pizarro wartet; beide stehen am Strande des Meeres. Da tauchen zwei Segel auf; zwei Schiffe zeigen sich. Belsi ahnt Böses; Pizarro hingegen ist voll Freude: Zwei Schiffe können nur Krieger bringen; zum Friedensvertrag hätte es nur eines einzigen bedurft. Pizarro nennt Belsi einen Verräter an der Sache Venedigs; denn nur ein solcher könne so sehr Gefallen an den Sitten eines fremden Volkes finden, daß er bei diesem wohnen bleiben möchte.

Das ist der Inhalt der beiden ersten Akte. Im dritten er-

öffnet der Inkas seinem Freunde, daß er ihn wegweisen müsse. Belsi ist tief bekümmert; der Inkas führt ihn zu Felime, daß er von ihr Abschied nehme. Diese jammert:

„Jour trop cruel! Le jour où la première fois
J'ose enfin sans rougir vous avouer que j'aime,
Est le jour où je dois, dans ma douleur extrême,
Vous dire qu'à jamais nous sommes séparés.
Ah! mon cœur vous suivra partout où vous irez."

Sie können sich jedoch nicht trennen und beschließen, sich vor dem Inkas niederzuwerfen mit der Bitte, er möchte Belsi zum Volksgenossen und Schwiegersohn annehmen. Der Fürst billigt diesen Gedanken; nur eines stellt sich seiner Verwirklichung noch entgegen: Nach einem Grundgesetze des Staates sind in Otaheiti alle Glaubensbekenntnisse zugelassen; schon finden sich dort die Kulte des Jupiter, des Brahma, des Moses und des Mohammed vertreten, und die Nationalversammlung samt dem Fürsten wacht darüber, daß alle im Frieden leben und daß nicht ein ehrgeiziger Priester diesen Frieden störe:

„Que jamais on ne puisse, au nom d'un Dieu de paix,
Ni braver en ces lieux l'autorité civile,
Ni troubler l'union qui règne dans cette Ile."

Die Religion der Insel und des Inkas selbst ist die Verehrung des „Bélus", unter dem aber nicht der alttestamentliche Baal, sondern eine herrliche Verkörperung der höchsten Weisheit, der „intelligence éternelle" gedacht wird. Will ein neues Religionsbekenntnis sich auf der Insel einbürgern, so entscheidet die Nationalversammlung über die Zulassung, und die Oberpriester der andern Bekenntnisse versammeln sich, um sich über ihr Verhältnis zu der neuen Glaubensansicht auszusprechen. Auf den Wunsch des Inkas erscheinen also die Priester des Jupiter, des Brahma, Jehovas, Mohammeds und Baals, und es wird ihnen gesagt, daß

auch die „Religion von Venedig“ Zulaß und Duldung begehre. Der Inkas redet ſie an:

„Pontifes révérés du Dieu de l'Univers.
Car j'aime à croire enfin que vos dogmes divers,
Quelle que soit la foi, le rit qui vous divise,
Ramènent tous les cœurs, en dernière analyse,
A ce moteur suprême à qui tout est soumis.“

Dann ſprechen alle ihre Meinung aus. Der Prieſter des Zeus verwirft das Chriſtentum. Zur Zeit des Untergangs der römiſchen Weltherrſchaft haben, ſo führt er aus, ſchwache Cäſaren ſich vor dem Chriſtentum gebeugt und haben in deſſen Namen die alten Götter verfolgt:

„Tout offre à mes regards de sinistres présages.
L'exemple du passé fait la leçon des sages,
Je crains pour mes autels, ainsi que pour l'Etat,
Et de ces étrangers quelque noir attentat.“

Der Oberbrahmine ſodann bedauert tief, daß die chriſtliche Religion, welche ja mit der brahmaniſchen ſo vieles gemein habe, doch die armen Hindus unterdrücke; in keinem ſeiner Bekenner vermöge das Chriſtentum das größte menſchliche Laſter, die Habſucht, auszulöſchen.

Darauf antwortet ihm der Inkas, der ſchon die Argumente des Zeuspriеſters nicht hat gelten laſſen wollen:

„Imputez vos malheurs au défaut d'énergie,
A la distinction d'une caste avilie.
Bien avant les Chrétiens, le Musulman vainqueur
Appesantit sur vous l'effet de sa valeur.“

Am meiſten zu klagen hat der Rabbiner:

„Les Chrétiens ne sont rien sans la loi de Moïse.
Sur nos livres sacrés se fonde leur église.

Cependant, fils ingrats, frères dénaturés,
A l'opprobre éternel ils nous ont condamnés.
Qui peut tracer le terme où va leur barbarie?
Trois siècles sont passés qu'une rage inouïe,
Sur les rives du Rhin, de sa source à la mer,
Extermina les Juifs par la flamme et le fer.
Tout fut imaginé pour assouvir les haines.
Nous avions, disoit-on, infecté les fontaines;
Vendu l'Europe au Turc; dérobé des enfans:
Attaché sur la croix leurs membres tout sanglans.

— — — — — — — — — — —

Les Juifs dans les cachots se voient précipités,
En secret entendus, en tout sens tourmentés.
Des enfants ont souffert, ô justice, ô nature,
Ont subi les tourments de l'horrible torture.
Mais les Iles du Rhin, ses sables, ses rochers,
Bientôt, de loin en loin, se couvrent de bûchers."

— — — — — — — — — — —

Nur in Otaheiti ſei ihnen Duldung gewährt worden.

„O du Dieu d'Israël miracle inconcevable!
Ils y trouvent sans peine un accueil charitable,
La justice, la paix, la fin de leur malheur,
Un refuge, un azyle où règne le bonheur.
Et depuis, chaque jour dit au jour qu'il devance
Les crimes de l'Europe, et demande vengeance."

Der Mohammedaner ſagt, daß in den islamitiſchen Ländern das Chriſtentum überall zugelaſſen ſei, während in der chriſtlichen Welt der Halbmond nirgends eine Stelle finde; ferner hielten ſich — das wird an einem geſchichtlichen Beiſpiel erläutert — die Chriſten nicht für verpflichtet, Muſelmännern das gegebene Wort zu halten. Auch er iſt darum gegen die Zulaſſung des Chriſten-

tums. Sogar der Prieſter des Belus fürchtet Schlimmes von der Aufnahme der Chriſten:

„Les rits de nos autels ont un objet unique:
Enseigner la vertu, porter à sa pratique.
Tout y peint un devoir, en inspire l'amour,
Et par une vertu se marque chaque jour.
Du code des chrétiens, je crains l'intolérance.“

Der Inkas hingegen iſt verſöhnlich. Er ſagt:

„Je n'en disconviens pas; il est des caractères,
Qui sans doute oubliant que les hommes sont frères,
Formés d'un même sang, au même Dieu soumis,
Aux biens de la nature également admis,
Ont altéré du Christ la sublime doctrine,
Et su changer en loi leur fureur assassine.
Cependant juge-t-on du bien que l'on nous fait,
Par l'abus passager que l'homme s'en permet?“

Böſen Ausſchreitungen, meint er, könne man ja durch Geſetze begegnen; und es kann dann trotz allem der Fall ſein:

„Que d'un commun accord les cultes réunis,
Dans tous les citoyens ne voient que des amis,
Propagent des vertus l'influence divine,
Et prouvent par les faits leur céleste origine.“

Unterdeſſen hat — recht im Gegenſatz zu dem Willen der Prieſter — die Nationalverſammlung die Zulaſſung des Chriſtentums beſchloſſen. Da erſcheint Pizarro und kündet dem Inkas in frechen Worten an, daß er das Land verlaſſen werde; vorher aber werde Otaheiti noch die kriegeriſche Hand Venedigs fühlen. Der Inkas ſendet den Frechling weg und ſagt ihm, daß zur Gewähr friedlichen Verhaltens der Admiral Belſi als Geiſel zurückbleiben müſſe.

Dann beginnt der fünfte Akt. Es iſt Abend; im Tempel der „Intelligence éternelle“ werden die Vorbereitungen zur

ſeierlichen Vermählung Belſis mit Felime getroffen. Seltſam kontraſtieren zu dieſem Weiheakte die beſtändig einlaufenden Berichte über die kriegeriſchen Anſtalten der unterdeſſen gelandeten Venetianer. Noch immer hofft zwar Belſi, daß die Schiffe den Frieden brächten, um den er ſeinen Senat gebeten hat. Wenn die venetianiſche Behörde aber doch anders entſchieden hätte! Dieſer Gedanke drückt ihn nieder, und er erklärt ſich vor dem Inkas für den undankbarſten Menſchen, den die Erde trage. Der Fürſt tröſtet ihn:

„Si le crime triomphe en cette horrible nuit,
En un même tombeau la mort nous réunit;
Si le ciel aux vertus décerne la victoire,
Ton front partagera les lauriers de ma gloire.“

Man ſchreitet zur Vermählung. Da hört man Kanonendonner. Belſi will fortſtürzen, um für den Inkas zu fechten gegen Pizarro, der jedenfalls den Friedensbrief unterſchlagen und eine Kriegsbotſchaft veranlaßt hat. Der Inkas hält den Zürnenden zurück, und die Vermählung wird vollzogen. Zugleich macht der Fürſt von ſeinem Rechte der Einſetzung eines Nachfolgers Gebrauch und ernennt Belſi zum Inkas. Unterdeſſen hat am Strande des Inkas erſter Miniſter Cortes gegen 700 den Schiffen entſtiegene und 200 von Pizarro in Höhlen verborgene Venetianer gekämpft. Nach langem Ringen ſind dieſe beſiegt worden, ſind erſchlagen, in Abgründe geſtürzt oder ſchwimmen auf den Wellen ihren Schiffen zu. Schließlich erfüllt ſich auch noch Belſis Ahnung; im Kleide eines erſtochenen feindlichen Prieſters findet man einen Brief des Senats an Belſi, der die Einwilligung zum Abſchluß eines Freundſchaftsbündniſſes mit Otaheiti und zu ſeiner Vermählung mit Felime enthält. Nur dieſen Brief hat der Senat geſandt; das andere Schiff iſt auf eigene Fauſt, auf Pizarros verräteriſche, beuteverheißende Einladung hin gekommen. Der Held Belſi iſt alſo frei und kann handeln wie er will.

Der Inkas ſchließt dann das Stück mit den Worten:

„Ciel! reçois mon encens.
Que ce peuple à jamais conserve la mémoire,
Qu'en servant son semblable, on travaille à ta gloire.“

Wahrſcheinlich wird die eben ſkizzierte Handlung des „Incas d'Otahis“ den Leſer nicht ſonderlich tief bewegen; ſie iſt ſelbſtverſtändlich frei erfunden, und weder Belſi noch Pizarro haben mit geſchichtlichen Geſtalten etwas zu thun. Umſo mehr aber wird man ſich Gedanken machen über die in dem Drama ausgeſprochenen Grundſätze. Wer erkennt in dieſen nicht die Ideale der Aufklärer? Ein beſcheidenes und glückliches Volk, regiert von einer einſichtigen Behörde und von einem klugen Fürſten; ein Land, geſegnet mit Frieden, mit Ackerbau und Handel; Menſchen, die nur das Beſte des Nächſten wollen und dabei die eigene Glückſeligkeit finden. Weitgehendſte Duldung aller Religionen, die ſich ſämtlich unter der hohen Einheit des Kultus der ewigen Weisheit zuſammenfinden ſollen. Was dabei des Verfaſſers Anſicht war, erfahren wir ganz deutlich aus einem Gebet, welches der Prieſter im Tempel der „intelligence éternelle“ vor der Vermählungsfeier ſpricht:

„Auteur de la matière et principe éternel!
Ame de la nature, esprit universel!
Tu fis le mouvement, les forces et la vie;
Et des mondes créés tu maintiens l'harmonie.
Sous quelque nom divers que l'homme t'adora,
Oromasde ou Bélus, Theós ou Jéhova;
Quelque fût le symbole, ou l'image sensible,
Dont il représenta ton essence invisible:
En ses vœux incertains, la foible humanité,
S'humilie, en tremblant, devant ta Majesté.
Donne nous des vertus la puissante énergie;
Que contre les revers l'âme se fortifie;

Et que des vains succès la folle illusion
N'étouffe point en nous la voix de la raison."

Das ſind Worte, die aus der Seele quellen, und ich glaube, man darf dazu ſagen, es ſind Worte, welche auf ein Ideal hinweiſen, dem auch zu unſern Zeiten edle Geiſter nachſtreben. Wie ſehr übrigens in dieſen Verſen und in der ganzen Grundanſchauung des Stückes Ochſens tiefſte Gedanken ausgeſprochen ſind, mag aus einem kurzen Vergleich mit dem Schlußwort der Einleitung zur „Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel" hervorgehen, wo Ochs ſchon im Jahre 1785 ſagt:

„Sie werden kommen die Zeiten, wo das Band der brüderlichen Liebe alle Weltteile vereinigen ſoll; wo eine Religion, die des Herzens, alle Sekten vereinbaren wird; wo kein Monopoliſt als die Natur, keine Einſchränkungen als die der Unthätigkeit, keine Vorrechte als die des allgemeinen Wohls, werden geduldet ſeyn; wo die Menſchheit, unter einem Senat von Monarchen und Regenten, das Recht über ihre Angelegenheiten ruhig erwarten wird; wo Feſtungen und Armeen Vollſtreckungsmittel der Sprüche jenes Senats und nicht Mittel des Angriffs ſeyn werden; wo endlich die veredelte Seele des Menſchen das Räthſel ſeiner Beſtimmung wird aufgelöſet haben: Selbſtloswindung aus dem Stand der Wildheit in den Stand der ewigen Weisheit! Wiederaufrichtung des verfallenen Menſchen! Wiedereinſetzung in Edens immerblühende Gefilden!"

Wo iſt es, dieſes Land der Träume eines Ochs, eines Iſelin? Immer noch draußen, unerreicht im Weltmeere; es heißt Utopia, und ſein Herrſcher iſt ein Fabelkönig, „L'Incas d'Otahis!"

Nach der Sitte der Zeit hätte es ſich geſchickt, daß Ochs ſeinem Schauſpiel eine Widmung an irgend eine hochgeſtellte Perſönlichkeit vorausgeſchickt hätte. Man hat ihn auch, ſo erzählt er in der Vorrede zu ſeinem nächſten dramatiſchen Werk, auf dieſen Mangel

aufmerkſam gemacht, und er teilt dann mit, daß dem Buche eine épitre dédicatoire durchaus nicht fehle; ſie ſtecke in dem Motto, das er dem Titel beigeſetzt habe und das dem Buche ſelbſt entſtammt. Der, auf welchen es gehe, merke ſofort, daß er damit gemeint ſei:

„A qui le ciel remit le flambeau du génie,
La terre pour son bien de droit est asservie.“

Auch wir erkennen den Adreſſaten; es iſt niemand anders als Napoleon, für welchen Ochs in hohem Grade ſchwärmte.[1])

* * *

Auch ſein zweites Drama, die Oper „Prométhée“ widmet Ochs dem Kaiſer Napoleon. Aber nicht nur ihm; ſondern das Stück ſchließt mit einer Verherrlichung Napoleons und Alexanders von Rußland.

„A ces jeunes guerriers tout rend un juste hommage,
Leurs volontés font le destin.“

heißt die Dedikation von „Prométhée. Opéra en trois actes et en vers.“[2]) Dieſe Oper iſt das geringſte der Ochsſchen Stücke. Es iſt eben ein einfaches Opernlibretto mit dem ſchon angedeuteten aktuellen Schluß. Seine Form ſind natürlich nicht die Alexandriner des „Incas“ ſondern kürzere Reimpaare, welche ſich zur muſikaliſchen Kompoſition eignen mochten, die ihnen aber wohl nie zu teil geworden iſt. Die Fabel des Stückes iſt die bekannte Sage von Prometheus. Im erſten Akte tritt uns dieſer entgegen

[1]) Seine Verehrung für den Allmächtigen ging ja ſogar ſoweit, daß er ſpäter einmal, wie Stapfer am 7. April 1810 an Laharpe ſchreibt, in der Univerſitätsbehörde vorſchlug, man ſolle den Kaiſer Napoleon bitten, den Titel eines Kanzlers der Univerſität anzunehmen. („Aus Philipp Albert Stapfers Briefwechſel.“ Herausgeg. v. Dr. Rud. Luginbühl. Baſel 1891. Bd. I, S. 335.) Stapfer macht zu jener Meldung die bittere Apoſtrophe »O servum pecus« und vermehrt damit die Zahl derer, welche über Ochſens Namen billige Witze zu machen liebten.

[2]) A Paris chez Tourneisen, fils 1808.

mit dem Wunſch, die Menſchen zu bilden, die der Erde ſchon lange verheißen ſeien; er bittet Minerva, die von ihm nach dem Ebenbilde der Götter zu Schaffenden zu erleuchten; er wird dieſe ſeine Gebilde dann lehren, allein Minerven zu dienen. Die Göttin verſpricht ihm ihren Beiſtand; namentlich will ſie ihm beim Raube des Feuers behilflich ſein, welches allein ſeinen Lehmfiguren wird Leben und Verſtand ſpenden können. Chöre von Waldgöttern, Dryaden, Tritonen und Najaden freuen ſich tanzend und ſingend dieſes Erfolges des Prometheus. Epimethus, deſſen Bruder, hat unterdeſſen den köſtlichen, kryſtallhellen Thon bereitet, aus dem Prometheus die Menſchen formen will. Ihr Blut ſollen ſie aus den Adern eines von Prometheus erſchlagenen Löwen empfangen. Es erſcheint ſodann Prometheus im Wagen der Minerva auf einem Gipfel des Kaukaſus; ſie erwarten das Geſpann des Sonnengottes. Sobald Phöbus heranfährt, lenkt Minerva an deſſen Seite; dadurch entſteht eine Sonnenfinſternis, die von den Chören der Waldgötter tief beklagt wird. Phöbus ſchießt Pfeile nach Prometheus; aber Minerva ſchützt dieſen mit der Ägis, und er kann an einem der Räder des Sonnenwagens ſeine Fackel entzünden. Dann wird es auf der Erde wieder Tag, und die Nymphen des Kaukaſus freuen ſich des neuerſtandenen Lichtes.

Im zweiten Akte ſteht Prometheus vor ſeiner Hände Werk, einer männlichen und einer weiblichen Figur; er nennt ſie Anthropos und Protégène und hält ihnen die Fackel an die Stelle des Herzens; ſie erliſcht, und die erſten Menſchen ſind lebendig und werden von Epimetheus und Chören von Halbgöttern begeiſtert begrüßt. Die erſten Schritte, die das Menſchenpaar thut, führen es zum Altare der Minerva. Dieſe erſcheint ſelbſt und verſichert die Neugeſchaffenen ihrer Huld. Jupiter aber, ſagt ſie, ſei in furchtbarem Zorn über den Frevel des Titanen Prometheus. Noch ſtehen alle unter der niederdrückenden Gewalt dieſer Mitteilung; da erſcheint Pandora

und meldet, Zeus' Wut sei verflogen, und der Vater der Götter sende den Menschen durch sie den Becher des Glückes; sie selbst, die er plötzlich aus dem Nichts geschaffen habe, sei dem Prometheus zur Gemahlin bestimmt. Prometheus glaubt diesen Versicherungen nicht recht; dunkle Ahnungen erfüllen ihn, und er gibt Pandoren den Becher zurück, ohne dessen Deckel weggehoben zu haben. Wie gekränkt wendet sich Pandora zu Epimetheus und gibt sich ihm zu eigen. Dieser nimmt sie mit Freuden auf und hebt den Deckel von dem Becher; aus diesem brechen dann aber statt der erwarteten Glücksgüter höllisches Feuer, Dämonen und Furien. Sie umtanzen den Unglücklichen:

Le chœur chantant.

Pourquoi nous évoquer de nos demeures sombres?
Audacieux, pourquoi troubler notre repos?
D'une profonde nuit les éternelles ombres
Qu'éclairent à regret ces funèbres flambeaux,
Suffisent à nos jouissances,
Et comblent tous nos désirs.
Pour avoir troublé nos plaisirs,
Subis le poids de nos vengeances.

Une Furie.

De la Haine veux-tu les dévorants soucis?
Veux-tu que le fléau d'une éternelle guerre
Couvre à jamais la terre
De sang et de débris?

Une autre Furie.

Sont-ce les serpents de l'Envie,
Ses noirs et livides chagrins,
Qui de la paix chez les humains
Doivent détruire l'harmonie?

Digitized by Google

Un démon.

Préfères-tu les Maux du corps,
La Douleur âcre et déchirante
Qui d'une vie agonisante,
Dissout et ronge les ressorts?

Un autre démon.

Choisis plutôt l'Avarice au teint blême,
Toujours tremblante pour son or,
Se refusant tout à soi-même,
Pour augmenter un vain trésor.

Un troisième démon.

Décide-toi pour les disgrâces,
Le Désespoir de projets avortés,
Qui de l'orgueil suivant les traces
Frappent ses esprits révoltés.

Trois Furies ensemble.

Nous offrons à ton choix l'accablante souffrance
Des Remords longtemps mérités;
Du réveil de la conscience
Les poignantes anxiétés.

Le chœur.

Pourquoi nous évoquer de nos demeures sombres?
Audacieux, pourquoi troubler notre repos?
D'une profonde nuit les éternelles ombres,
Qu'éclairent à regret les funèbres flambeaux,
Suffisent à nos jouissances,
Et comblent tous nos désirs.
Pour avoir troublé nos plaisirs,
Subis le poids de nos vengeances.

Der dritte Akt beginnt im Olymp. Zeus ist immer noch in höchster Wut und verstößt Minerva von seinem Angesicht; er will gräßliches Gericht halten: Prometheus soll an den Kaukasus geschmiedet werden, und ein Geier soll ihm täglich die täglich neu wachsende Leber zernagen. — Dann führt uns der Dichter wieder auf die Erde, wo eben Minerva dem Prometheus, der in Pandoras Becher wenigstens die Hoffnung gefunden hat und darob beglückt ist, mitteilt, daß ihm das Schrecklichste bevorstehe. Sogleich erscheint auch Merkur mit Cyklopen, welche den Prometheus trotz heftigen Widerstrebens fesseln und ihn an des Gottes Wagen ketten, um ihn nach dem Kaukasus zu schleppen. Die folgende Szene zeigt uns den Titanen bereits angeschmiedet. Noch trotzt er dem Himmel und sieht im Geiste sein Geschlecht den Olymp stürmen; schließlich sagt er die Zukunft voraus, in der ihm vom eigenen Sohne des Zeus, von Herakles, Hilfe und Erlösung kommen werde:

„O Destin bienfaisant, je bénis ta puissance.
Quel triomphe pour ma vengeance!
C'est du sang de mon oppresseur,
Qu'un jour doit naître mon vengeur.“

Die letzte Szene des Stückes spielt im unterirdischen Tempel des Schicksals; es ist eine dunkle Säulenhalle, in deren Mitte eine Urne steht und an deren Architrav in Flammenschrift die Worte stehen: „Ère ancienne,“ „Ère nouvelle.“ Minerva frägt das allmächtige Schicksal, ob die Menschen ihr wohl immer treu bleiben würden. Als Antwort erscheinen vor den Kapitälen der Säulen auf der Seite der alten Zeit die Worte:

„Age d'or — Periclès — Auguste — Medicis —
— — — — Le Czar Pierre et Louis.“

Diese Namen bezeichnen Perioden des blühenden Kultus der Künste und Wissenschaften in der alten Zeit. Auf den Kapitälen der Säulen der neuen Zeit erglänzen nur zwei Namen: „Napoléon

et Alexandre; Alexandre et Napoléon," und das Schickſal ſpricht:

„N'en demande pas davantage.
Deux noms fameux les éclipsent soudain.
A ces jeunes guerriers tout rend un juste hommage.
Leurs volontés font le destin."

Dann verwandelt ſich der Schickſalstempel in denjenigen der Minerva; ſie ſitzt auf ihrem Throne und empfängt die in Tänzen dargebrachten Huldigungen der Genien der neuen Zeit, denen ſich die Muſen, die Grazien und die Götter und Göttinen der Freude und des leichten Spiels geſellen.

So ſchließt das Stück; für unſer Gefühl ſicherlich geſchmacklos; denn ein Schickſal, das einem Zeitalter des Perikles dasjenige Peters des Großen und gar dasjenige Alexanders I. und Napoleons an die Seite ſtellt, ſpielt eine etwas lächerliche Rolle. Aber es galt damals die Verherrlichung eines politiſchen Ereigniſſes, des kurz vorher (am 7. und 9. Juli 1807) abgeſchloſſenen Friedens von Tilſit, in welchem der ruſſiſche Kaiſer ſich vor dem Genie des Korſen gebeugt hatte. Darum nur ſchließt eine Oper, die einen griechiſchen Heros zum Helden hat, mit der Verherrlichung eines franko-ruſſiſchen Bündniſſes. Wir lachen. Aber wir haben ja erſt kürzlich dasſelbe erlebt und ſind dabei ziemlich ernſthaft geblieben: Eine Oper und dazu noch eine in der „Académie nationale de musique" zu Paris geſpielte Oper, in deren Schlußbild ein franko-ruſſiſches Bündnis verherrlicht wurde. Und auch da paßte das vorher Geſpielte und Geſungene nicht viel beſſer zu dem donnernd bejubelten Schluß. Vielleicht iſt ſogar von dem Titan Prometheus, der Menſchen nach ſeinem Bilde ſchafft, der Schritt hinüber zu Napoleon und Alexander ein kleinerer als der von dem am 24. Oktober zu Paris geſpielten „Fauſt" zu der ruſſiſch-franzöſiſchen Apotheoſe. — Die Weltgeſchichte läßt oft eigentümliche Parallelen zu.

Ochs hat sein Stück im Beginn des Jahres 1808 an Ph. Alb. Stapfer zur Begutachtung und Korrektur eingesandt.[1]) Ob Stapfer diesem Wunsche des ehemaligen Amtsgenossen nachgekommen ist, wissen wir nicht. Es hat ihm wohl die Bonaparteschmeichelei nicht sonderlich gefallen.

Auch das letzte Stück, das wir von Ochs besitzen, das Lustspiel, „L'homme à l'heure“[2]) hat er mit Napoleon in Zusammenhang gebracht; denn sicherlich ist auch hier das Motto auf den Kaiser zu beziehen:

„Un prince célèbre a dit: J'ai perdu un jour. Il en vient un qui dira: J'ai perdu une heure.“

Das Stück ist ein Lustspiel in Prosa und hat seinen Ursprung in dem sprichwörtlich bekannten Mißverhältnis, in welchem bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die Basler Zeit zu der übrigen Welt gestanden hat. In das baslerische Wirrsal von Uhrendifferenzen einen Menschen hineinzustellen, der sein ganzes Leben genau nach der Uhr geregelt hat und auf die sich hieraus ergebende komische Grundlage ein System von Verwechslungen u. s. w. aufzubauen, das mußte einen Lustspieldichter geradezu reizen. Ob Ochs dazu der berufene Mann war, mag ich nicht behaupten. Aber er hat wenigstens versucht, eine Komödie zu schreiben und hat so ein weiteres Gebiet dramatischer Thätigkeit beschritten. Viel Erfindung steckt nun in „L'homme à l'heure“ nicht; das Stück ist darum gewiß auch nie aufgeführt worden. Für uns aber ist es interessant, weil es in Basel spielt und weil Ochs darin eine Menge Bemerkungen macht, welche das baslerische Leben am Schlusse des vorigen Jahrhunderts schildern. Auch über das Aussehen der Stadt erfahren wir manches, und wohl darum schon ist eine ein-

[1]) Vgl. Stapfers Briefwechsel, ed. Luginbühl. Bd. I. S. LXXX.

[2]) Comédie en trois actes et en prose. A Paris chez Tourneisen, fils 1808.

gehendere Beſprechung dieſes Stückes gerechtfertigt. Es gibt ja allerdings aus der Zeit, in welcher Ochs ſeine Komödie ſpielen läßt, eine ganze Reihe von Werken, in denen über Baſel geſprochen wird. Selten aber hören wir einen Basler ſelbſt das Wort ergreifen; und da dies hier von ſeiten eines geiſtreichen Mannes geſchieht, ſo haben die Bemerkungen über Baſel, die durch das Luſtſpiel zerſtreut ſind, auch noch einen gewiſſen künſtleriſchen Wert. Ich werde ſie nach einer kurzen Skizzierung der Handlung ſämtlich vorführen. Dieſe Handlung bietet nicht ſonderlich viel Intereſſantes dar: Einen einzigen Charakter, dem eine Menge Schrullen anhaften. Ochs läßt ſein Stück an einem ganz beſtimmten Tage ſpielen; es iſt Donnerstag der 23. November 1797, an welchem der Sieger von Arcole, der Befreier des Veltlins, Napoleon, in Baſel einrückt und im Gaſthofe zu den drei Königen angeſichts aller, die ihn ſehen wollten, zu Mittag ſpeiſt. Ochs kann nicht umhin, die Perſonen ſeines Luſtſpiels mit dieſem für ihn ſo bedeutungsvollen Momente in Verbindung zu bringen. Das Stück ſelbſt ſpielt in der Spalenvorſtadt im Gaſthaus zur weißen Taube, das von einer Frau Bonſecours geführt wird. Beide Namen, der des Gaſthauſes ſowohl wie derjenige der Wirtin, ſind erfunden; aber es iſt doch nicht ausgeſchloſſen, daß eine beſtimmte Lokalität gemeint iſt. In dieſem Gaſthaus ſteigt ein Herr Damon ab, ein Juraſſier aus Lous le Saunier, der aber ſeit einigen Jahren in Locle anſäſſig iſt. Er iſt ein Sonderling, der die Manie hat, daß er in jedem der von ihm benützten Zimmer eine auf die Sekunde gehende Uhr ſtehen haben will. Außerdem führt er in ſeinem Koffer eine Menge Uhren mit. Sein ganzes Leben iſt genau nach der Uhr geregelt; jedes Ding hat bei ihm ſeine vorbeſtimmte Zeit, ſein genaues Maß:

„C'est tout simplement une manie, celle de l'homme à l'heure. Rien lui plaît, que ce qui a son moment pré-

destiné; et sa vie entière est réglée comme un papier de musique. Chaque saison a ses promenades, et même ses sociétés particulières. En hiver, il recherche les jeunes gens; en été, il préfère les vieillards. Les endroits où il se repose et se rafraîchit dans ses courses, sont affectés à de certaines époques de l'année. Les limonadiers, fermiers, cabaretiers de la contrée savent tous, à jour fixe, l'heure, la minute où il viendra prendre une orgeade, des caillebotes, ou le petit verre de ratafia. Même les verres sont à lui, de mesures différentes selon les temps, et l'on y trouve gravé son nom, celui du mois, l'heure et la mesure."

Im übrigen iſt er ein guter Menſch, gebildet ſogar; er liebt Malerei und Muſik, ja er macht manchmal Verſe. Er reiſt nicht zu ſeinem Vergnügen, ſondern um dem Geſchwätz der Kleinſtädter von Lous le Saunier und von Locle zu entgehen, die ihn wegen ſeiner Eigenheiten mit Stichelverſen verfolgt haben. Er hat ſeine Tochter Liſette und deren Zofe Cateau bei ſich und trägt ſich mit der Abſicht, ſein Kind bald zu verheiraten. Liſette hat zwei Bewerber, Ariſte und Valère; beide ſind von Locle und beide bemühen ſich in gleicher Weiſe um die Tochter des reichen Mannes. Valère hat ſich mit der Zofe ins Einvernehmen geſetzt und hat ihr für den Fall, daß ſie ihm zum Erfolge verhelfe, hundert Louisd'or als Mitgift zur Heirat mit ihrem Schatz verſprochen. Sie hat den Herrn Valère nach Baſel beſtellt, um hier die Erfüllung ſeines Planes zu betreiben. Auch Ariſte iſt in Baſel. Auf ſeiner Seite ſteht die Wirtin, die auf ihre Weiſe die Abſichten Cateaus und Valères zu durchkreuzen ſucht. Zu dieſem Zwecke fordert ſie die junge Dame auf, einen Ausgang zu machen, auf dem ſie ihr die Merkwürdigkeiten Baſels zeigen wolle. In Wirklichkeit möchte ſie, gleichgiltig wo, mit Ariſte zuſammentreffen, um die

jungen Leute zu vereinigen. Bevor ſie ausgeht, zankt ſie ſich mit Damon über die Basler Uhr; er will ſo bald wie möglich aus einem Lande wieder fort „où l'on finiroit par me faire chercher midi à quatorze heures“. Valère und Ariſte, die ſich bei dem Herrn Damon zu Beſuch angemeldet haben, werden auf halb drei und drei Uhr beſtellt: „Ecoute bien“ ſagt er zu dem Hausknecht Jeannot, „heure raisonnable, et non heure de ce pays.“

Den zweiten Akt leitet ein Geſpräch zwiſchen Valère und Cateau ein; die Zofe macht dem Liebhaber Liſettens Vorwürfe, daß er ſich Herrn Ariſte zuvorkommen laſſe, der ſicherlich von Vater und Tochter vor ihm werde aufgenommen werden. Sie rät ihm auszugehen, um die Wirtin und Liſette zu treffen, deren Rundgang durch die Stadt ſchließlich auf der St. Albanſchanze enden werde, von der aus ſie den Einzug des Generals Bonaparte ſich anſehen wollen. Im Hotel gerät Damon in immer größern Unmut. Er hat ſeinen Banquier aufſuchen wollen, ihn aber verfehlt, weil dieſer ihn nach der Uhr ſeiner Straße erwartet hatte; er ſelbſt hat ſich auf die Zeitangaben eines unterwegs gemieteten Lohndieners verlaſſen, der ſeine Uhr im Kleinbaſel gerichtet hatte, deſſen Uhren wieder anders gehen als alle übrige Weltzeit und als die gewöhnliche, der europäiſchen um eine Stunde vorauseilende Basler Zeit. Im Hotel befindet ſich ſchließlich Damon ganz allein; denn alles läuft dem General nach, ſogar der Hausknecht, der dem Gaſte die Schlüſſel zu allen Thüren und Kaſten übergibt. Um die beſtimmte Stunde erſcheint Ariſte. Damon iſt bereit, ihm ſeine Tochter zu geben; denn es reizt ihn, die Pläne ſeiner intriganten Zofe Cateau zu durchkreuzen, an der er ſchon lange gemerkt hat, daß ſie ihm ihren Schützling Valère aufſchwatzen will. Ariſte hat übrigens Frl. Liſette wirklich geſehen; er iſt ihr auf der St. Albanſchanze begegnet und hat ſie am Arm durch die Menſchenmenge bis nach „drei Königen“ geführt. Nachdem Ariſte ſich entfernt hat

ſendet Damon den unterdeſſen heimgekehrten Hausknecht nach einem Notar, der den Heiratskontrakt aufſetzen ſoll. Dieſes Schriftſtück will Damon dann nach den „drei Königen" tragen, um es von dem General Bonaparte gegenzeichnen zu laſſen: „Excellente idée!" ruft er aus, „Il est temps qu'il préside aux jeux d'amour et de l'hymen".

Im dritten Akte erſcheint zuerſt Herr Berlinbreloque, Polizeioffizier und Uhrmacher, der von den vielen Seltenheiten gehört hat, die Herr Damon mit ſich führt. Jedenfalls iſt mit dieſem Berlinbreloque eine beſtimmte Perſönlichkeit gemeint, die wegen ihrer Großſprecherei und ihrer gleichzeitigen Ignoranz in Dingen, welche die Uhrmacherei betreffen, lächerlich gemacht werden ſollte. Die beiden geraten ſehr hinter einander und ſagen ſich alle möglichen Liebenswürdigkeiten. Dann kommt der Notar, „le bachelier Pistoufflet," jedenfalls die Karikatur eines bekannten Juriſten; es wird geſchildert: „voix rauque, air empesé; sautillant sur la pointe des pieds". Auch mit dieſem zankt ſich Damon lange; endlich läßt er ſich von ihm zwei Heiratskontrakte ſeiner Tochter ausfertigen, einen mit dem Namen Ariſte, den andern auf Valère lautend. Der letztere kommt dann ſelbſt und ſchwatzt dem alten Herrn vor, er habe, um ihm zu gefallen, alle Lebensgewohnheiten ſeines Schwiegervaters in spe angenommen, d. h. er habe ſeine Schritte, ſeine Handlungen, ja ſeine Gedanken und Gefühle genau nach der Uhr geregelt. Damon beweiſt ihm aber, daß das alles Geflunker ſei, da keine von den drei Uhren, die der junge Herr auf ſich trägt, richtig geht. Er will übrigens die Entſcheidung zwiſchen den beiden Freiern doch nicht ſelbſt treffen. Liſette ſoll wählen. Da kommt die Wirtin und meldet, daß der General abgereiſt ſei; mit dem Unterſchreibenlaſſen der Ehekontrakte durch den Gefeierten iſt es alſo nichts. Damon läßt dann ſeine Tochter ſamt Ariſte und Valère kommen. Er frägt Liſette feierlich um

ihren Entſcheid. Dieſe aber will, daß der Vater das letzte Wort ſpreche. Damon iſt für Ariſte. Valère aber verſpricht dem Notar alles Erdenkliche, wenn er ihm helfe und den auf ihn lautenden Kontrakt unterſchiebe. Piſtoufflet will es thun; durch eine abermalige Verwechslung gerät aber doch die auf Ariſtes Namen ausgeſtellte Abmachung zur Unterſchreibung. Valère zieht ab. Ariſte wird der Zofe zahlen, was Valère ihr verſprochen hatte. Die Hochzeit wird in der „weißen Taube" abgehalten werden. — Das iſt der nicht ſehr pikante Inhalt des harmloſen Luſtſpiels, aus deſſen Stoff ein beſſerer Komödienſchmied als Ochs ſicherlich etwas Beſſeres hätte machen können. Eine eingehendere Charakterzeichnung findet ſich, wie ſchon geſagt, nicht in dem Stück, und die Schrullen des Herrn Damon vermögen nicht drei Akte lang zu intereſſieren. Auch die Situationen ſind nie recht eigentlich komiſch, und nicht einmal die in den Luſtſpielen jener Zeit, z. B. in denen des Picard, ſo viel verwendeten Verwechslungsmotive kommen recht zur Verwendung. Was nun aber dem Stück an lebhaftem Dialog, treffendem Witz und guter Entwicklung abgeht, das wird — für uns wenigſtens — durch die vielfachen Bemerkungen über Baſel erſetzt, die es enthält.

Vor allem wird in dem Stück über die Basler Zeit geſprochen. Die Basler Uhr geht nämlich damals nicht nur überhaupt um eine Stunde vor, ſondern die Uhren der ganzen Stadt ſtimmen ſo wenig mit einander überein, daß im erſten Akte der Hausknecht ſagen kann, daß von dem Dutzend Turmuhren, die Baſel beſitzt, keine mit der andern ſchlage. Das ſei übrigens ſehr bequem; denn wenn man im Bläſiquartier punkt acht Uhr das Wirtshaus verlaſſe und dann eine Viertelſtunde auf den Heimweg verwende, ſo ſchlage es, wenn man in die Spalen komme, dort immer noch acht, und „la grosse bourgeoise" d. h. die Frau Gemahlin, „ne peut pas me chercher chicane!" Und Damon

findet „C'est au moins le pays du proverbe: Il cherche midi, où il n'est qu'onze heures". Dieſe Eigentümlichkeit der Basler Zeit läßt Ochs durch ſeine Mad. Bonſecours auf das Jahr 1271 und auf den Streit der „Sterner und Pfitticher" zurückführen, d. h. er gibt in ſeinem Luſtſpiel ungefähr das an, was er in ſeiner Geſchichte Baſels (Bd. I S. 403) ausführt. Nur fügt er in ſeinem Geſchichtswerke noch die Notiz hinzu: „Unſer Daniel Bernoulli hat vor einigen Jahren eine mathematiſche Muthmaßung bekannt gemacht. Das Münſter ſteht nicht gerade gegen Oſten. Die erſte Sonnenuhr habe man vielleicht eingerichtet, als wenn die Lage ganz öſtlich wäre. Daher der Unterſchied." Übrigens machen ſich, meint die Wirtin, die Basler im Ausland mit ihrer Uhr intereſſant:

„Feu mon mari me l'a dit vingt fois. S'il se trouvoit en pays étranger et que personne ne fît attention à lui, le moyen le plus sûr d'être remarqué, écouté, environné, voire même considéré, c'étoit de raconter que nos horloges avancent d'une heure."

„Votre cadran est un imbécile," ſagt Damon, „et votre cher époux ne l'étoit guère moins, de prendre pour témoignage de considération, la surprise qu'on éprouve à apprendre quelque chose d'aussi stupide, et de voir devant soi un être assez stupide lui-même, pour en faire parade et s'en glorifier. . . . . Je ne conçois point vos Magistrats, qui jouissent pourtant au dehors d'une réputation de sagesse et même d'habileté. Vous avez eu un Wettstein qui ne figure pas mal dans l'histoire générale de l'Europe!"

Die Wirtin ſagt dann, daß man wohl einmal verſucht habe, die Uhren nachzurichten; aber alles habe ſich dagegen gewehrt und man habe wieder zur alten Ordnung der Dinge zurückkehren müſſen. Sie ſpielt damit auf jene lächerliche Epiſode aus unſerer

Geſchichte an, als am 29. Dezember 1778 der Rat beſchloſſen hatte, am 1. Januar 1779 die Uhr abzuändern, und als er dann wegen Unzufriedenheit der Bürger am 18. Januar dieſes Mandat revocieren und auf den 25. desſelben Monats die Rücknahme der fortſchrittlichen Einrichtung verordnen mußte. Es iſt immer wieder beluſtigend, bei dieſer Geſchichte unſern in Gott ruhenden Vorfahren das Zöpfchen ſo recht heimelig hinten hängen zu ſehen. Wie man weiß, iſt es dann am 1. Februar 1798 abgeſchnitten worden und iſt die Basler Uhr definitiv in Einklang mit der übrigen Weltzeit gekommen. Überhaupt hatte man damals vor allen andern Orten in der Schweiz zuerſt in Baſel gemerkt, was die Stunde geſchlagen hatte.

Die Hauptausführungen des Stückes, in welchen Ochs über Baſel ſpricht, ſind der Wirtin zur weißen Taube in den Mund gelegt, die der Frage Liſettens, ob man in zwei Stunden Baſel ſehen könne, ein faſt entrüſtetes Nein entgegenſetzt und ſich erbietet, die Führerin zu machen. Zuerſt will ſie der jungen Dame das Spalenthor zeigen, an welchem ſich zwei, (es iſt ausdrücklich nur von zweien die Rede) alte Statuen befinden „très malfaites en vérité," zu denen aber die Kapuziner der Umgebung die Leute wallfahrten ſenden, um gewiſſe wunderbare Heilungen zu erzielen. Es wird dann dazu die auch in Ochſens „Geſchichte"[1]) erwähnte Sage erzählt, daß zur Zeit der Reformation die Bilderſtürmer vergeblich verſucht hätten, dieſe Statuen wegzureißen; ſie ſeien mit magiſcher Gewalt an die Mauer und auf ihre Poſtamente feſtgebannt geweſen. „Darum knieen jetzt täglich betende alte Weiber und Mädchen davor, die ſo in Andacht verſunken ſind, daß weder Wagen noch Reiter, die durch das Thor gehen, ſie aufrütteln können." Vom Spalenthor gehts auf den Petersplatz, auf dem

[1]) Bd. V, S. 650.

eine gewaltige Linde die Blicke feßle. Dort ſteht auch das Zeughaus, in welchem die Frau des Abwarts eine Menge unverſtändliches Zeug über „Burgund und Mailänder“ daherſchwatzt; auch von dem Brand erzählt ſie, der 1776 das alte Zeughaus zerſtört hat. Es werden von ihr auch verſchiedene Meſſer gezeigt, mit denen ſich Selbſtmörder ums Leben gebracht haben. Namentlich aber weiſt ſie einen alten Keſſel vor, in welchem unſere Vorfahren, frommen Angedenkens, einen Juden geſotten haben. „Vous iriez bien loin,“ fügt Mad. Bonſecours hinzu, „avant de trouver semblables raretés dans un arsenal.“ Auch wir ſuchen ſie heute vergeblich; die genannten grauſigen Mordwerkzeuge ſcheinen vor dem Lichte der neuen Zeit ſich ins Dunkel der Vergeſſenheit geflüchtet zu haben. Es geht dann, ſo erklärt die Wirtin weiter, dem Graben entlang zum Botaniſchen Garten, der, wie wir aus Ochſens „Geſchichte“ [1]) wiſſen, in den Jahren 1692 und 1693 im Garten des Predigerkloſters angelegt worden war. Man könne dort, meint die geſchwätzige Taubenwirtin, die ungeheure Größe bewundern, zu welcher Spargeln, Salat-, Kraut- und Kabisköpfe gezogen werden. Vielleicht wollte Ochs mit dieſer etwas höhniſchen Bemerkung auf die auch von andern Beſuchern des Gartens bezeugte Armut an exotiſchen Gewächshauspflanzen hindeuten. [2]) Fünfzig Schritte vom botaniſchen Garten liegt der Totentanz mit Freskomalereien in böſem Zuſtande. Der Ort iſt düſter, ſo daß man kaum merken kann, daß da der Tod abgebildet iſt, wie er fröhlich grinſend Könige, Päpſte, Kardinäle und andere Leute „qui font la grimace,“ dorthin führt, wo wir alle einſt hinmüſſen.

„Au sortir de cette danse, nous verrons en passant les carricatures d'une grande boutique d'images,“ heißt es

[1]) Bd. VIII, S. 14.

[2]) Voyage d'une française en Suisse, (Londres 1790, 2 Bde. I, S. 47).

dann weiter, und wir gehen vielleicht nicht fehl, wenn wir diese Bemerkung auf das damals im Besitz des Kupferstechers Christian von Mechel (geb. 1737, † 1818) befindliche Haus St. Johannvorstadt Nr. 19 deuten, in welchem eine ausgewählte Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen in schönem Arrangement bewundert werden konnte.[1]) Dann geht's zum Seidenhof, wo die Statue Rudolfs von Habsburg zu sehen ist.[2]) Die Bemerkung Ochsens, das Bild befinde sich „sur le portail d'une maison" ist natürlich ungenau und vielleicht der Wirtin absichtlich so in den Mund gelegt; denn auch später einmal, wo es sich in einem Gespräch zwischen Damon und der Wirtin um ein Citat aus der Basler Geschichte handelt, läßt Ochs absichtlich, um die Oberflächlichkeit solcher Leute zu zeigen, die Wirtin Unrichtiges sagen; nur wird dann dort in einer ausführlichen Anmerkung das gewollte Mißverständnis aufgeklärt.

Weiter unten am Blumenrain sieht man am Gasthaus zu den drei Königen drei Figuren als Wirtszeichen. Der Wirt — Ochsens Freund und Gesinnungsgenosse Ludwig Iselin — nennt sie, so berichtet die Wirtin, Magier (mages), wenn er ein volles Haus hat; aber er heißt sie Affen (magots), wenn seine Zimmer leer stehen.[3]) Auf der Rheinbrücke sodann ist etwas ganz Lächerliches zu sehen, „eine Uhr, welche alle zwei Sekunden eine fußlange, feuerrote Zunge herausstreckt." Wir erkennen hier natürlich unsern Lällenkönig. „Aucun étranger de marque ne manque d'aller voir cela," heißt es dazu. „Non, il n'y avoit que nos Pères au monde, pour concevoir de pareilles imaginations."

[1]) F. A. Stocker, „Basler Stadtbilder. Alte Häuser und Geschlechter" (Basel, Georg, 1890) S. 50.

[2]) Vgl. auch hierüber Stocker S. 61 ff.

[3]) Vgl. hiezu die bei Stocker (S. 115) gegebenen, sich mit Ochsens Angaben nicht ganz deckenden Notizen.

Es wird dann auch der Konziliumssaal erwähnt, „où l'on déposa un Pape qui aimoit à faire le maître, pour élire un autre qui aimoit à faire ripailles.“ Hiezu wird in einer Anmerkung die Herkunft des französischen Wortes „faire ripailles“ = „schlemmen“ erklärt; sie wird auf den in Basel am 7. November 1439 zum Papst gewählten Amadeus von Savoyen zurückgeführt, der in der Abtei Ripaille am Genfersee ein angenehmes Prasserleben geführt habe.

Auch von der Bibliothek wird geredet, aber nur ganz andeutungsweise und scherzhaft: „Je ne vous parlerai point encore . . . . . de cette bibliothèque où le prince Henri de Prusse a été reçu en belle robe de chambre et en bonnet de velours noir.“ Von einem solchen Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen auf der Bibliothek ist nichts bekannt; auch das Fremdenbuch, in das sich sonst alle in der „Mücke“ zur Besichtigung der Holbein'schen Gemälde einkehrenden Notabilitäten einzutragen pflegten, gibt keine Auskunft. Der Bruder Friedrichs des Großen scheint einmal inkognito hier gewesen zu sein. So würde sich auch am ehesten ein Empfang des berühmten Feldherrn durch einen in Schlafrock und Sammetmütze wandelnden Bibliothekar erklären. Schließlich wird noch auf eine am Schlusse des vorigen Jahrhunderts mehrfach erwähnte Sehenswürdigkeit, die Äolsharfe im Garten des Buchdruckers Haas im Hause Leonhardstraße Nr. 1 hingewiesen. Sie reiche von einem Ende des Gartens zum andern, und der Wind entlocke ihr weiche melodische Akkorde: „Quand on se promène dessous, on croit entendre des chœurs célestes, et une rêverie douce et voluptueuse s'empare de tout votre être.“ Die Wirtin schließt ihre Schilderungen mit dem Hinweis auf den Einzug des Siegers von Arcole, über dessen Besuch wir natürlich im Laufe des Stückes mehrere Details erfahren. Er sei in „drei Königen“ von einer Deputation em-

pfangen und in ſchöner Rede willkommen geheißen worden. Seine Antwort ſei ſehr kurz geweſen. Am Tiſche ſelber habe er zwiſchen zwei Stadthäuptern geſeſſen. „Ses victoires lui ont valu le plaisir de leur conversation," ſpöttelt Damon. „Ou l'ennui," fügt Cateau hinzu, und Ochs fühlt ſich verpflichtet, in einer Bemerkung zu ſagen, daß er ſelbſt das eine dieſer Standeshäupter geweſen ſei und daß er hoffe, der andere, es war Bürgermeiſter Burkorf, werde es ihm nicht übel nehmen, wenn er in ſeinem Luſtſpiel ſcherzhaft ſage, ſie beide hätten den General vielleicht gelangweilt. Man habe übrigens, ſagt die Wirtin, den illuſtren Gaſt mit voller Abſicht gerade zwiſchen dieſe beiden geſetzt, erſtens um zu verhüten, daß andere mit ihm ſprächen, zweitens um ihn geſchickt auszuhorchen.

Neben ſolchen politiſchen Bemerkungen gehen dann ſolche über basleriſche Zuſtände her. So beſchreibt die Wirtin in einem Geſpräch mit der Zofe der letzteren die alljährliche Eidesleiſtung an St. Johanns des Täufers Feſt, den ſogen. Schwörtag, wobei vor allem Volk auf einer blumengeſchmückten Eſtrade ſchöne Reden gehalten und unter dem Schalle von Trompeten den Bürgermeiſtern Kränze von einem Fuß und zwei Zoll Höhe aufgeſetzt würden. „Je ne vois jamais cela que dans mon petit coin, et par un mouvement irrésistible, je m'incline jusqu'à terre," fügt ſie hinzu und bietet ſo ein Genrebild dar, aus dem Ochs wohl die kleinſtädtiſche Geſchwätzigkeit herausfühlen laſſen will, die, indem ſie alles ſagen will, ſchließlich auch über das Unſagbarſte klatſcht. Uns ergibt ſich daraus ein Anhaltspunkt für die Lage des von Ochs ſo genannten Wirtshauſes „zur weißen Taube". Es muß auf der Kornhausſeite der Spalenvorſtadt wohl in der Nähe des Thores zu ſuchen ſein; denn nur von da konnte man von einem hintern Gemache aus die im Stachelſchützenhaus vor ſich gehende Zeremonie beobachten. Auch die basleriſche Küche wird beſprochen.

Sie kommt dabei nicht gerade glimpflich weg. Während andere Zeitgenossen die Kocherei in Basel als gut und schmackhaft loben,[1]) schimpft Herr Damon: „Le légume étoit bon, mais votre bœuf ne vaut pas le diable.“ Der Hausknecht bemerkt dazu, daß das Wirtshaus „zur weißen Taube“ sonst gerade für sein gutes Rindfleisch bekannt sei. Aber „on aime en cette ville le bœuf dur,“ fügt er hinzu. An einer andern Stelle wird vom Wein gesprochen. Damon ist mit dem Baselwein durchaus nicht zufrieden: „La maudite piquette,“ knirscht er. Es wird ihm dann anderer angeboten: „Monsieur, veut-il du Biel-Benken . . . ., du Mönchenstein . . . ., du Maisprach?“ Aber auch diese guten Tropfen behagen ihm nicht, und Jeannot bedauert sehr, daß er keinen Hypokras da habe. Er offeriert dann Leckerli:

„Il s'en expédie à toutes les cours du monde,“ sagt er empfehlend. „Je sais, entre nous soit dit, d'un garçon confiseur, qu'on en fait remplir deux grandes boîtes pour le général françois, et qu'on les glissera, à la dérobée, dans la chaise de poste. Quel plaisir il aura en route à les ouvrir! Mon dieu, mon dieu, que n'y suis-je, pour voir les grands yeux qu'il va faire!“ Damon versucht das Gebäck; aber es schmeckt ihm nicht und er ruft:

„Pouais! Pouais! C'est une pharmacie que vos gâteaux. Chez quel diable d'apothicaire avez-vous été chercher ce fatras de vieux miel, de cardamome, d'amandes amères, et de toutes les drogues de la chimie.“ Unsere Basler Frauen und Kinder dürften hier den alternden Herrn Ochs belächeln, der jedenfalls nur aus Ärger über böse Zähne die vielgepriesenen Leckerli schmähen läßt. Auch den Kaffee weist Herr Damon zurück; dies-

[1]) Vgl. z. B. K. J. Küttner, „Briefe eines Sachsen aus der Schweiz,“ Leipzig 1785, Bd. I. S. 112 f. Er bezeichnet die Basler Küche als weit und breit berühmt und als bekannt mit allen Delikatessen Europas.

mal aus Patriotismus; er will den Engländern nicht sein gutes Geld in den Sack jagen. „Notre café," meint dazu Jeannot, „n'est point de chez les Anglois. Il est de l'épicier à trois portes d'ici." Damon belehrt ihn und schließt seine Rede über die Engländer mit den eines Napoleon würdigen Kraftworten: „Je ne veux point être tributaire de ces écumeurs de mer, de ces forbans d'Europe, de ces corsaires de l'univers." Dazu bemerkt dann der Diener naiv: „Combien nos femmes et nos filles, nos servantes et nos blanchisseuses, nos repasseuses, nos ravaudeuses, nos fileuses, avec leurs six tasses par jour, vont être surprises d'apprendre qu'elles sont tributaires des Anglois."

Noch über andere Basler Eigentümlichkeiten finden sich zerstreute Notizen. Der Hausknecht radebrecht ein arges Französisch; aber er ist eben nach damaliger Sitte nur als Tausch im Welschland und zwar in Courtelary gewesen. Eine gelungene Bemerkung macht Ochs über die Gassenspiegel, welche als ein speciell baslerisches Ding jedem auffallen.[1]) Cateau empfiehlt Valère, er solle auf der Suche nach Lisette nicht nach jedem hübschen Gesichtchen gucken, das er in einem Gassenspiegel erblicke. „Ces miroirs sont charmants!" ruft Valère aus, „placés en dehors des fenêtres, mobiles dans leurs écrous, et se correspondant à volonté et selon les règles de l'art, ils présentent aux passants l'image de ceux qui sont dans la chambre, et à ceux-ci l'image de ceux qui passent. Cela est délicieux. En dépit des jaloux et de toutes les duègnes du monde, on se regarde, on s'entre-regarde, on se lorgne, on se jette des clins d'œil furtifs, on se dit indirectement cent fois plus qu'on n'eût osé s'écrire ou se dire. Mille mariages (man höre!)

[1]) Vgl. z. B. »Lettres d'un citoyen de Bâle à un de ses amis de Neuchâtel« 1781 S. 5 f.

ne se font pas autrement. Les promis s'engagent sans s'être vus corps à corps.“ Zu dieſem Paſſus von den Verlobungen per Gaſſenſpiegel macht Catean die trockene Bemerkung: „J'ai oui dire le contraire. On veut dans ce pays des preuves matérielles.“ [1]) Wer hier recht hat, wage ich nicht zu entſcheiden.

Es wird auch von den Kämmerlein, den ſogen. „Tabagies“ geredet. Dieſe Sitte der Vereinigung der Bürger zu Rauchen, Spiel und Trinken ſcheint in allen Geſellſchaftsklaſſen heimiſch geweſen zu ſein; denn ſogar der Hausknecht weiß von ſeiner „Tabagie“ zu erzählen.[2]) Auch auf den ſpeciellen Basler Charakter fallen einige Streiflichter: Die Basler ſeien gutherzig, heißt es, ja man ſtehe ſogar auf dreißig Meilen in der Runde im Geruche der Heiligkeit. Ein wenig ſchwatzhaft allerdings ſei man; manchmal laufe auch ein bischen Verleumdung mit unter; aber dieſe ſei ein allgemeines Übel, das in der ganzen Welt dem Großen wie dem Kleinen anhafte. Ochs macht zu dieſer Stelle eine Anmerkung, die ich zum Schluß ganz hieher ſetzen will, denn ſie trifft in vielen Dingen wirklich das Richtige: „Que ceci, une fois pour toutes, serve de réponse à ces écrivains malévoles ou superficiels, qui cherchent à jeter un jour défavorable sur mon Canton. On y trouve sans doute, comme partout ailleurs, des vices individuels, des travers, des foibles plus ou moins répréhensibles. Mais dans aucun pays peut-être il n'y a proportionnément autant de bienfaisance et d'empressement à rendre service; autant de support, et de ces égards réciproques qui forment le ciment de la vie sociale; autant de

---

[1]) Von den baslerischen Geldheiraten aus Konvenienz und Intereſſe reden auch Clairvoyant (a. a. O. Bd. I. S. 222) und Küttner (a. a. O. Bd. I. S. 243).

[2]) „Wenige Mannsperſonen gehören nicht einem Kämmerlein an,“ ſagt auch Küttner (I. 242).

calme dans les mœurs, soit publiques, soit domestiques; autant de cet esprit d'une douce égalité, qui tempère l'effet des nombreuses différences que mettent entre les hommes la nature elle-même, les rapports de subordination nécessaires à l'ordre général, les succès de l'industrie, et les caprices de la fortune. Dans aucun pays peut-être il n'y a proportionnément moins d'exaltation dans les passions malveillantes; moins de subterfuges et de réservations mentales dans les affaires; moins de morgue, de sotte suffisance, de coups d'œil altiers, d'airs à prétention, de manières dédaigneuses; moins de penchant pour toute jouissance qui ne seroit que jouissance d'ostentation.“ Auch in seiner „Geſchichte“ ſagt Ochs Ähnliches: „Gottesfurcht ohne Aberglauben noch Frömmelei, freydenkende Liebe zur Obrigkeit, Rechtſchaffenheit des Herzens, freygebiges Mitleiden, Beſcheidenheit im Glück und bey Ehren, friedfertiges Betragen, Abneigung gegen Weltſitten, fortſchreitender Fleiß und geſunde Urteilskraft ſind überhaupt die Kennzeichen eines Baslers. Ich bin kein Schmeichler meiner Vaterſtadt . . . . . Ich darf aber behaupten, daß jene vortrefflichen Eigenſchaften die weit größere Anzahl meiner Mitbürger auszeichnen.“

Mit dieſen auch für uns freundlichen Äußerungen Ochſens wollen wir Abſchied nehmen von ihm und von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Werken. Noch einmal ſei geſagt: Es prägt ſich darin eine reiche Individualität aus; ein raſtloſer Geiſt hat ſie geſchaffen, der mit aller Energie immerfort nach dem Idealen hindrängt, manchmal vielleicht ſogar nach dem Phantaſtiſchen. Ochs iſt kein Mann geweſen, der ſich mit einem einzigen Wirkungskreiſe begnügen konnte; ſeine Gedanken führten ihn beſtändig über die Wirklichkeit hinaus. Darum allein hat er in der Franzoſenzeit die Gefahr und das Verderben nicht ſehen wollen: Er konnte nie den Maßſtab des nüchternen Verſtandes an Menſchen und Dinge legen. Das war poli-

tiſch ſein Unglück; in litterariſcher Hinſicht können wir es nur begrüßen; denn aus dieſer ſeiner Eigenſchaft, immer das Große erfaſſen zu wollen, ſind ſein „Incas“ und ſein „Prométhée“ geſloſſen, und auch ſein „Zeltner“ zeigt Stellen genug, die uns den hohen, damals ja nur allzu hohen Flug ſeiner Ideen erkennen laſſen. Das ſteht alſo feſt: Ein geiſtreicher, vielſeitiger, aus innerer Nötigung heraus arbeitſamer Menſch iſt Ochs geweſen. Sein Bild, ſo viel trübe Schatten darüber liegen, kann darum in unſern Herzen nie verlöſchen; denn Baſel darf ihn ſicherlich nicht nur als den Erwecker ſeiner Freiheit feiern; er hat auch als Litterat ſeiner Vaterſtadt Ehre gemacht.[1])

[1]) Ich befinde mich hier zwar nicht ganz im Einklang mit dem Darſteller der »Histoire littéraire de la Suisse romande«, *Virgile Rossel*, welcher (Bd. II. S. 294) ein ziemlich abfälliges Urteil über Peter Ochs als Dramatiker fällt. Es ſcheint aber dieſe kurze Bemerkung kaum auf wirklich eingehendem Studium zu beruhen; ich ſetze ſie deshalb ruhig hieher: »Je ne ferai non plus que citer l'une ou l'autre pièce dramatique de Pierre Ochs, le fameux agitateur bâlois. Laquelle choisir? La meilleure ne vaut pas grand' chose. Sa tragédie L'Incas »d'Otahiris« (sic!) n'est que du théâtre de sentiment et de propagande humanitaire. Je n'ai pas le courage de l'analyser et je renonce à transcrire d'autres titres. Les pièces d'Ochs sont ennuyeuses: les vers sont, en revanche, assez supportables.«

Emanuel Büchel.

Ein Beitrag zur Basler Kunstgeschichte des XVIII. Jahrhunderts

von

Daniel Burckhardt Werthemann.

Es sind bald sechzig Jahre verflossen, seit Nagler in sein berühmtes Künstler-Lexikon folgende biographische Notiz aufnahm:

„Büchel, Emanuel,

Architekt, Kupferätzer und Aquarellist zu Basel, machte sich als geschickter Künstler bekannt und lebte noch 1795. Es wurde nach ihm auch einiges gestochen, darunter vier große Ansichten von Basel, und von Chovin ein Heft von 18 Blättern Schnecken. Er hat ebenfalls einiges geätzt."

Den Namen von Naglers baslerischem Gewährsmann wollen wir taktvoll verschweigen, denn die drei kurze Sätze zählende Biographie Büchels ist ein wahrer Rattenkönig von Irrtümern: die dem wackern Emanuel Büchel zugeschriebene künstlerische Thätigkeit verteilt sich nämlich, wie wir sehen werden, auf nicht weniger denn drei grundverschiedne Baslermeister. Leider ist Naglers Notiz für unsre heimatliche Kunstgeschichte verhängnisvoll geworden, so daß wir heutzutage nachgerade gewohnt sind, von einem Architekten

Digitized by Google

Emanuel Büchel zu hören, der Basel mit dem weißen und blauen Haus und andern Prachtgebäuden beschenkt habe.

Gewiß wäre es interessant, diese Mythenbildung von dem noch wohl informierten Peter Ochs bis zu dem sonst in der Basler Kunstgeschichte gut unterrichteten L. A. Burckhardt zu verfolgen, doch ist es vornehmlich der Zweck dieses kleinen Aufsatzes, die Freunde des Jahrbuches mit der liebenswürdigen Gestalt des historischen Emanuel Büchel bekannt zu machen; dann soll aber auch eine alte Ehrenschuld an zwei um Basels Baugeschichte hochverdienten Meistern abgetragen werden, zwei Architekten, denen das seltsame Mißgeschick begegnet ist, daß ein ehrsamer Bäckermeister ihren Ruhm für sich in Anspruch genommen hat.

Nicht ohne Bedenken übergibt der Verfasser seinen Aufsatz der Öffentlichkeit, weiß er doch, daß noch manches in seinen Ausführungen recht lückenhaft ist. Hoffentlich werden aber diese Zeilen der stattlichen Schar von Basels Geschichts- und Kunstforschern den Anlaß geben, auf diesem Gebiete weiter zu bauen und damit die Kenntnis der bis jetzt unverdient vernachlässigten Basler Kunst des 18. Jahrhunderts zu fördern.

* * *

Emanuel Büchel[1]) entstammte einem währschaften Basler Handwerkergeschlechte und wurde im Jahr 1705 als das jüngste Kind des Christoph Büchel und der Margaretha Ritter geboren.

Über die Jugendzeit Emanuels vermochte der Verfasser nichts in Erfahrung zu bringen. Offenbar hat der Knabe eine verhältnis-

[1]) Litterarische Quellen für eine Büchel-Biographie existieren nicht. Der Verfasser war meist auf urkundliche Notizen angewiesen, deren Mehrzahl er der Freundlichkeit der HH. Ed. His-Heusler und Rudolf Wackernagel verdankt. Die wertvollsten Beiträge zur Kenntnis von Büchels Leben und Kunst haben übrigens die zahlreichen Skizzen- und Notizbücher des Meisters geliefert, die größtenteils im Besitze der Basler Kunstsammlung sind.

mäßig gute Schulbildung genoſſen, denn er beſaß beiſpielsweiſe einige Kenntnis im Latein und wußte vor allem einen recht hübſchen und fließenden deutſchen Stil zu ſchreiben. Manche nachhaltende Anregung ſcheint der kleine Emanuel auch ſeinem neun Jahre älteren Bruder, dem Steinmetzen Hans Rudolf, verdankt zu haben. (Wir müſſen hier einſchalten, daß man unter „Steinmetz" im alten Baſel nicht etwa einen Bild- oder gar nur einen gewöhnlichen Steinhauer verſtand. Der damalige basleriſche Sprachgebrauch bezeichnete vielmehr mit „Steinmetz" einen Bau- oder Maurermeiſter, der die Pläne eines erfindenden Bankünſtlers, des Architekten, auszuführen hatte.) Hans Rudolf Büchel war alſo ein junger Techniker, der gewiß trefflich mit Reißfeder und Pinſel umzugehen wußte und wohl auch ſeinen jüngern Bruder für das Zeichnen zu intereſſieren verſtand. Dieſe früheſte wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Thätigkeit Büchels ſcheint aber bald ihr Ende gefunden zu haben. Der Junge mußte einen Beruf erlernen und zwar den eines Bäckers. Es folgt nun ein neuer Lebensabſchnitt, die Lehrlings- und Geſellenzeit, welche wohl dem höher ſtrebenden jungen Mann ſauer genug vorgekommen ſein mag; augenſcheinlich hat Büchel gegen Ende dieſer Laufbahn auch eine längere Geſellenwanderung nach Frankreich, damals noch mehr als jetzt das gelobte Land der Gaſtronomie, angetreten, wüßten wir doch ſonſt ſeine franzöſiſchen Sprachkenntniſſe nicht gut zu erklären. Schon in ſeinem 22. Altersjahr treffen wir Büchel wieder in Baſel; bereits iſt er ehrbarer Bäckermeiſter und Gatte der aus ſehr guter und wohlhabender Bürgerfamilie ſtammenden Suſanna Felber, die ihn in den Jahren 1727—1743 mit zehn Kindern beſchenkte. Äußerlich iſt jetzt Büchel ein gemachter Mann, er wird 1743 Sechſer zu Brotbecken; ſein Handwerk, das er in einem Hauſe der Streitgaſſe betrieb, ſcheint recht einträglich geweſen zu ſein, geſtattete es ihm doch ſpäter, zweimal einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in dem Bade von Schinznach zu nehmen.

Trotz der einförmigen und anstrengenden Berufsthätigkeit blieb aber der wackere Meister seiner Jugendliebe, der Liebe zur Kunst, treu.

* * *

Als sich Büchel in seiner Heimat als zünftiger Meister niedergelassen hatte, war das baslerische Kunstleben nicht sehr rege. Die äußere Physiognomie der Stadt besaß im ganzen noch das Gepräge des 17. Jahrhunderts, doch begann auch bereits das glänzende Vorbild Ludwigs XIV. Nachahmer zu finden. Schon in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts hatte Markgraf Friedrich von Baden seinen imposanten Palast aufgeführt; einige Bürger, der üppige Hans Heinrich Zäslin an der Spitze, eiferten ihm nach. Im Vergleich zu Bern oder selbst dem kleinen Solothurn hielt aber die Bauluſt der damaligen Basler noch immerhin ein bescheidenes Maß. — Die baslerische Malerei besaß zu Beginn des Jahrhunderts nur einen einzigen tüchtigen Vertreter, Joh. Rudolf Huber. Es hängt wohl mit dem Stillstand der baulichen Entwicklung der Stadt zusammen, daß dieser ebenso als Dekorateur wie als Porträtist achtbare Meister wenig Beschäftigung in seiner eigenen Vaterstadt fand; meist weilte der Künstler in Bern, Neuchâtel oder an den Höfen des badischen Markgrafen. Die anspruchsvollen allegorischen Kompositionen Hubers, die hauptsächlich durch den Stichel J. J. Thurneysens populär geworden sind, lassen uns heute völlig kalt; das seltene Vorkommen solcher Bilder in Basel findet wohl dadurch seine Erklärung, daß den in Kunstsachen stets puritanisch gesinnten Bürgern die prunkhaften Schildereien Hubers wenig zusagten; mehr Beschäftigung fand der Künstler als Porträtist; seine feinen, stark von Rigauds Kunstweise beeinflußten Bildnisse vermögen uns durch ein gewisses vornehmes „Etwas" zu fesseln, doch hat es der Meister nie verstanden, die Individualität seiner Modelle packend wiederzugeben, meist verlor er sich in schablonen-

mäßige Stilisierung. Die übrigen Baslermeister, die, wie der ganz geringe J. J. Meyer, ausschließlich Porträtisten waren, dürfen wir ruhig unerwähnt lassen ohne uns einer kunstgeschichtlichen Unterlassungssünde schuldig zu machen.

Bezeichnend für die künstlerische Dürre des damaligen Basel dürfte die Beobachtung sein, daß die Stadt im Beginn des 18. Jahrhunderts keinen einzigen Dilettanten scheint besessen zu haben; in der Folgezeit, besonders gegen die Wende des Jahrhunderts, hatte jeder begabte Meister eine Gruppe von Liebhabern um sich versammelt, die als Zeichner, Aquarellisten und Radierer oft recht Tüchtiges leisteten und deren warmer Teilnahme an allen künstlerischen Bestrebungen auch die erste Basler Künstlergesellschaft ihre Entstehung verdankte.

* * *

Dieser kurze Blick auf das Basler Kunstleben war nötig, um die emsige Thätigkeit Emanuel Büchels, zu dem wir nun zurückkehren, verstehen und schätzen zu lernen. Wir sahen schon, daß der ehrsame Bäckermeister wohl noch als Kind die ersten Versuche im Zeichnen gethan haben mag; die lange Lehrlings- und Gesellenzeit, der spätere Beruf, ließen Büchel nicht verkümmern, eifrig scheint er sein gutes Zeichentalent geübt zu haben; so zeigen seine frühesten uns erhaltenen Federskizzen bereits einen gewandten Strich, der ohne länger Übung kaum denkbar wäre. Wer leitete aber diese Studien Büchels? Wie jeder Selfmade man auf dem Gebiete der Kunst begnügte sich unser Meister auch vorerst mit dem gewissenhaften Kopieren fremder Werke. Es ist charakteristisch, daß der bescheidene Büchel nicht etwa die glänzenden, mehr für höfisches als bürgerliches Leben passenden Kompositionen Hubers nachahmte, sondern daß er sich den alten, wackern Matthäus Merian als Vorbild erkoren und auch während seines ganzen übrigen Lebens beibehalten hat.

Mit dem Auge des Matthäus Merian hat auch Büchel die landschaftlichen Reize der Umgebung Basels schauen gelernt, wir erkennen dies schon aus seinen frühesten Federzeichnungen, die noch aus dem Beginn der 30er Jahre stammen. Damals fand der Meister wohl noch wenig Muße zu größeren Kunstfahrten, wie er sie später so oft unternahm. Die Daten, welche die einzelnen Skizzenblätter enthalten, zeigen, daß Büchel nur an Sonntagen — wohl von seinen heranwachsenden Kindern begleitet — ins Freie schweifte und sich dabei meist mit der nächsten Umgebung Basels begnügte. So finden wir aus dem Jahre 1735 einige äußerst ansprechende landschaftliche Skizzen aus der Nähe von Prattelu. Ganz nach berühmtem Muster komponiert hier Büchel. Zur Linken läßt er einen gewaltigen knorrigen Eichenstamm aus der Erde wachsen, dessen reiche Krone lange Schatten wirft; von diesem dunkeln Vordergrunde hebt sich nun eine hell von der Sonne beglänzte Landschaft höchst wirkungsvoll ab. In diesen frühesten Landschaftsbildern hat Büchel nur ein Auge für das Malerische. Er trachtet in diesen uns vorliegenden Skizzen nicht darnach — wie er es später zu thun gezwungen war — die bauliche Anlage des Dorfes Prattelu zu charakterisieren und dessen Situationsplan zu geben: den Reiz einer stillen Dorfgasse wollte er uns schildern, und dies ist ihm gelungen.[1]) Auch technisch unterscheiden sich diese frühesten Blätter Büchels vorteilhaft von den später entstandenen Kompositionen. Seine Feder besitzt einen ziemlich kühnen Strich, die Zeichnung wird nur leicht angetuscht — ganz wie es bei Skizzen Merians der Fall ist — während die spätern Blätter Büchels, die typischen „Büchel" unsres Basler Kunsthandels, durch ihre schwere Lavierung stets etwas Weichliches haben.

[1]) Leider hat der defekte Zustand der Pratteler Studienblätter deren Reproduktion verboten. Der Verfasser wählte deshalb ein anderes sehr anziehendes Werk aus Büchels früherer Zeit: die 1738 datierte Ansicht des Binninger Schlosses.

Emanuel Büchel.

Schloss und Pfarrhaus zu Binningen. ad naturam 1738.

Eine Reihe von Basler Stadtansichten — Thore, Befestigungen, Aussicht vom Rheinsprung u. a. — bildet eine besondere Gruppe unter den Blättern der 30er Jahre; hier zeigt sich Büchel als ganz geschickter Architekturmaler, er kennt im allgemeinen die Gesetze der Perspektive, doch hat er einen Fehler, den er allerdings mit sämtlichen Künstlern seines Jahrhunderts teilt: das Auge für die Baustile des Mittelalters fehlt ihm vollständig, an Kirchen versteht er beispielsweise nicht den Rund- vom Spitzbogen zu unterscheiden, und sein gotisches Maßwerk erinnert lebhaft an Laubsägearbeit. — Der Meister brauchte Zeit um seine Augen zu üben.

So war schon in den 30er Jahren das Leben Büchels zwischen Berufs- und künstlerischer Thätigkeit geteilt. Bald wurden weitere Kreise auf den tüchtigen Zeichner aufmerksam. Wohl durch einen Angehörigen der Universität empfohlen, hatte Büchel für den Hofrat Treu, Professor in Altorf (Bayern), eine Auswahl der in der Schweiz vorkommenden Pflanzen und Schwämme zu zeichnen und in Wasserfarben auszuführen. Die 1736 datierten Blätter sollen sich heute in der Kunstgewerbeschule zu Nürnberg befinden. Auch in studentischen Kreisen scheint Büchel, vielleicht als Zeichnungslehrer, verkehrt zu haben. Zeugnis davon ist ein kleines, hochinteressantes Blättchen, das eine wilde Gebirgsschlucht, ganz ähnlich der via mala, darstellt. „Ulysses a Salis dictabat" lesen wir auf der Zeichnung und erhalten dadurch Kunde, daß der berühmte bündnerische Staatsmann und Schriftsteller Ulysses von Salis-Marschlins, der 1744—1746 in Basel studierte, zu unserm Büchel in Beziehung getreten war und ihn wohl durch die lebhafte Schilderung der rhätischen Gebirgsschönheit zu der kleinen künstlerischen Schöpfung begeistert hat. Erwähnenswert sind auch die Anregungen, welche unser Meister einem seit den 1730er Jahren in Basel ansässigen italienischen Maler verdankte; Carolus Jantassi Romanus nennt sich der Künstler auf seinen Bildern, die meist

als dessus-de-porte unsre Basler Häuser zierten. Über den Lebensgang des Jantassi vermochte der Verfasser leider nichts in Erfahrung zu bringen. Einen bedeutenden Eindruck machen die wenigen von diesem Italiener erhaltenen Gemälde und Tuschzeichnungen gerade nicht; es sind ausschließlich sentimental gestimmte Phantasielandschaften mit römischen Ruinen, oftmals kehrt der Sibyllentempel von Tivoli auf ihnen wieder. Büchel scheint aber an diesen anspruchslosen Werken Gefallen gefunden zu haben, so daß er oft Motive ihrer Kompositionen anwandte, so vornehmlich als Frontispice seiner Skizzenbücher, wobei er es aber gewissenhaft nie verfehlte, den „Inventor" bei Namen zu nennen.

Jantassi ist das Schicksal widerfahren, in der Stadt seiner Thätigkeit heute vollständig vergessen zu sein, seine Werke segeln im Basler Kunsthandel fast immer unter der Flagge seines populäreren Nachahmers Emanuel Büchel und doch hätte es der italienische Meister, der auf Basels Kunstgeschichte nicht ohne Einfluß gewesen, mehr als mancher andere verdient, gekannt zu bleiben.

Den Beginn der 1740er Jahre nahm Büchel — mit Ausnahme weniger Kopien nach dem Zürcher Radierer Felix Meyer — beinahe ganz zu Vorstudien für sein erstes bedeutenderes Werk in Anspruch. Oft finden wir ihn in der Umgebung Basels thätig, wo er gewöhnlich von einer Anhöhe, wie von St. Margarethen oder dem Wenken aus, das Bild der Stadt zu skizzieren sucht. Plante Büchel doch nichts anderes, als sein Talent praktisch zu verwerten und im Verein mit dem Straßburger Joh. Martin Weis einige Ansichten der Stadt Basel herauszugeben; Büchel sollte die Prospekte zeichnen, Weis dieselben in Kupfer stechen. Die Arbeit wurde von Büchel, wie wir aus seinen zahllosen Studien ersehen, sehr sorgfältig vorbereitet. 1743 war der erste Stich, Ansicht des Rheines von St. Alban aus, vollendet, aber erst am 26. Juni 1747 konnte

Büchel die ganze Folge von vier Blättern dem Rate überreichen, wofür er eine „Remuneration“ erhielt.[1])

Wer heute „Basiliensia“ sammelt, fahndet mit Recht stets in erster Linie nach diesen vier köstlichen Ansichten, welche beredter als alle gleichzeitigen Memoirenwerke uns von Basels Leben im 18. Jahrhundert erzählen. Zwei der Büchelschen Ansichten decken sich im ganzen gegenständlich mit Kupferstichen aus Merians Topographie. Beide Künstler lassen uns die Stadt einerseits vom Tüllingerberg, anderseits von der Rheinhalde bei St. Alban aus sehen. Der naheliegende Vergleich zwischen den Arbeiten wird — was Technik anbelangt — allerdings den fein ausgeführten, fast farbig wirkenden Merianschen Radierungen den Vorzug geben vor den, besonders in den spätern Mechelschen Abdrücken, etwas matten Stichen des Weis. Die Merianschen Kompositionen sind auch künstlerisch abgerundeter als die Büchelschen Blätter, da der große Stecher nur ein charakteristisches Gesamtbild der Stadt bieten wollte und es nicht in seinem Plane gelegen hat, den einzelnen Bauwerken eine besondere Beachtung zu schenken, insofern er sie nicht etwa in seiner Komposition als wirkungsvolle Coulisse verwenden konnte. Was künstlerisch nicht verwertbar war, ließ Merian zurücktreten und stattete dafür seine Schöpfung mit allerhand unwahrem Pomp aus. Mehr allerdings noch als die Stadtansichten der „Topographie“ sind die wundersamen Landschaftsbildchen Merians aus der Umgebung von Basel, wie Mönchenstein, Klybek u. a. lediglich künstlerisches Machwerk und haben trotz der aufgeschriebenen Bezeichnungen mit der wahren Örtlichkeit nichts gemein.

Der gewissenhafte Büchel verzichtete bei seinen Stadtansichten auf alle nicht der Wirklichkeit entsprechenden Effekte. Aus seinen

[1]) Die Remuneration betrug 600 ℔, war jedoch an die Verpflichtung geknüpft, daß Büchel jedem Mitgliede des Großen Rates ein Exemplar der Stiche zu verehren hatte!

Skizzen erſehen wir mit Erſtaunen, wie faſt für jede landſchaftliche oder bauliche Einzelheit der Stiche eine genaue Vorzeichnung vorhanden iſt. Büchel hat es ſich nicht verdrießen laſſen, die Blumenbeete auf den Rheinterraſſen beim Münſter genau abzuſchreiten, jede abſonderliche Form einer verſchnittenen Hecke ſorgſam zu notieren; auch jede der kleinen Buchten, welche der Rhein bei der St. Johannſchanze bildet, wird genau ausgemeſſen und die Obſtbäume des vordern Schloſſes von Gundoldingen werden aufmerkſam gezählt. Trotzdem wirken dieſe Hauptwerke Büchels nicht kleinlich; ſeine Specialaufnahmen geſchahen nur zum Zwecke, im Vordergrund, den er ſich als beſonderes Genrebild dachte, ein bis ins Detail getreues Abbild der Wirklichkeit zu ſchaffen, und dadurch hat er es verſtanden, ſeinen Schöpfungen ihr köſtliches Lokalkolorit zu verleihen, das ſie weit über den Begriff des bloßen „Proſpekt“ erhebt.

Hier lernen wir Büchel auch als guten Figurenzeichner kennen. Wie fein weiß er nicht ſeine Mitbürger zu beobachten, wie ſie in dem nach franzöſiſchem Geſchmack angelegten Gärtchen des Herrn Mathias Streckeiſen zu St. Alban — den Namen erfahren wir aus einer Skizze — affektiert tänzelnden Schrittes in lebhafter Konverſation dahin wandeln, um das prächtige Rheinpanorama zu genießen und ſich dann in dem lauſchigen Gartenhäuschen, zu welchem eben ein Diener Speis und Trank trägt, materielleren Genüſſen zu ergeben.

Die vier Anſichten bezeichnen den Höhepunkt der künſtleriſchen Thätigkeit Büchels; nur ganz ausnahmsweiſe hat er ſpäter wieder ein Werk von dieſer friſchen und natürlichen Auffaſſungsweiſe zu ſchaffen gewußt.

Büchels Kompoſitionen ſcheinen Aufſehen erregt zu haben. Im benachbarten Zürich erſchienen nicht ſehr viel ſpäter die Koller-Holzhalbſchen Stadtanſichten, welche deutlich von Büchel beeinflußt ſind. In Baſel aber wurde vorerſt der Regiſtrator Daniel Bruckner

auf den glücklichen Zeichner aufmerksam und eröffnete dadurch eine neue Aera in des Meisters künstlerischem Schaffen. Das Bäckerhandwerk hatte Büchel schon während der Arbeiten an den Stadtansichten aufgegeben, in den Taufregistern wird er als Vater seines jüngsten Kindes Anna Maria im Jahr 1743 als „dessinateur“ bezeichnet; jetzt aber begann er ausschließlich seinem neuen Berufe zu leben, nahm doch seine Thätigkeit als Zeichner für die Kupferstich-Beigaben zu Bruckners „Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel“ die Arbeit eines vollen Jahrzehntes in Anspruch.

Die kleinen Landschaftsbilder, welche Büchel im Dienste Bruckners ausgeführt hatte, dürfen künstlerisch nicht hoch angeschlagen werden. Es scheint dem Zeichner nur darauf angekommen zu sein, die Lage der einzelnen von Bruckner beschriebenen Ortschaften mit dem ihnen zugehörigen Acker- und Wiesenland, den Rebbergen und Waldungen genau zu veranschaulichen; die Büchelschen Kompositionen verdienen immerhin in vollem Umfange das in Basel so beliebte lobende Beiwort „heimelig“, höheres künstlicheres Interesse bieten sie aber nicht, wirken doch diese kleinen, ganz nach der Schablone gearbeiteten Ansichten äußerst ermüdend auf den Beschauer ein. Die Dörfer mit ihren saubern Häuschen nehmen sich wie aufgestelltes Kinderspielzeug aus, unsre prächtigen Landschäftler Berge zeigen einen weichlichen, nichtssagenden Umriß; der schon früher bei Büchel beliebte Kunstgriff, durch einen stattlichen Baum den Vordergrund zu beleben, findet sich zwar oft auch in Bruckners „Merkwürdigkeiten“, wirkt aber gerade seines öftern Erscheinens wegen monoton.

Es ist unschwer zu erkennen, daß diese Zeichnungen Büchels in der warmen Stube am Reißbrett und nicht an Ort und Stelle geschaffen worden sind. Ohne Ausnahme gehen sie aber auf flott skizzierte Originalaufnahmen zurück, welche Büchel auf seinen zahlreichen Kunstfahrten (seit Juni 1744) geschaffen hatte; zu Hause angelangt kopierte er diese Skizzen in äußerst sauberer, aber geistloser

Weiſe, damit ſie die verſchiedenen Stecher [1]) Bruckners als Vorlagen benützen konnten.

Künſtleriſch konnte alſo der Auftrag Bruckners Büchel nur wenig fördern, dafür brachte er ihm aber eine tiefgehende Anregung. In den Frühjahren 1750 und 1751 zeichnete Büchel in Bruckners Auftrag häufig auf der Trümmerſtätte von Augſt und nahm ſpäter auch die zahlreichen Werke antiker Kleinkunſt, welche ſich auf der Basler Bibliothek, ſowie in den Privatſammlungen d'Annone, Bruckner, Buxtorf, Fäſch, Harſcher und Huber befanden, ſorgfältig mit ſeinem Stifte auf; dadurch ſcheint der Meiſter erſtmals ein Verſtändnis für die Kunſt vergangener Zeiten erlangt zu haben. Offenbar hat ſich bei dieſem Anlaß auch Büchel in der damaligen Kunſtlitteratur umgeſehen, ſeinen Sandrart und Füßlin kannte er wenigſtens gründlich, dies erſehen wir aus ſeinem ſchriftlichen Nachlaß.

Erſt an ſeinem Lebensabend ſollte er aber dieſen wiſſenſchaftlichen Intereſſen leben dürfen, denn jetzt nahm ihn neue Arbeit vollauf in Anſpruch.

Seit 1754 ließ der Zürcher Kupferſtecher David Herrliberger ſeinen „ſchweizeriſchen Ehrentempel und helvetiſche Topographie" erſcheinen, ein groß angelegtes Kupferwerk, dem auch Büchel ſeine Mitwirkung nicht verſagte. Büchel hatte Proſpekte aus Baſel, der Landſchaft, den Kantonen Solothurn, Aargau und dem Berner Jura zu liefern. Seine Studienmappen waren noch voll von Skizzen aus Baſelſtadt und Baſelland, ſo daß Herrliberger vorerſt raſch mit

[1]) Nicht weniger als zwölf Kupferſtecher waren für Bruckner thätig: P. L. Auvray, J. A. Chovin (hauptſächlich geſchickt in der Wiedergabe der von Büchel äußerſt gewiſſenhaft gezeichneten Verſteinerungen), Dublou, Joh. Haas, G. D. Heumann, Joh. Rud. Holzhalb, Chriſtian von Mechel (die Anſichten von Siſſach und Arboltsweil gehören zu den chalkographiſchen Erſtlingswerken des Meiſters), A. Metzger, J. S. Pintz, M. B. Wach, M. Wachsmuth und A. Zingg.

genügenden Vorlagen zum Stich versehen werden konnte. Nur sehr selten decken sich die Ansichten in Herrlibergers Werk mit jenen bei Bruckner; von jeder bedeutenderen Stelle der Landschaft hatte Büchel mehrere Zeichnungen von verschiedenen Seiten aus verfertigt, so daß es nicht nötig wurde, das gleiche Bild in beiden Werken zu wiederholen. Nur einmal begegnen wir einem alten Bekannten: dem verkleinerten Prospekte der Stadt Basel vom Garten des Herrn Streckeisen aus. Herrliberger hat in einer spätern Lieferung diese schon allzu populäre Komposition durch zwei neue prächtige Ansichten aus dem Jahre 1761 ersetzen lassen. (Die eine derselben ist reproduziert im Basler Jahrbuch 1885.)

Erst vom Jahr 1755 an unternahm Büchel in Herrlibergers Auftrag größere Reisen in die ihm noch unbekannten Gegenden der Schweiz. Im Juni nahm er sein Standquartier in Laufen und weilte dort bis Ende August. Öfters wurden Ausflüge gemacht; so entstanden damals die Ansichten von Delsberg, Sonceboz, Pierre Pertuis, Bellelay und Münster. Der an die lieblichen Waldberge des Baselland gewöhnte Büchel konnte aber der wilden Gebirgsnatur des Jura kein Verständnis entgegenbringen. Die Gegend zwischen Renndorf und Münster kommt ihm „erschröcklich" vor wegen der „fürchterlich über sich hangenden Felsen"; seine Skizzen aus dem Jura gehören deshalb auch nicht zu seinen besten Werken; der sonst so scharf beobachtende Büchel besaß kein Auge für die charakteristischen Felsformationen des Jura, er deutet dieselben stets nur durch einige konventionelle Zacken an.

Heimischer fühlte sich der Meister in den Jahren 1756 bis 1758, da er wieder dem Baselland und den Kantonen Solothurn und Aargau einen Besuch abstattete; die prächtigen Stadtbilder von Solothurn sind ganz besonders anziehende Studien, auch die stattlichen, damals neuerbauten Landsitze des Solothurner Patriciates, wie Waldeck und Bleichenberg, die Bergschlösser, wie Bechburg

und Blauenſtein, wußte er mit großer Liebe wiederzugeben. Das gleiche Lob verdienen die Anſichten aus dem Aargau, Zofingen, Aarburg und Schinznach, welche Büchel vom 25. April bis Mitte Mai 1758 ſchuf.

Doch brechen wir ab, es hieße unſre Leſer ermüden, wollten wir ſämtliche Reiſen aufzählen, die Büchel für Herrlibergers Topographie unternehmen mußte. Was wir von Büchels Kompoſitionen in Bruckners „Merkwürdigkeiten" bemerkten, gilt noch in höherem Maße für die Stiche in Herrlibergers „Topographie". Gut ſind allein die drei Anſichten der Stadt Baſel. Den übrigen Bildern ſchadete das fatale Umarbeiten der friſchen Originalſkizzen wiederum ganz ungemein, ſo daß unter den für Herrliberger thätigen Künſtlern unſerm Büchel keineswegs der erſte Rang gebührt.

* * *

Trotz dieſer gewiß anſtrengenden Thätigkeit als Vorzeichner für den Kupferſtich konnte ſich Büchel doch noch hie und da ein Stündchen erübrigen, um ſeinen eigenen Kunſtintereſſen zu leben. In ſolchen Arbeitspauſen entſtanden die leicht mit der Feder gezeichneten und getuſchten Phantaſielandſchaften, in welchen ſich der Meiſter völlig als das Kind ſeiner Zeit zeigt. Die Naturbeobachtung iſt hier nicht groß, die Bäume beiſpielsweiſe ſind botaniſch nicht zu beſtimmen, aber doch üben dieſe kleinen Kompoſitionen, die gewöhnlich hügeliges, von einem Fluſſe durchrauſchtes Land darſtellen, einen hohen Reiz aus. Dieſe anſpruchsloſen Schöpfungen geben uns nichts zu raten auf, ihre Vorzüge liegen vielleicht zu viel an der Oberfläche, aber doch iſt der dekorative Wert der Skizzen nicht klein; auch die berühmten Hafnermeiſter von Zürich ſcheinen dies eingeſehen zu haben; denn wenn wir nicht ſehr irren, geht eine Reihe der allbekannten, in blauer Farbe auf die weißen Kacheln gemalten Landſchaften auf Erfindungen unſeres Büchel zurück. So kleinlich ſich dieſe Gemälde als ſelbſtändige Staffelei-

bilder ausnehmen würden — für die mancherorts erhaltenen Gouachemalereien Büchels haben wir kein lobendes Wort — so heiter und wohlthuend müssen sie doch gewirkt haben, wenn sie die freundliche Zierde eines der herrlichen Rokokoöfen bildeten; alles atmet in diesen kleinen Schöpfungen das Parfum des 18. Jahrhunderts, selbst die (vielleicht selbstgedichteten) Verse, welche Büchel unter eines dieser Landschaftsbildchen gesetzt hat, sind ganz und gar auf den Ton des leichtlebigen und zugleich sentimentalen Rokokozeitalters gestimmt:

O angenehmer Ort! den mir des Himmels Schluß
Zum Aufenthalt bestimmt! Wie kommst du mir so süße
Und so vergnüglich vor! Crystallenklarer Fluß!
Der du die Gegend zierst und durch die Quellengüsse
Ein sanftes Rauschen machst! Du stehst mir trestlich an,
Weil sich Gehör und Geist an dir ergetzen kann!

Während und nach seiner Thätigkeit für Bruckner und Herrliberger unternahm Büchel auch stets noch Streifzüge auf eigene Faust in die Umgebung Basels. Bald führt ihn sein Weg ins benachbarte Elsaß, wo er die Ansichten von Ober-Michelbach und St. Apollinaris in sein Skizzenbuch aufnimmt (1756), bald weilt er im Wiesenthal oder Baselland, wo ihn die Bergrutsche von Tüllingen und Thürnen anziehen (Sept. 1758; die Zeichnungen befinden sich im mineralogischen Kabinet des Museums); auch von der am 19. Juli 1744 eingestürzten Dornacher Birsbrücke entwirft er verschiedene technische und malerische Skizzen. Daneben fand Büchel noch Zeit, für einen baslerischen Jagdliebhaber ziemlich lebenswahre Stillleben mit dem bei Basel vorkommenden Federwild in Gouachemalerei auszuführen (Spätjahr 1755); auch als Zeichnungslehrer war er zeitweise thätig, so weilte er als solcher 1762 im Basler Waisenhaus.

Eine Seite der künſtleriſchen Thätigkeit Büchels bildete ſich aber mit der Zeit, da das Alter heranrückte und der Meiſter nicht mehr wie dereinſt ein Wanderleben führen konnte, immer mehr aus: das Intereſſe, welches Büchel an den Werken alter Kunſt zu nehmen begann und welchem die kunſtgeſchichtlich unſchätzbaren Kopien einer Reihe hochwichtiger, jetzt untergegangener Kunſtdenkmäler Baſels ihre Entſtehung verdanken.

Schon 1750 hatte Büchel in Bruckners Auftrag die Altertümer von Augſt aufgenommen und war dadurch mit einer Reihe basleriſcher Privatſammler in Verbindung gekommen; im Jahre 1752 ließ Pfarrer Theodor Falkeiſen zu St. Martin (nicht zu verwechſeln mit ſeinem Sohne, dem kunſtliebenden Antiſtes Hieronymus F.) durch Büchel zwei Bände anlegen, welche in ſauberer Tuſchmanier die Nachbildungen ſämtlicher Basleriſcher Münzen, Medaillen und Siegel enthalten ſollten; Jahrelang war der Meiſter an dieſer Arbeit thätig; ſo oft ein noch unbekanntes Stück auftauchte, wurde es ſorgfältig gebucht und abgebildet; noch in ſeinem letzten Lebensjahre machte Büchel eine Reihe von Einträgen. Nach ſeinem Tode ſetzten Franz und Rudolf Feierabend das Werk fort, welches nach Falkeiſens Ableben in den Beſitz der Univerſitätsbibliothek gelangte und trotz ſeiner nicht geringen numismatiſchen und lokalgeſchichtlichen Bedeutung viel zu wenig bekannt iſt.

Im Beginn der 60er Jahre finden wir endlich Büchel mit Vorarbeiten zu drei großen kunſtgeſchichtlichen Werken beſchäftigt, die ſeinen Namen in den weiteſten Kreiſen bekannt machen ſollten; wir meinen die Kopien der Totentänze im Klingenthal und im Predigerkloſter, ſowie das zweibändige gehaltvolle Münſterbuch.

Schon von altersher hatte der „Tod von Baſel" die Künſtler mächtig angezogen. Die gewaltigen Gruppenbilder des Totentanzes zu Predigern waren die erſte Veranlaſſung zu Holbeins berühmter Holzſchnittfolge; von Hans Bock, dem tüchtigen Baslermeiſter des

ausgehenden 16. Jahrhunderts beſitzen wir treffliche Studien nach dem Totentanz; Matthäus Merian, der in ſo mancher Hinſicht Büchel verwandt iſt, gab den Todesreigen in ſehr verbreiteten Kupferſtichen wieder. Stets war es aber eher der Gegenſtand der Bilderfolge als deren Kunſtcharakter, welcher die Meiſter zur Nachbildung reizte. Bock und Merian ließen in den Kopien allzu viel ihre Eigenart durchſcheinen. Büchel aber bemerkt in der Vorrede zu ſeiner Kleinbasler-Totentanz-Kopie, er habe ſich die Aufgabe geſtellt, „theils die Manier der alten Meiſter, theils auch die Denkungsart unſrer ſchon lang in Gott ruheuden Vorfahren vorzuſtellen“. Der Hauptaccent iſt auf das Wort Manier zu legen. Mag auch das ungeſchulte Auge Büchels manche ſtiliſtiſchen Eigentümlichkeiten ſeiner Vorlagen nicht prägnant genug erfaßt haben, mag ſich ſeine Feder oft geſträubt haben, die ſchweren eckigen Umriſſe der alten Gemälde wiederzugeben: der redliche Wille, ein ſtilgetreues Bild des Originals zu ſchaffen, tritt doch klar zu Tage und dadurch wird Büchel zu einer ſeltenen Erſcheinung in einem Zeitalter, welches das Verſtändnis für die deutſche Kunſt des Mittelalters faſt gänzlich verloren hatte.

Es war offenbar der grundgelehrte Numismatiker und Archäologe J. J. d'Annone, der Büchel auf das Studium altbaſleriſcher Kunſt hinwies; Büchel bezeugt ausdrücklich im Text zu der aquarellierten Kleinbasler-Totentanz-Kopie, daß ihm zuerſt d'Annone den Totentanz als wichtiges Denkmal alter Malerei namhaft gemacht habe. Der Wink des Gelehrten muß auf fruchtbaren Boden gefallen ſein, denn 1766 iſt der Meiſter emſig an der Arbeit, erſt die Reimſprüche der Totentanzbilder und darauf die Malereien ſelbſt zu kopieren.

Die Nachbildungen gefielen den „Liebhabern vaterländiſcher Merkwürdigkeiten“, ſo drückt ſich Büchel im erſten Bande des

Münſterbuches aus, er wird von ihnen „angefriſcht“, in ſeiner Thätigkeit fortzufahren und den übrigen Bilderſchmuck des Klingenthalkloſters zu kopieren. Dies iſt die kurze Entſtehungsgeſchichte der Büchelſchen Kleinbasler Totentanz-Kopie, welche heute als ſehr wichtige kunſt- und kulturgeſchichtliche Quelle des ſpätern Mittelalters gilt und das erſte von Büchels kunſtgeſchichtlichen Werken wurde.

Es iſt hier nicht der Ort, von den mittelalterlichen Totentanzfolgen zu ſprechen, nur dem Büchel'ſchen Werke ſoll ein kurzes Wort gewidmet werden, das auch für die übrigen Büchel'ſchen Nachbildungen altbaſleriſcher Kunſt gilt.

Vor allem muß der gute Wille des Meiſters, ſich in die künſtleriſche Ausdrucksweiſe ſeines Vorbildes zu vertiefen, gelobt werden. Büchel, der gewandte und korrekte Figurenzeichner, nimmt ſich die Mühe, „die ſchlechten Stellungen, wie ſie ſich im Original befinden, nachzuahmen“. Die Haltung der Figuren, das Koſtüm, die Art und Weiſe des Faltenwurfs ſucht er getreu wiederzugeben, die Proportionen der Geſtalten ſind ſchon deshalb richtig, weil ſie auf genauen Abmeſſungen am Original beruhen; mit beſonderer Liebe kopiert er ornamentale Einzelheiten, wie kompliziertes ſpätgotiſches Rankenwerk, Damaſtmuſter in Gewändern ꝛc. Finden ſich Inſchriften vor, ſo gibt er dieſelben diplomatiſch genau wieder, ſelbſt Germaniſten wie Wilhelm Wackernagel wiſſen darin Büchels Sorgfalt zu rühmen. Schadhafte Stellen des Originals, wie abgeſprungene Farbe u. a. m., werden nicht etwa ergänzt, ſondern mit einer faſt zaghaften Treue in die Kopie eingezeichnet. Einzig und allein beim Ausdruck der Köpfe, der allerdings bei einer figürlichen Darſtellung die Hauptſache iſt, macht Büchel wohl unwillkürlich dem Geſchmacke ſeiner Zeit etwas bedenkliche Konzeſſionen, die Perſönlichkeiten des 15. Jahrhunderts entkleidet er getroſt ihrer mittelalterlichen Herbheit, ſo daß z. B. die vierzehn Nothelfer des

Klingenthals ſich wie eine koſtümierte Basler Geſellſchaft aus unſres Künſtlers Zeit ausnehmen.

Seine ſämtlichen kunſtgeſchichtlichen Werke hat Büchel mit einem längern einleitenden Texte begleitet. Gewöhnlich gibt er zuerſt die Entſtehungsgeſchichte ſeines Werkes an, dankt in devoter Weiſe ſeinen Gönnern und Ratgebern, im Münſterbuch und Großbasler Totentanz auch dem Rat, der ihm finanzielle Unterſtützung gewährte; dann folgt eine genaue Beſchreibung der Örtlichkeit, in der ſich die Kunſtwerke befinden und auch wohl einige wertvolle Notizen über deren bisheriges Schickſal (Beſchädigungen, Reſtaurationen u. a. m.) Endlich finden wir den Verſuch, die Originale zu deuten und zu datieren, wobei ſich für den Meiſter allerdings der Mangel an kunſtgeſchichtlichem Vergleichungsmaterial ſchwer fühlbar macht.

Ein gewiſſes Syſtem iſt alſo den litterariſchen Arbeiten Büchels nicht abzuſprechen. Der rein hiſtoriſche Teil ſeiner Abhandlungen iſt wertvoll, weil Büchel in der Auswahl ſeiner Quellen nicht unkritiſch verfahren iſt; bei der Abfaſſung des Münſterbuches ſtützte er ſich beiſpielsweiſe auf ein Manuſkript von Wurſtiſen; ſchlimmer ſteht es um die kunſtgeſchichtliche Seite ſeiner Unterſuchungen. Sein ſehr warmes Intereſſe an den Werken alter Kunſt, das für das 18. Jahrhundert fürwahr wunderſelten iſt, paart ſich mit einer ziemlich ſtarken wiſſenſchaftlichen Ignoranz. Für den fleißigen Büchel, der ſchon hunderte von mittelalterlichen Inſchriften kopiert hatte, hätte in der Folgezeit die Paläographie nicht mehr ein Buch mit ſieben Siegeln ſein ſollen, und doch war er lange Zeit im Wahn befangen, daß die mit arabiſchen Ziffern geſchriebene Inſchrift des Kleinbasler Totentanzes „1312“ die Entſtehungszeit der Bilderfolge andeute; auf dieſe irrtümliche Thatſache gründete er eine Menge kunſtgeſchichtlicher Konjekturen. Erſt ein Zufall ließ ihn ſpäter entdecken, daß

die zweite Ziffer der Zahl als „5“ zu lesen sei, er scheint aber dennoch die frühere Datierung im ganzen aufrecht erhalten zu haben, indem er zu Gunsten seiner alten Hypothese auf die spitzfindige Lösung verfiel, daß die Zahl 1512 sich nur auf eine Herstellungsarbeit des Totentanzes beziehe.

In einem Punkte ist Büchel völlig das Kind seiner Zeit, er sieht die Totentänze nicht als indifferentes Studienobjekt an, sondern er zeichnet sie ab, da es sich für ihn, „den 68jährigen Manne gezieme, sich der Sterblichkeit zu erinnern“.

Zwei Jahre lang (bis 1768) war Büchel an der Arbeit, den Totentanz sowie die übrigen Altertümer des Klingenthals, Wandmalereien, Grabmäler und bauliche Einzelheiten zu kopieren und endlich in einem kostbaren Bande, der dem Rat dediziert wurde, zu vereinigen,[1]) jedoch schon vor und während dieser Thätigkeit war er mit der Lösung anderer Aufgaben beschäftigt.

Am 3. Juni 1762 wurde auf Wunsch des Abtes von St. Blasien das im Münster befindliche Grabmal der Königin Anna eröffnet; Büchel war bei diesem Akte zugegen und zeichnete, wohl aus obrigkeitlichem Auftrag, das ganze Denkmal und die besterhaltenen Fundstücke des Sarkophages: den Schädel und den rechten Arm der Königin. Über den Inhalt des Grabes im Augenblick der Öffnung gab er später im „Münsterbuch“ folgende Nachricht: „Man fande nichts als der Königin Leichnam annoch mit dirrem Fleisch und Haut überzogen, so an der Farb braun war, und einen balsamischen Geruch von sich gabe, neben ihr lagen die Gebeine ihres Sohnes Landgraf Hartmanns und noch etwas weniges von ihrem Söhnlein Carolus.“ Als acht Jahre später (21. September 1770) der Wienerhof diese Reste für die Gruft von St. Blasien erbat

[1]) Außer dieser Reinschrift haben sich noch zwei Konzepte (Kirchenbibliothek und Kunstsammlung) erhalten.

und der Basler Rat dem Gesuch entsprach, wohnte Büchel der Eröffnung des Grabes wiederum bei und verfertigte nochmals Kopien.

Stets war der alternde Meister auf dem Laufenden, wenn in Kirchen und andern Gebäuden seiner Vaterstadt durch Neubauten oder Reparaturen zufälligerweise ein noch unbekanntes Stücklein Mittelalter zu Tage gefördert wurde. Im September 1769 machte ihn sein früherer Gönner Pfarrer Theodor Falkeisen auf ein großes Wandbild aufmerksam, das Maurer in der St. Martinskirche aufgedeckt hatten. Flugs ist unser Meister zur Stelle und rettet die inzwischen schon längst untergegangene Malerei, eine fürbittende Maria vor Gottvater, der Nachwelt; 1774 zeichnete er eine Reihe hochaltertümlicher Grabsteine, welche in der Nähe des Klingenthals ausgegraben wurden; wohl gleichzeitig entstanden seine Aquarellkopien der Altertümer der Karthause, die leider nur in flüchtigen Skizzen erhalten sind; vermutlich hat sein plötzlicher Tod die Ausführung vereitelt.

An seinen großen Hauptwerken, dem zweibändigen Münsterbuch und dem Totentanz der Predigerkirche arbeitete Büchel während seiner sonstigen Thätigkeit rüstig weiter. 1771 war der erste Band der „Merkwürdigkeiten des Münsters" vollendet. Er enthält neben kurzem beschreibendem Text und einigen historischen Notizen Hunderte von Aquarellkopien nach plastischen und malerischen Einzelnheiten des Gotteshauses, wie Skulpturen am Äußern und Innern, Wandbilder der beiden Krypten, der Nikolauskapelle, Grabsteine, Wappen, Chorgestühl ꝛc. Das rein Architektonische hat aber Büchel völlig vernachlässigt, wir müßten denn die beiden großen Generalansichten des Innern vom Hauptportal und vom Chor aus als „bauliche Aufnahmen" bezeichnen wollen. Offenbar aber bezweckte der Meister mit diesen großen Tuschzeichnungen nichts weiteres, als dem Beschauer ein Bild von der innern Einrichtung (Bestuhlung ꝛc.) zu geben.

„Magna voluisse Magnum“ muß unſer Lob dieſes Büchelſchen Werkes lauten. Wo wäre auch im 18. Jahrhundert ein Kunſtfreund zu finden geweſen, der jahrelang — die erſten Studien Büchels ſtammen von 1762 — das Intereſſe dem „byzantiniſchen und altgotiſchen Geſchmacke“ geſchenkt und ſeine Zeit und Bequemlichkeit der Erforſchung mittelalterlicher Kunſt aufgeopfert hätte?

Das Münſterbuch iſt keine von Büchels wichtigſten Arbeiten. Die überwiegend große Mehrheit der kopierten Altertümer hat ſich im Original unverändert bis auf unſre Tage erhalten, ſo daß dieſe alten Nachbildungen ziemlich zwecklos ſind; das Münſterbuch zeigt den Künſtler Büchel auch nicht von ſeiner günſtigſten Seite, da unſer Meiſter niemals imſtande geweſen iſt, ein Denkmal alter Plaſtik in ſeiner prägnanten ſtiliſtiſchen Eigentümlichkeit getreu wiederzugeben. Dennoch aber gereicht dies großangelegte kunſthiſtoriſche Werk Büchel zur ganz beſonderen Ehre, es zeigt, wie der Meiſter dem auf kleinliche Raritäten gerichteten Intereſſe ſeiner Zeit weit vorausgeeilt war; es hat auch geholfen, das Verſtändnis mittelalterlicher Kunſt unter den Bürgern Baſels zu verbreiten; ohne Zweifel hat das Beiſpiel Büchels nachgewirkt, wenn die großen baſleriſchen Kunſtſammler der folgenden Periode, Peter Viſcher und Daniel Burckhardt-Wildt auch auf die Schätze der altdeutſchen Kunſt ihr Augenmerk gerichtet haben.

* * *

Büchels Lebenswerk ging ſeinem Ende entgegen. Am 26. März 1773 hatte der Meiſter ſeine ſorgſame Kopie des Großbasler Totentanzes dem Rat überreicht, die beiden folgenden Jahre nahm die Ausarbeitung des zweiten Bandes des Münſterbuches vollauf in Anſpruch; im Sommer 1775 kopierte Büchel noch mit ſicherer Hand auf einigen loſen Blättern die intereſſanten, meiſt aus dem 15. und 16. Jahrhundert ſtammenden Grabmäler der längſt verfallenen Johanniterkirche, auch in das Münzbuch des Theodor Falkeiſen

machte er die letzten Einträge. Über diesen Arbeiten hat ihn der Tod überrascht. Büchel starb am 27. September 1775 und wurde im Kreuzgang des Münsters beigesetzt.

Wir dürfen nicht übergehen, daß sich bald nach der Beerdigung des Meisters eine schauerliche Mär in Basel verbreitete: Büchel sei lebendig begraben worden und erst nach furchtbarem Todeskampf in der Gruft erstickt. Ratsherr E. Burckhardt-Sarasin erzählt in seinen handschriftlichen Memoiren grauenhafte Details, die wir aber unsern Lesern vorenthalten wollen, damit dieses traurige Ende nicht einen Schatten auf das sonnige Leben Büchels werfe.

Sonnig und heiter muß das Leben unsres Freundes gewesen sein, wir erkennen dies schon aus dem fast kindlich glücklichen Ausdruck seines Selbstbildnisses, das er dem „Kleinbasler Totentanz" vorgesetzt hat. Wie hätte denn ein Meister, der die freundlichen Berge und Thäler unseres Baselbietes mit der Liebe und Treue schilderte, wie es Büchel gethan, nicht auch ein warmes Herz besitzen sollen? Büchel war von Natur äußerst bescheiden; im ganzen schriftlichen Nachlaß des Meisters findet sich keine einzige Stelle, da Büchel je mit seinen Kenntnissen geprahlt hätte, stets anerkennt er mit Dank die nützlichen Ratschläge seiner Gönner und Freunde; seine Bescheidenheit scheint durchaus nicht phrasenhaft, sondern echt gewesen zu sein.

Schade, daß wir nichts Näheres aus unseres Freundes Familienleben wissen. Büchel scheint auch Trauriges erlebt zu haben, von seinen zehn Kindern sind offenbar mehrere in zartester Jugend gestorben, seine Gattin hatte der Meister nach 46jähriger Ehe im Jahr 1773 verloren. Über seine Söhne Emanuel und Christoph konnten wir nichts Näheres erfahren, sie blieben unvermählt und 1815 erwähnt Lutz in seinem Bürgerbuch die Familie Büchel unter den ausgestorbenen Geschlechtern der Stadt Basel.

Unser kleiner Aufsatz hat die vielseitige Thätigkeit Büchels

noch nicht vollständig geschildert. Unerwähnt blieben z. B. die vielen nach Büchels Zeichnungen gestochenen Einzelblätter, wie die Aussicht von der Terrasse bei Dreikönigen, der Münster- und Petersplatz u. a. m., da diese kleinen Werke keinen neuen Zug für des Meisters Charakteristik ergeben; über Büchels Arbeiten als kartographischer und technischer Zeichner hat der Verfasser wohlweislich ein Urteil nicht abgegeben, da ihm ein solches nicht zusteht.[1]) Dankbarer wäre die Aufgabe gewesen, auch die rein dekorativen Arbeiten Büchels zu schildern, den feinen noch gänzlich in Rokoko gehaltenen und nur selten von einem Hauch des Klassicismus berührten Titeleinfassungen, Vignetten ꝛc., die sich in seinen litterarischen Werken so häufig finden, ein Wörtlein zu gönnen.

Der Verfasser fürchtete aber, den ihm zur Verfügung gestellten Raum des Jahrbuchs schon jetzt überschritten zu haben; er erachtet seinen Zweck als erfüllt, wenn es ihm gelungen ist, einem bescheidenen Basler Handwerker, der sich um das heimatliche Kunstleben mehr als mancher anspruchsvolle Künstler und Gelehrte verdient gemacht, zu einem freundlichen Andenken verholfen zu haben.

Nachtrag.

Wie steht es nun aber mit Büchels Thätigkeit als Architekt und Radierer? werden die Leser fragen. Die Beantwortung dieser Frage werden wir in einem kurzen Nachtrag versuchen.

Sowohl die Zeichnungen im Münsterbuch, als auch die verschiedenen urkundlichen Erwähnungen Büchels lassen mit Sicherheit erkennen, daß unser Meister nie etwas anderes als Bäcker und Zeichner gewesen ist. Sollte aber denn der Mythus, welcher aus

[1]) Büchels Thätigkeit als Kartograph war offenbar keine selbständige; auf der von ihm gezeichneten Karte des Homburgeramtes finden wir die flüchtige handschriftliche Notiz: „Aus der Karte, so Hr. Lohnhr. Meyer a. 1680 und 81 verfertiget, außgezogen und abgeschrieben."

Emanuel Büchel den Architekten des „weißen und des blauen Hauſes“ machte, jeglicher hiſtoriſchen Baſis entbehren? Suchen wir den wahren Sachverhalt zu erkennen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann eine neue Ära in der baulichen Entwicklung Baſels. Während im erſten Viertel des Jahrhunderts weder die Architektur, noch die Malerei bedeutende Werke geſchaffen hatte — Ausnahmen wie der Rauſteinerhof oder das Vordergebäude des Spießhofes beſtätigen nur die Regel — erhob ſich in den 1750er und 1760er Jahren eine Anzahl von Rokokobauten, die im allgemeinen den gleichen Typus zeigen und jedenfalls das Werk eines und desſelben Architekten ſind. Als dieſen Architekten hat nun die Tradition Büchel bezeichnet.

* * *

Dem tieferen Grunde dieſes baulichen Aufſchwunges wollen wir nicht nachforſchen; in erſter Linie mag das Vorhandenſein eines tüchtigen Architekten die allgemeine Bauluſt geweckt haben; dazu kam, daß um die Mitte des Jahrhunderts die Basler Bandweberei thatſächlich ganz beſonders florierte und allerorts unternehmungsluſtige Bauherren wachrief; ſo entſtand 1759—1760 das Haus zum Delphin in der Rittergaſſe, welches Ratsherr Peter Werthemann, Herr zu Wildenſtein, noch im Rohbau von Deputat Huber kaufte; zwiſchen 1763 und 1768 erbauten Jakob und Lukas Saraſin das weiße und das blaue Haus, vor 1764 entſtand das Wildt-Socinſche Haus auf dem Petersplatz, 1766 war das Haus zum „Raben“ (Äſchenvorſtadt), welches Felix Battier erbauen ließ, vollendet;[1]) ins gleiche Jahr dürfte die Entſtehung des Hauſes Hebelſtraße 32 zu ſetzen ſein; Bauherr des letztern war der durch ſeinen Reichtum berühmte, 1766 verſtorbene Samuel Burckhardt, Beſitzer von Klein-

[1]) Es ſcheint der heutigen Generation unbekannt zu ſein, daß der den Charakter der Straßenfaçade des „Raben“ ſtark beeinflußende Balkon modern iſt.

Riehen, der übrigens die gänzliche Vollendung seines Gebäudes nicht mehr erlebte; erst der nächste Besitzer, Albert Ochs, Vater des berühmten Staatsmannes, ließ die innere Einrichtung fertig erstellen.

Diese sämtlichen Gebäude gehören unbedingt zu den elegantesten schweizerischen Privatbauten des 18. Jahrhunderts; ihr Stil ist vielleicht für das Datum der Entstehung etwas befremdlich, denn die Bauten sind zu einer Zeit, da sich in Deutschland bereits der Klassicismus deutlich bemerkbar machte, noch im reinsten Rokokogeschmack errichtet worden; besonders die Intérieurs manches dieser Häuser sind ganz reizende Schöpfungen des Stils. Als Beispiel geben wir einen Saal aus dem Hause zum „Raben" wieder, der mit seinen reichen Stuccaturen, seinen Gobelins aus Beauvais, dem Ofen von Locher[1]) in Zürich und den dessus-de-porte von Esperlin überaus vornehm wirkt.

Wer ist nun aber der Schöpfer all dieser Herrlichkeiten?

Ein freundlicher Zufall hat uns zwei Schriftstücke in die Hand gespielt, einen Originalplan vom Hause zum Delphin, auf welchem sich Samuel Werenfels als Architekten des Hauses nennt, und die Abschrift einer gereimten Urkunde, die 1763 in den Grundstein des blauen Hauses vermauert wurde:

Zum Trotze, wer all Splitter richten
Und Vorurtheil nur kann erdichten
Ward zum Gebäud mit Vorbedacht
Von Grund aus der Anfang gemacht.
Die Zahl der Jahre merk dabey
Siebenzehnhundert sechzig drey

[1]) Über Leonhard Locher, den Schöpfer der meisten Basler Öfen, hat dem Verfasser Herr Dr. E. A. Stückelberg freundlichst folgende den Zürcher Archiven entnommene Mitteilungen gemacht: Locher wurde 1695 als der Sohn des Beat Rudolf Locher geboren und war mit Susanna Hug vermählt. Er starb am 4. März 1766.

Lichtdruck GEBR. BOSSERT, Basel.

SAAL IM HAUSE ZUM „RABEN".

Der dieſen Bau thut ſetzen hin,
Der nennt ſich Lucas Saraſin
Und der aus Lieb zur Ehfrau nahm
Anna Margretha Werthemann.
Er ſteht am Rhein auf einem Fels,
Den Bau führt Samuel Werenfels
Und daß die Sach gerath im Fried
Aufſeher Samuel Pfannenſchmied.
Des Zimmerwerckes Einrichtmacher
Meiſter Leonhard Erlacher.

Werenfels war alſo der leitende Architekt beim Bau der Saraſinſchen Häuſer. Hat er aber auch die Pläne dieſer Prachtbauten entworfen? Wir möchten die Frage bejahen, denn ein Blick auf das Haus zum Delphin, deſſen Façadenentwurf geſichertes Werk des Werenfels iſt, lehrt, daß dieſes zwar einfach gehaltene Bauwerk den Saraſinſchen Häuſern doch ſehr nahe ſteht; im Falle, daß ein anderer Architekt als Werenfels der geiſtreiche Schöpfer des blauen Hauſes geweſen wäre, würde die gereimte Urkunde wohl kaum ermangelt haben, ſeinen Namen zu nennen.

So wollen wir uns alſo auf die beiden genannten Aktenſtücke in Zukunft ſtützen, den ſchon längſt vergeſſenen Samuel Werenfels wieder in ſeine alten Rechte einſetzen und als den hochbegabten Meiſter der um die Mitte des Jahrhunderts entſtandenen und oben aufgezählten Rokokobauten betrachten.[1])

[1]) Während der Drucklegung dieſes Aufſatzes machte Herr Bürgerratsſchreiber Dr. C. Bernoulli dem Verfaſſer die wichtige Mitteilung, daß a. 1771 die „Deputierten zum Poſtweſen“ den Beſchluß faßten, ein neues Poſtgebäude nach den Plänen des Architekten Samuel Werenfels auszuführen. Dieſes Gebäude, das jetzige Stadthaus, gehört mit den im Text genannten Prachtbauten ein und derſelben architektoniſchen Gruppe an. Unſre obigen Ausführungen über den Schöpfer dieſer Gruppe werden durch die neue Notiz

Nur wenige Notizen ſtehen uns über Werenfels' Leben zur Verfügung, denn leider hat ſich in dem reichen ſchriftlichen Nachlaß von Lucas und Jakob Saraſin nicht die geringſte Nachricht über den hochbedeutenden Architekten gefunden und nur von einer einzigen Werenfelsſchen Baute hat ſich ein bezeichneter Originalplan des Meiſters erhalten. So kam es, daß der Name des großen Architekten ſo raſch vergeſſen worden iſt.

Werenfels ſcheint ums Jahr 1720 geboren zu ſein; 1753 übernimmt er als „Steinmetz" Herſtellungsarbeiten an dem Achilles Weis gehörenden Hauſe zum Tiger an der Rittergaſſe. (Das Schild über der Hausthüre mit den als Leoparden polychromierten Tigern ſcheint von dieſer Reſtauration herzurühren.) 1754 macht er zu Klein-Hüningen Hochzeit mit Magdalena Strübin. 1758 erbaut er das Haus zum „Dolder" am Spalenberg; es folgen nun ſeine vielen und prächtigen Neubauten der 60er Jahre; im Jahre 1788 endlich entſteht die einzige Baute, die Werenfels im klaſſiciſtiſchen Stile ausführte: der Segerhof am Blumenrain. Im gleichen Jahre wurde der Meiſter, der ſich laut „Bürgerbuch" von Lutz auch als Ingenieur auszeichnete, zum ſtädtiſchen Mühlen-Inſpektor ernannt. Er ſtarb am 15. September 1800 und liegt zu St. Theodor begraben.

Es müßte eine Luſt ſein, das ſehr rege künſtleriſche Leben, welches während der 60er Jahre in Baſel herrſchte, zu ſchildern. Was weiß die heutige Generation noch von den brillanten Dekorationsmalern Eſperlin, Keller und Joh. Rudolf à Wengen? Wer kennt heute noch den Oberſtzunftmeiſter Fäſch oder den Holzarbeiter Abraham Eglin, deren Schöpfungen die prächtigen eichenen Treppen und geſchnitzten Thüren und Vertäfelungen ſind? Auch der Hafnermeiſter

in der denkbar kräftigſten Weiſe unterſtützt, ſodaß nunmehr jeder Zweifel ausgeſchloſſen iſt, daß Werenfels nicht allein der ausführende Architekt, ſondern auch der geiſtige Urheber dieſer prächtigen Häuſer geweſen ſei.

Leonhard Locher iſt vergeſſen; doch der Raum es verbietet uns, näher auf dieſe Vertreter der großen und kleinen Kunſt Baſels einzugehen, müſſen wir doch noch einem zweiten hervorragenden Mitglied der Familie Büchel, das ſehr oft mit Emanuel verwechſelt worden iſt, ein kurzes Wort gönnen und zugleich einen Blick auf das architektoniſche Baſel um die Wende des Jahrhunderts werfen.

Emanuel Büchel beſaß einen ſchon genannten älteren Bruder (vgl. den Stammbaum S. 216), den Steinmetzen Hans Rudolf, der mit Judith Chriſt vermählt war. Dieſer Ehe entſproſſen drei Kinder, von welchen das jüngſte, der 1726 geborene Daniel, ebenfalls Steinmetz, ſich 1748 mit Judith Wagner verehelichte, 1786 Landvogt auf Homburg wurde, jedoch noch im gleichen Jahre ſtarb. Der älteſte Sohn Daniel Büchels war der 1753 geborene Johann Ulrich; derſelbe iſt alſo Großneffe des Bäckermeiſters Emanuel.

Auch Johann Ulrich iſt das Schickſal widerfahren, gleich ſeinem Zeitgenoſſen Werenfels heute faſt völlig vergeſſen zu ſein.

Über ſeine Jugend wiſſen wir gar nichts. Jedenfalls wurde er der Familientradition nach in jungen Jahren noch zum Steinmetzen beſtimmt und war vielleicht mit ſeinem Vater in untergeordneter Stellung an den Werenfelsſchen Bauten thätig. Ein ſolches Vorkommnis mag wohl mit zur irrigen Meinung Anlaß gegeben haben, daß ein Büchel dieſe Gebäude errichtet habe. Wohl mit Sicherheit dürfen wir annehmen, daß der junge, vielverſprechende Johann Ulrich ſchon früh zu Werenfels, dem erſten Architekten Baſels in perſönliche Beziehung trat. Auch bei ſeinem alten Großonkel Emanuel mag er gewiß häufig geweilt haben.

Von dieſen beiden Männern iſt denn auch vieles auf Johann Ulrich übergegangen; von Werenfels der gewaltige Formenſinn, das reiche Kompoſitionstalent, von Emanuel Büchel aber ein offenes Auge für die Reize der Natur, vornehmlich aber auch das Intereſſe an der Kunſt vergangener Zeiten.

Emanuel Büchels Familie.

Christoph
Morgaretha Ritter

Hans Rudolf 1696—1742	Hans Jakob 1698	Emanuel 1705—1775
Judith Christ		Susanna Felber

Jakob Christoph 1723,	Hans Rudolf 1724,	Daniel 1726—1786	Susanna 1727	Elisabeth 1733
		Judith Wagner	Emanuel 1727	Emanuel II 1736
			Christoph 1729	A. Katharina 1738
	Johann Ulrich 1753—1792	Daniel 1756	Judith 1731	Susanna Kath. 1741
	Anna Maria Fatio	Johann Rudolf 1759	Katharina 1732	A. Maria 1743
		Benedikt 1761		

Schade, daß wir den Entwicklungsgang Joh. Ulrichs nicht verfolgen können. Er ist schon ein fertiger Meister, da wir ihm zum ersten Male begegnen, denn in den Jahren 1782—1785 baut er für den Obersten Joh. Rudolf Burckhardt das Haus zum Kirschgarten.[1]) Ein größerer Gegensatz als der zwischen den heiteren, spielenden Rokokobauten des Werenfels und dem streng klassicistischen „Kirschgarten" Büchels bestehende kann kaum gedacht werden. Offenbar hat Büchel fern von Basel tiefgehende Eindrücke empfangen, welche dem Kunstideal der Werenfelsschen Richtung stracks zuwiderliefen. Hat er etwa bei den Pisoni in Solothurn geweilt? Bald nach Vollendung des „Kirschgarten" trat Büchel neuerdings in abhängige Stellung zu Werenfels; so wissen wir beispielsweise, daß 1788 bei der Erbauung des „Segerhof", welcher nominell ein Werk des Werenfels ist, Joh. Ulrich Büchel mit thätig war.

Der Bau des „Kirschgarten" scheint für das damalige Basel ein architektonisches Ereignis ersten Ranges gewesen zu sein. Der Name „Büchel" war sicherlich in aller Munde und wie bis vor kurzem in Basel Holbein als der Meister jedes bessern alten Bildes galt, so wurde auch jedes bedeutende Gebäude des vorigen Jahrhunderts ohne weiteres mit dem populären Architekten Büchel in Verbindung gebracht.[2])

Büchel pflegte neben der Architektur auch die Malerei und Radierkunst. Die wenigen erhaltenen Werke der Malerei, die wir von seiner Hand besitzen, sind Gouache-Bildchen, welche meist Intérieurs gotischer Gebäude darstellen. Bei der Wahl des Stoffes ist also der Architekt nicht zu verkennen.

---

[1]) Die mit »Jean Ulr. Buchel, architecte« bezeichneten Pläne sind im Besitz von Herrn Ratsherr Imhof-Rüsch.

[2]) Die in Berlepschs neuestem Werke „Motive der deutschen Architektur" sich bereits vorfindenden Angaben über Werenfels und Joh. Ulrich Büchel stützen sich auf unsere Mitteilungen.

Zwei seiner Werke, die wenigstens gegenständlich den Einfluß des Großonkels zeigen, bewahrt die öffentliche Kunstsammlung, so eine perspektivisch sehr korrekt gezeichnete und mit wirksamen Lichteffekten ausgestattete Ansicht vom Innern des Basler Münsters. Der klassicistische Architekt hat aber mit kritischem Auge den Bau des Mittelalters zu verbessern gesucht und damit ein Werk geschaffen, das einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des Mittelalters im 18. Jahrhundert liefert; das schöne Chor unsres Münsters läßt er in eine gewaltige Halbkuppel aus Glas ausgehen! Genießbarer ist aber die Mehrzahl seiner Radierungen und Aquatintablätter, teilweise architektonische Ansichten in der Art des Münsterinnern, teilweise aber auch ungemein zart und duftig gestimmte Landschaftsbildchen, die wohl den Vergleich mit Ferdinand von Kobell aushalten dürfen. Der nebenstehende Abdruck ist von einem Kupferplättchen Büchels genommen, das sich auf der öffentlichen Kunstsammlung befindet und einer Folge von sechs Blättern angehört.

Joh. Ulrich Büchel war kein langes Leben beschieden. 1777 hatte er Anna Maria Fatio geheiratet; er erlangte mehrere Ehrenämter, wurde beispielsweise 1788 an Stelle seines verstorbenen Vaters Sechser zu Spinnwettern, daneben bekleidete er noch den militärischen Rang eines Oberstwachtmeisters; den Basler Künstlern seiner Zeit stand er nahe, so war er ein Gönner des jungen Matthias Bachofen. Büchel starb am 23. Dezember 1792 als der letzte seines Geschlechtes und wurde im Kreuzgang des Münsters beerdigt.

* * *

Jetzt, da wir am Ende unsrer Betrachtung angelangt sind, entdecken wir, daß der bisherige Architekt, Kupferätzer und Aquarellist Emanuel Büchel in drei verschiedenen Künstlerindividualitäten zerfällt: in den Zeichner und Bäckermeister Emanuel Büchel, in

den Architekten Samuel Werenfels und in den Kupferätzer und Architekten Joh. Ulr. Büchel.

Jeder dieſer drei Künſtler hat nach ſeiner Art viel zur Ehre ſeiner Vaterſtadt beigetragen und hat es redlich verdient, daß ſein Andenken bei uns nicht erlöſche.

Die Kirchgemeinden Baſels vor der Reformation.

Von Johannes Bernoulli.

1. Älteſte Geſchichte.

Die hereinbrechenden Germanen, welche zu Anfang des fünften Jahrhunderts der Römerherrſchaft in unſern Gegenden ein Ende bereiteten, fanden hier das Chriſtentum ſehr wahrſcheinlich ſchon in gewiſſen geordneten Formen vor, indem die bedeutendſten Städte des Landes Sitze eigener Biſchöfe waren. Dieſe Städte und ihre biſchöflichen Kirchen erlagen zwar keineswegs einer vollſtändigen Zerſtörung durch die deutſchen Barbaren, indeſſen war ihre Exiſtenz jedenfalls eine ſehr kümmerliche, und als dann die alten Metropolen römiſcher Kultur, ſeit langem ſchon erſchüttert, mehr und mehr ganz zerfielen, ſahen ſich die Vorſteher ihrer Chriſtengemeinden genötigt, in junge, emporblühende Ortſchaften überzuſiedeln. Die Verlegung der ſchweizeriſchen Biſchofsſitze — nur zwei von ihnen, Chur und Genf, ſind ſtets am gleichen Orte geblieben — vollzieht ſich von der Mitte des ſechſten Jahrhunderts an, am frühſten wohl die des Bistums Vindoniſſa nach Conſtanz; ihm folgten gegen Ende des Jahrhunderts die Biſchöfe von Aventicum und von Octodurum (Martigny), von denen der erſte in Lauſanne,

der zweite nach einigem Schwanken in Sitten sich niederließ. Zuletzt, erst nach 600, scheint der Bischofssitz von Augst nach Basel übertragen worden zu sein.

Die wenigen Nachrichten über die älteste Geschichte der Stadt Basel zeigen die keltische Uransiedelung nach ihrer Verstärkung durch ein römisches Kastell in raschem Aufschwung begriffen, und auch die Alemanneneroberung kann diese Entwickelung nicht dauernd gehemmt, ihr vielmehr bald nur weiteren Zuwachs gebracht haben. Ohne Zweifel umfaßte die alte Niederlassung diesseits des Rheins bald die ganze Anhöhe zwischen diesem und dem Birsig bis zum südöstlichen Abschlusse der nachmal so geheißenen Burg, welcher, noch heute durch Mauer und Höhenunterschied kenntlich, zwischen Münsterplatz und Bäumlein gegen den Strom sich hinzog. An diesen Ort nun verpflanzten die Vorsteher des bisherigen Augster Bistums ihren Wohnsitz und ihre Kathedrale. An der Seite der letzteren erstand auch hier, wie in fast allen rheinischen Bischofsstädten, ein zweites Gotteshaus, das Baptisterium des Bistums von Basel; denn als solches kennzeichnet sich die spätere St. Johanneskapelle auf Burg nicht allein durch ihren Patron, den Täufer Johannes, und durch die erwähnte Analogie mit andern Städten, sondern auch durch die hervorragende Stellung, welche sie nachweisbar seit dem 13. Jahrhundert unter den zahlreichen Kapellen des Münsterbezirks einnimmt: bei ihr residiert der Dekan der Domstiftkapläne und vereinigen sich diese als Bruderschaft, in ihrer Umgebung scheint der Begräbnisplatz der Domkirche gelegen zu haben, sie ist mehrfach durch die Benennung „Kirche" ausgezeichnet.

Indessen hat wohl nicht erst die Übertragung des Bistums das Christentum oder auch nur die kirchliche Organisation desselben nach Basel gebracht. Nicht von den alten Kulturcentren, deren Kraft bei weitem nicht ausreichte, ging die Bekehrung der eingewanderten Alemannen aus, vielmehr gaben hiezu die Franken den

Anſtoß, welche bereits als Chriſten gegen 540 in die Herrſchaft über die heutige Schweiz eintraten. Ihre Könige erblickten ein weſentliches Mittel zur Feſtigung ihrer Macht eben in der Chriſtianiſierung der unterworfenen Stämme; königliche Sendboten brachten daher bald den Alemannen die Religion des herrſchenden Volkes, errichteten, vielfach im Zuſammenhang mit der Anlegung zahlreicher Königshöfe und wie dieſe häufig auf dem Boden ehemaliger römiſcher Niederlaſſungen, im ganzen Lande ihre Kirchen und weihten dieſelben dem fränkiſchen Nationalheiligen Martin von Tours. So finden wir denn gerade in unſerer Gegend viele Martinskirchen, in mehreren Dörfern am Blauen, wie in Ortſchaften des Solothurner Gäus, in den alten elſäſſiſchen Orten Habsheim, Sierenz, Masmünſter, Enſisheim und Kolmar, in den Städten Laufen und Rheinfelden, in Granval und Riehen, ſchließlich auf altrömiſchem Boden und im Gebiet einer Königspfalz in unſerer Stadt Baſel. Und wenn der erſte Miſſionar, von dem eine ſichere Überlieferung meldet, der Ire Columba, im Anfang des ſiebenten Jahrhunderts, alſo wahrſcheinlich eben zur Zeit der Überſiedelung des Bistums nach Baſel, vom Frankenkönig nach Bregenz gewieſen wird und unſere Gegend ohne Aufenthalt durchzieht, ſo war hier ſeine Thätigkeit wohl nicht mehr nötig, die Bekehrung und Kirchengründung bereits zur Ausführung gekommen. Indem überdies die Martinsgemeinde über den Stadtbann hinausgreifend auch das Dorf Hüningen, über welches nie eine Herrſchaft des Biſchofs beſtand, umfaßte und mit dieſem beträchtlichen Sprengel zahlreichen Beiſpielen der älteſten Pfarreien ſich anreiht, erſcheint die Annahme berechtigt, daß unſere Martinskirche als älteſtes Gotteshaus von Baſel ſchon vor dem Basler Dom, und zwar durch königliche Gründung entſtanden ſei.

Ob nun infolge der allgemeinen Kirchenordnung der erſten Karolinger oder mit den weltlichen Hoheitsrechten über die Stadt

die Martinskirche vom König an den Bischof gelangte, genug, die erste gesicherte Kunde zeigt sie unter bischöflichem Verfügungsrecht, in bischöflichem Besitz. Hatten jene Kirchenordnungen die geistliche Disziplin, die Befugnisse der Seelsorge und überhaupt die volle kirchliche Gewalt in der ganzen Diöcese dem Bischof übertragen, so erscheinen doch die pfarrlichen Rechte namentlich in der Kathedralstadt als Ausfluß des bischöflichen Amtes und ihre Ausübung concentriert sich wesentlich in der Domkirche. Die Glieder des Domkapitels müssen ursprünglich als Gehilfen des Bischofs insbesondere in der städtischen Seelsorge aufgefaßt werden, wie sich denn Spuren dieser Thätigkeit gerade in Basel mehrfach nachweisen lassen; nicht nur ist die Domgeistlichkeit bei Gründung von neuen Kirchen und Gemeinden beteiligt und besitzt oder beansprucht ihr Haupt, der Dompropst, das Besetzungsrecht einzelner Pfarrstellen, sondern es haben oft Domherren diese Pfarreien selber inne, und die wiederholten Anstrengungen des Domstifts, sich neben den Leutkirchen und über denselben seelsorgerliche Rechte zu wahren oder zu erwerben, deuten bestimmt auf diese alte Auffassung der Kathedrale als Mutterkirche von Basel zurück. Andrerseits blieben auch der ausgedehnten Kirchengewalt der Bischöfe gegenüber die Rechte geistlicher und weltlicher Grundherren bestehen; vielfach hatten solche, neben den auf öffentlichem Boden durch die öffentlichen Gewalten gegründeten Leutkirchen, innerhalb ihres eigenen Gutes für dessen Angehörige besondere Kirchen errichtet und mit Geistlichen besetzt, und dieses Besetzungsrecht zusamt weitern Befugnissen über das Vermögen dieser Gotteshäuser behielten sie auch fernerhin als Patrone derselben. Ein solches Patronat stand auch dem Bischof von Basel in der benachbarten Konstanzer Diöcese zu, in dem jenseitigen Basel; sein Besitzrecht über die dortige Kirche kann, da sie eben nicht zu seinem Sprengel gehört, nur aus seiner Grundherrschaft hergeleitet werden. Wann der Basler Bischof diese Grundherrschaft

erwarb, wann er die Kirche gestiftet hat, ist völlig unbekannt; einzig aus der Lage der letztern muß geschlossen werden, daß zur Zeit ihrer ersten Erbauung das Dorf Basel sich rheinaufwärts über die noch lange als oberes Basel bezeichnete Gegend ausdehnte, wo einst ein römisches Grenzwerk gestanden hatte (bei den heutigen Straßen Burgweg, Römergasse, Alemannengasse), indem sonst sicher St. Theodor nicht am obersten Ende der spätern Stadt Klein-Basel und sogar außerhalb ihres ältesten Mauerzuges liegen würde.

Die erste urkundliche Beleuchtung erfährt die Geschichte unserer Stadt bei Anlaß der Gründung des Cluniacenserklosters St. Alban im Jahre 1083; zwei Jahrzehnte später, 1103, wohl nachdem der Bau des Gotteshauses in der Hauptsache vollendet war, verbriefte ihr der Stifter, Bischof Burchard von Basel, Besitzstand und Rechte. Danach bilden einen Hauptbestandteil des vom Bischof selbst gewidmeten eigentlichen Stiftungsgutes die Kirche in dem Nieder-Basel geheißenen Dorfe, d. h. im jetzigen Klein-Basel, mit ihren Zugehörden, die Kirche St. Martin in der Stadt Basel mit dem Zehnten im Dorfe Hüningen; und da der Bischof mit Zustimmung seiner Geistlichkeit die St. Albanskirche mit der Seelsorge investiert hat, so überträgt er alle seine pfarrlichen Befugnisse in der Stadt Basel, „wie sie der Fluß Birsig begrenzt," auf den vom Abt zu Cluny zu ernennenden Prior von St. Alban in der Weise, daß in des Priors Namen die von diesem bestellten Kapläne die Seelsorge auszuüben haben. Gewiß hat gerade im Hinblick auf solche Verhältnisse der Abt von Cluny 1125 für seine Ordensbrüder die päpstliche Bestätigung des Rechtes erworben, an ihren Kirchen die Wahl von Priestern vorzunehmen, welche von den Bischöfen oder deren Vikaren sich die Seelsorge übertragen lassen sollen. Für St. Alban liegt eine lange Reihe von Dokumenten vor, durch welche Bischöfe, Päpste und Könige dem Kloster alle seine Güter und Rechte bestätigen; stets heißen dabei St. Martin und St. Alban ausdrücklich

Pfarrkirchen, und ganz besonders Bischof Lütold umschreibt anfangs 1192 genau die pfarramtlichen Befugnisse des Klostervorstandes (hier Propst genannt) gegenüber den Gemeindegenossen innerhalb der Grenzen der St. Albangemeinde und das Recht desselben zur Wahl eines stellvertretenden Priesters.

Welches die Grenzen der beiden Kirchgemeinden von St. Martin und St. Alban gewesen sind, wird zwar aus der frühesten Zeit nicht bestimmt überliefert, läßt sich indessen aus mehrfachen spätern Zeugnissen ziemlich genau feststellen; dabei springt der Charakter großer Stabilität in die Augen, der solchen Begrenzungen durchwegs eigen und gerade in Basel in besonderem Maße nachzuweisen ist. Unbedenklich dürfen wir die Grenzmark des Lallothurms am heutigen Fahnengäßlein als ursprünglich ansehen, wie sie zuerst 1256 genannt wird und dann bis in neueste Zeit ihre Geltung bewahrt hat; sowohl aus den Steuerbüchern des 15. Jahrhunderts, namentlich der 1470er Jahre, wie aus nachreformatorischen Aufzeichnungen ergibt sich, daß vom Birsig ausgehend die Scheidemauer der Häuser zum Bären und zum Cardinal, sodann das Fahnengäßlein und der obere Schlüsselberg die Gemeinden St. Martin und St. Alban trennten. Wenn dann aber jene Steuerbücher den nördlichen Teil des Münsterplatzes zwischen Schlüsselberg und Pfalz zu St. Martin, die beiden andern Seiten desselben zu St. Alban rechnen, so verdankt diese Scheidung wohl nur dem Steuererlaß ihre Entstehung, indem doch ohne Zweifel dieser Platz mit den Wohnungen von Domgeistlichen und bischöflichen Dienstleuten als Hof der Kathedrale von fremdem Gemeindeverband befreit war. Nach der Reformation mag dann die angedeutete Abgrenzung wirklich durchgeführt worden sein; indessen gehörten jedenfalls im 18. Jahrhundert auch die Häuser von der Pfalz bis zur Kappelen (an der Stelle der ehemaligen St. Johanneskapelle) zu St. Alban; bei diesem Bestande blieben die beiden Gemeinden,

bis am 20. Dezember 1845 durch eine Grenzverschiebung die heute geltende Einteilung beschlossen wurde.

Die Stiftung der St. Albanpfarrei beließ somit der Kirche St. Martin ihr altes Gebiet, vermehrt durch die anstoßenden Straßen am rechten Birsigufer, sie selbst aber erhielt innerhalb der Mauern die neuentstandenen Stadtteile südlich und südöstlich von dem Bezirk der Domkirche. Dazu kam noch das Stiftungsgut von St. Alban im engern Sinne, welches wie territorial vom Kloster, so kirchlich von dessen Pfarrkirche abhängig war und jedenfalls in diesen beiden Beziehungen von Anfang an die gleichen Grenzen hatte und dieselben auch nie veränderte, wenngleich erst in späterer Zeit und für einzelne Rechte die genaue Umschreibung gemeldet, in der Gründungsurkunde hingegen einfach das Gebiet zwischen der Stadtmauer und der Birsbrücke der Gerichtsbarkeit des Priors unterstellt wird. So gehörte zur St. Albangemeinde zunächst nur die Umgebung des Klosters selbst mit den Mühlen und die jetzige von Graben und Mauer begrenzte St. Albanvorstadt, während die Malzgasse erst nach der Reformation dazu geschlagen worden zu sein scheint; der Gemeindebezirk außerhalb der neuen Mauern ist offenbar derselbe, in welchem ein Vertrag 1488 dem Kloster auch das ausschließliche Zehntrecht zuspricht; er reicht einerseits bis zu Ende des Banns, d. h. bis an den Rhein und die Birs, andrerseits zieht seine Grenze vom (äußern) St. Albanthor an einem Kruzifix beginnend durch das sogenannte Langgeßlin gegen die Kapelle vor dem Eschemerthor, zu den Äckern genannt die Hart und die Landstraße hinaus zwischen der mittleren und untern Hart bis zum Garten des Siechenhauses von St. Jakob und bis in die Birs — eine Beschreibung, in der unschwer als Hauptlinien die Lange Gasse und die St. Jakobsstraße zu erkennen sind. Auch in diesen Gemeindegrenzen außerhalb der alten Stadtmauern scheinen, abgesehen von der erwähnten Zuteilung der Malzgasse an St. Alban, erheb-

liche Veränderungen erſt in neuerer Zeit eingetreten zu ſein, abſchließend mit der Schöpfung der St. Jakobsgemeinde 1864, wenn ſchon die Teilung des Stadtbanns vor den Thoren in Bezug auf die Pfarrzugehörigkeit wohl immer eine etwas ſchwankende war und auch wegen der ſehr kleinen Zahl von Wohngebäuden gar nicht ſtrenge durchgeführt zu ſein brauchte.

Daß der Birſig ſtets die beiden alten von den ſpäter entſtandenen Kirchgemeinden geſchieden hat, erſcheint ſelbſtverſtändlich; ja, es darf überhaupt die Frage aufgeworfen werden, ob dieſer Bach nicht noch um 1100 überhaupt der Stadt als Abſchluß und gleichſam als Graben gedient hat. Es wären dann die Mauerwerke, deren Errichtung einen Ruhmestitel Biſchof Burchards gerade in dem Bericht über die Stiftung des Kloſters St. Alban bildet, nicht, wie gewöhnlich geſchieht, auf die ganze, noch heute durch den Namen „Gräben" bezeichnete Ringlinie zu beziehen, ſondern nur auf den Teil derſelben zwiſchen Rhein und Birſig, während eine Fortſetzung der Befeſtigung entweder gar nicht durch Burchard erbaut worden wäre oder vielleicht dem Birſig entlang geſucht werden müßte. Ohne dieſe Frage hier entſcheiden zu können, wollen wir doch einige Anhaltspunkte namhaft machen. Vielleicht liegt eine zu beachtende Andeutung ſchon im Wortlaut der Urkunden von St. Alban, wenn dem Kloſter 1103 die Pfarreirechte „in der Stadt Baſel, wie ſie der Birſigfluß begrenzt," verliehen, von der Mitte des 12. Jahrhunderts an aber „in der Stadt Baſel die Pfarrkirchen St. Alban und St. Martin, wie ſie der Birſigfluß begrenzt," beſtätigt werden; jedenfalls aber iſt einerſeits auf den Umfang jener Ringlinie hinzuweiſen, welcher für unſere Stadt am Ende des 11. Jahrhunderts viel zu groß erſcheint, andrerſeits auf die Entſtehungsgeſchichte der Leonhardskirche, vornehmlich die merkwürdige Schilderung des Leonhardsberges im Gründungsbericht, und auf das Beſtehen des älteſten Siechenhauſes unten an dieſem Berg bis gegen 1265, ſowie

auf die noch im Beginn des 13. Jahrhunderts teilweise sehr wenig entwickelten Zustände der Gemeinden auf dem linken Birsiguser, — Umstände, denen viel eher die Annahme gerecht wird, daß dieser ganze Stadtteil erst im zwölften Jahrhundert entstanden sei.

Aus dieser Zeit stammen denn auch die beiden Kirchen des genannten Stadtteils, St. Leonhard und St. Peter, bei welchen seine Bewohner von jeher eingepfarrt sind; und zwar scheint St. Peter als Pfarrkirche den Anspruch auf höheres Alter zu haben, obschon von seiner Entstehung gar nichts bekannt und das Gotteshaus St. Leonhard sicher eine frühere Stiftung ist. In der That erhellt aus den Urkunden, daß die unter Mitwirkung von Klerus und Laien durch den Diakon Ezelin erbaute und durch Bischof Rudolf 1118 geweihte Kirche der Heiligen Bartholomäus und Leonhard zunächst nur einen „Procurator" in der Person des Priesters Eppo erhielt, auf dessen Bitten Bischof Adelbero, wiederum mit Zustimmung des Domkapitels und auf Wunsch des städtischen Volkes, ein Augustinerordenshaus dabei einrichtete und diesem Chorherrenstift 1135 Statuten und Privilegien erteilte, daß aber erst 1205 Bischof Lütold sich veranlaßt sah, dem freien Begräbnisrecht, welches das Stift von Anfang an gleich andern Klöstern verschiedener Orden besaß, für die Brüder auch die pfarrlichen Befugnisse des Beichthörens, des Krankenbesuchs und der Ölung beizufügen; bald darauf scheint dann, der päpstlichen Bestätigung von 1218 zufolge, derselbe Bischof den priesterlichen Chorherrn auch noch die Berechtigung zu taufen verliehen und zugleich den Wirkungskreis für alle genannten Handlungen auf die ganze Stadt ausgedehnt zu haben. Bis dahin hatte offenbar zu Ausübung der Seelsorge durch die Geistlichen des St. Leonhardsstiftes kein Anlaß bestanden, weil die Zahl der Ansiedler in seiner Umgebung noch zu unbedeutend war, und Bischof Adelbero hatte durch seine Klostergründung einfach die Absicht des ersten Stifters dieser Kirche, einer

religio d. h. einem Orden hier eine Stätte zu ſchaffen, zum Vollzug gebracht. Übrigens dauerte es nach den Erlaſſen Biſchof Lütolds noch geraume Zeit, bis durch die Zuweiſung eines beſtimmten Gebietes St. Leonhard eigentlich zur Pfarrei wurde; hingegen wird ſchon 1200 ein Leutprieſter und 1219 auch die ihm unterſtellte Pfarrgemeinde von St. Peter genannt.

Die Peterskirche iſt als Leutkirche geſtiftet worden, und zwar höchſt wahrſcheinlich durch den Biſchof und das Domkapitel; ihr Patronat ſteht dem Dompropſt zu, und der Domdekan Conrad, der ihr Leutprieſteramt inne hat und 1233 ihre Erhebung zum Kollegiatſtift anregte, iſt wohl überhaupt der erſte Pfarrer von St. Peter geweſen. Denn daß die Kirche lange vor ihrem urkundlichen Erſcheinen ſchon beſtanden habe, iſt nicht wahrſcheinlich, indem eben ihre Gründung das Vorhandenſein einer anſehnlichen Bewohnerzahl in ihrem Bezirke vorausſetzt. Allerdings beſitzt ihre Lage den Vorzug vor jener von St. Leonhard in der großen Nähe ſowohl der Mittelpunkte des Verkehrs, der Märkte (ein Conrad vom Kornmarkt kommt 1193 vor), als auch ſeiner Hauptader, des Rheins; es iſt daher die Ausdehnung der Stadt auf dem linken Birſigufer wohl zuerſt nach dieſer nordweſtlichen Richtung erfolgt.

Wie namentlich das Rheinufer eine anziehende Wirkung, natürlich in erſter Linie auf Schiffleute und Fiſcher, ausübte, zeigt die Thatſache, daß ſchon im Anfang des 13. Jahrhunderts die Wohnungen bis in den äußern Teil der heutigen Johannvorſtadt hinausreichten. Ganz am Ende derſelben beſaßen damals bereits die Johanniterritter ein Ordenshaus mit Kapelle und zugehörigem Kirchhof, außerdem aber auch innerhalb der Stadtmauern eine dem heiligen Nikolaus geweihte Kapelle. Da nun die letztere im Gemeindebezirk von St. Peter gelegen war, ſo gerieten anläßlich ihrer Weihung die Johanniter mit dem Leutprieſter dieſer Kirche, welcher ihnen außerdem Übergriffe gegenüber ſeinen Pfarrgenoſſen innerhalb

und außerhalb der Mauern Schuld gab, in Streit. Der deswegen am 1. Juli 1219 unter Mitwirkung von Bischof und Domkapitel getroffene Vergleich führte zur Ablösung einer förmlichen Sondergemeinde zu St. Johann von der Peterspfarrei, indem den Johannitern gegen Überlassung eines elsässischen Gutes an die Kirche St. Peter von dieser alle pfarrlichen Rechte über die Widem des Ordens vor dem Thore und über gewisse der Ordensniederlassung gegen die Stadtmauern hin benachbarte Häuser abgetreten wurden; der Priester, welcher die beiden Kapellen versah, erhielt damit die Vollmacht, den Bewohnern des beschriebenen Areals die kirchlichen Sakramente, Taufe, Beichte, Buße, Kommunion und Begräbnis, zu spenden, hatte sich aber solcher seelsorgerlichen Handlungen gegen alle andern Gemeindeglieder von St. Peter, ohne besondere Erlaubnis ihres Leutpriesters, strenge zu enthalten und namentlich in der Kapelle St. Nikolaus an bestimmten Hauptfesten dem Gottesdienst der eigentlichen Pfarrkirche nicht Eintrag zu thun. Übrigens verschwindet die letztgenannte Kapelle sofort wieder, falls sie nicht etwa später nach einem zweiten Patron benannt und in der St. Brandanskapelle unten am Blumenrain zu suchen ist, welche seit 1253 vorkommend im 15. Jahrhundert nachweisbar von den Johannitern abhing; dagegen bestand im Ordenshaus selbst fortan die Pfarrkirche der kleinen Gemeinde; von ihrem Opfer hatte der Prior daselbst um 1450 die Abgabe an den Bischof zu entrichten, in ihr wie in den andern baslerischen Pfarrkirchen stiftete Bischof Johann von Venningen 1469 bestimmte gottesdienstliche Ämter und Messen. Das Kirchspiel St. Johann, in mittelalterlicher Zeit bloß einmal (im Steuerbuch von 1457) beiläufig erwähnt, wurde zwar 1529 durch die Reformationsordnung der Petersgemeinde wieder einverleibt, sein Kirchhof in der Ordenskommende blieb aber noch sehr lange die rechtmäßige Begräbnisstätte für die Bewohner seines Bezirks, obgleich der Johanniterorden, dem sein weltlicher Besitz von

der Stadt garantiert worden war, einige Male, so 1767, vergeblich sein Gut von dieser lästigen Beschwerde zu befreien suchte; als berechtigt zur Bestattung im Johanniterhofe galten damals infolge langer Übung die Insassen der Vorstadt vom äußern Brunnen bei der Mägd, der Stelle eines schon gegen 1300 erbauten innern St. Johannthores, bis zum neuen äußern Stadtthor bei St. Johann selbst, eines Gebietes, das offenbar von Anfang an den besonders umsteinten „Bifang" der Johanniterparrochie bildete.

Hat sonach in der Nähe des Rheins in relativ sehr früher Zeit sogar bereits eine lokale Ausscheidung und genau umschriebene Teilung der Kirchgemeinde stattgefunden, so vergingen noch mehrere Jahre, bevor weiter landeinwärts am linken Birsigufer die Pfarreien auch nur zu einer bestimmten Grenze gelangten. Die erwähnte Begabung der Stiftsherren von St. Leonhard mit seelsorgerlichen Befugnissen in der Stadt Basel, also ohne örtliche Beschränkung, hatte naturgemäß auf die längst bestehenden Kirchgemeinden der Altstadt wenig Einfluß, mußte dagegen in den neuen Stadtteilen zu großer kirchlicher Unordnung führen. Um daher dem Zustande abzuhelfen, bei dem dieselben Leute regellos bald von St. Peter, bald von St. Leonhard aus mit den Sakramenten bedient oder etwa auch beiderseits in der Seelsorge vernachlässigt wurden, setzte Bischof Heinrich mit Zustimmung seines Domkapitels durch ein Statut vom 14. September 1230 den beiden genannten Kirchen, deren gegenseitiges Verhältnis bezüglich des Begräbnisrechtes eine besonders genaue Bestimmung veranlaßte, ihre Pfarreien folgende Grenzen fest: Alle Häuser in der Spalengasse (d. h. am Spalenberg) auf der Straßenseite gegen St. Peter vom Thore (dem ehemaligen Schwibogen) an bis zu den obern Schalen, und ebenso vor dem Thore, wenn hier Häuser auf dieser Seite bestehen oder inskünftig erbaut werden, ferner die Sattelgasse mit ihren Winkeln bis zu dem Bächlein gegen den Kornmarkt hin, wo eine neue

ſteinerne Brücke erbaut iſt, ſowie alles, was unterhalb d. h. rheinwärts von der ſo bezeichneten Linie liegt, ſollen zu St. Peter gehören; alle Häuſer dagegen oberhalb dieſer Grenzſcheide, von den Schalen und dem Bächlein an bis vor das Spalenthor, gehören zur Kirche St. Leonhard; beide Kirchgemeinden aber reichen nicht über den Birſig hinaus, vielmehr trennt ſie derſelbe durch ſeinen natürlichen Lauf von der übrigen Stadt. Beiden Teilen, dem Propſt und den Chorherren von St. Leonhard ſowohl wie dem Leutprieſter von St. Peter wurde eingeſchärft, keinerlei pfarrliche Befugniſſe (Spendung der Sakramente an Lebende oder Tote, Beichthören von Geſunden oder Kranken) über die alſo der andern Kirche zugeſchiedenen Pfarrgenoſſen ſich anzumaßen, mit der bezeichnenden Begründung durch die Bibelſtelle Römer 14, 4: „Wer biſt du, daß du einen fremden Knecht richteſt? er ſteht oder fällt ſeinem Herrn.“ Dieſes Statut iſt als der eigentliche ſchöpferiſche Akt aufzufaſſen, der die Leonhardspfarrei ins Leben rief; das Stift St. Leonhard erlangte deshalb 1231 neben der allgemeinen Beſtätigungsbulle für die Grenzſcheidung vom Papſte noch eine beſondere, welche ihm den Beſitz der ihm zugewieſenen Gemeinde ausdrücklich garantierte. Die Umſchreibung der beiden Kirchgemeinden aber, in welcher ſo vorſorglich auch der Zukunft gedacht iſt, gilt, abgeſehen von einem im vorigen Jahrhundert beſchloſſenen geringfügigen Übergreifen von St. Peter über den Birſig hinaus, bis auf den heutigen Tag; denn an der einzigen nicht ſofort klaren Stelle, zwiſchen Spalenberg und Markt, ſtimmen ſowohl die Steuerbücher des 15. Jahrhunderts als die ſpätern Aufzeichnungen vollkommen zu der jetzigen Grenze, wie denn noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Gänglein als Grenze zwiſchen den jetzt mit Nr. 21 und 22 numerierten Häuſern des Marktplatzes offenbar die Stelle des alten Bächleins einnimmt.

Das Ergebnis der Entwicklung, welche das Kirchenweſen der

Stadt Basel bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts durchlaufen hat, läßt sich ungefähr dahin zusammenfassen: die Kathedrale hat durch freiwillige Entäußerung seitens ihrer Bischöfe und ihres Domkapitels die ursprüngliche Bedeutung als Mutterkirche gegenüber den städtischen Einwohnern eingebüßt, die Rechte und Pflichten des Pfarramtes sind von der Domkirche abgelöst und auf besondere Gotteshäuser übertragen worden, und zwar ist die Seelsorge in der ganzen Altstadt, wie auch in Klein-Basel ein Attribut der Cluniacenser von St. Alban, in dem neuen Stadtteil links vom Birsig dagegen, abgesehen von dem kleinen Sonder-Sprengel St. Johann, im Besitz der beiden Chorherrenstifter St. Leonhard und St. Peter; rechtlich erscheint dadurch der Domklerus auf den Altar- und Chordienst in der Kathedrale beschränkt, während in den nach außen wirkenden Funktionen des Pfarrdienstes die Vertreter der andern Körperschaften, welche die Kirche vor dem Auftreten der Bettelorden kennt, ihn ersetzt haben.

2. Domstift und St. Ulrich.

Einige Reste immerhin seiner alten leitenden Stellung hatte sich, wie bereits früher angedeutet wurde, das Domkapitel in den Basler Pfarreien gewahrt. Die vorwiegende Besetzung der Kirchen St. Martin und St. Theodor mit Domherren, namentlich Prälaten der Kathedrale, wie sie das Kloster St. Alban als Patron im 13. Jahrhundert vornahm, sieht fast wie ein Vorrecht aus, welches das Domkapitel dem Kloster abgerungen hat. Andererseits nahm gegen 1200 der Dompropst die Ernennung des Priesters an der neugegründeten Kapelle zu Hüningen für sich in Anspruch, wurde jedoch damit durch einen Rechtsspruch des Bischofs Lütold abgewiesen, welcher die genannte Kapelle als Filiale der Martinskirche anerkannte und demzufolge entschied, daß jeder bei Vakanz dieser Kirche durch den Prior von St. Alban erwählte und durch den

Biſchof inveſtierte Prieſter zugleich mit derſelben auch jene Kapelle beſitzen und als Seelſorger verſehen ſolle; und wenn auch dabei neben den Rechten der Domkirche die des Dompropſts vorbehalten ſind, ſo ſcheint doch eine ſolche Anerkennung ſeines „Fundationsrechtes“ an der Kapelle ohne die Befugnis der Wahl ihres Prieſters kaum mehr zu ſein als eine inhaltsleere Höflichkeit. Bei St. Peter hingegen verlor der Dompropſt durch die Umwandlung der Kirche zum Kollegiatſtift ſeinen Einfluß keineswegs ganz; er beſaß urſprünglich das Patronat der Kirche, hatte auch in ſeiner Eigenſchaft als Patron der Grenzregulierung mit St. Leonhard zugeſtimmt, und als um 1233 das Kollegium daſelbſt begründet und das Leutprieſteramt aufgehoben wurde, ſprachen ihm die Stiftsſtatuten die Einſetzung des Cuſtos, auf welchen die Seelſorge überging, ſowie die entſprechende Verleihung einer Chorherrenpfründe zu; aber freilich führt trotzdem das Kapitel von St. Peter fortan ſelbſtändig die Oberaufſicht über die Pfarrei ſeiner Kirche.

Indeſſen hat ſich das Domſtift bei einer ſo weit gehenden Einſchränkung nicht beruhigt, und es zeigt ſich gleich nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, wie ſehr namentlich ſeine Kapläne den Ausſchluß von aller pfarrlichen Wirkſamkeit nur mit Widerwillen ertrugen. Den Anſtoß zum Ausbruch des Streites mit dem Kloſter St. Alban, dem Alleinherrn über die Pfarrgemeinden des alten Stadtgebietes, ſcheint deſſen Verſuch gegeben zu haben, in ſeiner Parrochie innerhalb der Stadtmauern eine Kirche mit Kirchhof zu erbauen. Jetzt traten die Kapläne des Domſtifts mit der Behauptung hervor, ſie hätten ſeit unvordenklichen Zeiten den Bewohnern eben des Gemeindebezirks diesſeits des Birſigs vom Lallotturm aufwärts bis zu den Stadtmauern die kirchlichen Sakramente mit Einſchluß des Begräbniſſes geſpendet, wie das noch immer geſchehe; ſie veranlaßten im Januar 1256 den Biſchof Berthold nicht nur zur ausdrücklichen Anerkennung dieſer Befugnis und ihrer Voll-

macht, jene Gemeindegenossen „zu binden und zu lösen", sondern er widerrief auch die Bewilligung zum Kirchenbau, wenn eine solche dem Kloster St. Alban von ihm oder seinen Vorgängern erteilt worden sei, und zwar, weil darin ein grober Eingriff in die Rechte der Kathedrale liege und weil das Domkapitel nie um den nötigen Konsens dazu ersucht worden sei. Die Mönche von St. Alban ließen sich jedoch diese Verfügung nicht gefallen und unterwarfen sich auch nicht, trotz vorheriger Verpflichtung dazu, einem im August des gleichen Jahres ergangenen und vom Bischof bestätigten Schiedsspruch, durch welchen die bezeichnete Gemeinde innerhalb der Stadtmauern, freilich gegen anderweitigen Ersatz, in aller Form ihnen entrissen und dem Domkapitel zugeteilt, ihre Titel über deren Besitz aber kassiert wurden. Vielmehr appellierten sie, als die Gegner ihren Gehorsam gegen diesen Entscheid durch päpstliche Kommissäre zu erzwingen versuchten, an den apostolischen Stuhl und errangen hier wirklich 1258 nicht bloß die Einstellung jenes kommissarischen Verfahrens, sondern auch ein Zwischenurteil mit dem Befehl, sie in den Besitz der bestrittenen Pfarreirechte wieder einzusetzen, welche namentlich durch Bestattung verschiedener Gemeindeglieder beim Münster während der Dauer des Prozesses verletzt worden waren. Schließlich bequemten sich die Abgesandten der Parteien zu einem Kompromiß, kraft dessen am 15. Mai 1259 zu Anagni der Erzbischof von Tarentaise und ein Kaplan des päpstlichen Hofes als Schiedsrichter folgenden endgiltigen Entscheid fällten: Die umstrittene Gemeinde bleibt dem Kloster St. Alban, und die Domherren und Domkapläne haben im Münster keinerlei pfarrliche Funktionen gegenüber den Gemeindegenossen auszuüben, weder mit Reichung der Sakramente, noch insbesondere (ausgenommen in bestimmten Fällen) durch Bestattung derselben; dafür tritt das Kloster als Entschädigung das Patronatsrecht der St. Theodorskirche in Klein-Basel an das Domstift ab, behält übrigens die daselbst ihm sonst

zukommenden Einkünfte, Zehnten und Rechte; endlich ſollen die anweſenden Abgeordneten des Domſtifts von ihrem Kapitel und vom Biſchof auch die Zuſtimmung erwirken zum Bau einer Kirche oder Kapelle in demjenigen Teil der St. Albangemeinde, in welchem eine ſolche für die Pfarrgenoſſen am nötigſten ſcheinen würde. Die bisherigen Prozeßkoſten wurden wettgeſchlagen, und die beiderſeitigen Vertreter nahmen ſofort dieſen Schiedsſpruch an; auch die Parteien ſelbſt haben ſich ohne Zweifel gefügt, wenn gleich die Unterwerfungsurkunde des Domſtifts gefälſcht iſt und auch nach andern Andeutungen viel ſpäter nochmals verſucht wurde, die Rechtsverhältniſſe der innern St. Albangemeinde in Frage zu ſtellen. Zwar iſt auch die vorgeſehene Gründung einer zweiten Pfarrei von St. Alban unterblieben, dagegen hat das Kloſter, freilich unter Aufgabe ſeines Patronates in der kleinen Stadt, ſeine kirchliche Machtſtellung in Groß-Baſel ſiegreich behauptet; nebenbei verdient noch bemerkt zu werden, daß dem Prior Heinrich dieſer Streithandel, in dem er ſelber die Sache ſeines Kloſters verfocht, die Bekanntſchaft mit der Kurie und daher ſchon 1260 den erledigten Biſchofsſitz von Genf eintrug.

Übrigens glaubte etwas ſpäter St. Alban ſeine Pfarreirechte von anderer Seite gefährdet zu ſehen, als der Deutſche Orden ſich um 1270 in ſeiner Gemeinde feſtſetzte; der bald darauf erfolgte Bau einer Kapelle und eines Bethauſes mit einem Glockentürmlein auf dem Ordenshofe erweckte wohl beim Kloſter die Beſorgnis, es möchten die Deutſchritter hier nach dem Beiſpiel der Johanniter einen beſondern Kirchſprengel ſchaffen. Und da gegenüber der Klage der Mönche, die in den erwähnten Bauten einen widerrechtlichen Eingriff in ihre Parrochialgewalt erblicken wollten, die Brüder des Ordens ſich auf ihre päpſtlichen Privilegien beriefen, ſo gelangte der Streit endlich 1287 an ein Schiedsgericht zum Austrag; der Entſcheid fiel dahin, daß die Deutſchen Herren in ihrem Hofe

bleiben und daſelbſt Gottesdienſt halten, auch von den Pfarrgenoſſen St. Albans Opfer annehmen und ihnen Grabſtätten gewähren durften, daß aber immerhin bei den Opfern und Begräbniſſen und ſonſt in allen Dingen die Rechte der Pfarrkirche, ſoweit nicht beſondere Privilegien entgegenſtanden, gewahrt werden mußten. Eine förmliche Abſonderung vom Gemeindeverband blieb ſomit hier wie bei andern Ordenshäuſern ausgeſchloſſen.

Inzwiſchen war es dem Domſtift, genauer dem Dompropſt, doch gelungen, auch in Großbaſel einen Teil an der Seelſorge zu erwerben durch Bildung einer neuen, der St. Ulrichsgemeinde. Ihren Urſprung, obgleich er in die ſonſt mit Urkunden reich verſehene zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt und dieſe Pfarrei ſomit von allen die jüngſte iſt, erhellen keine beſtimmten Zeugniſſe; wir ſind vielmehr hier mehr als bei den andern Kirchen auf die Kombination von Thatſachen angewieſen, die bei ihrem Entſtehen mitgewirkt haben mögen. St. Ulrich wird ſeit 1219 als Kaplanei des Domſtifts erwähnt, vom Beſtehen der Kapelle ſelbſt gibt zuerſt der Name der St. Ulrichsgaſſe 1245 Kunde; während dann von 1268 an ihre Benennung zwiſchen Kirche und Kapelle ſchwankt, iſt ihr Charakter als Pfarre ſeit 1305 durch die Exiſtenz eines Leutprieſters feſtgeſtellt; zehn Jahre ſpäter kommt der Dompropſt zum erſten Male als ihr Kirchherr vor. Von jeher hatte St. Ulrich durch ſeine Lage eine Ausnahme unter den Kapellen des Domſtifts gebildet; während ſonſt alle, wenn nicht im Münſter ſelbſt, ſo doch auf dem Hofe oder in den Gebäuden auf Burg, d. h. in dem gefreiten Bezirke des Münſterplatzes lagen, war St. Ulrich an der Außenſeite der früher erwähnten Burgmauer, alſo außerhalb der eben genannten Münſterfreiheit. So mag die Erhebung zur Pfarrkirche und die daher unabhängigere Stellung gegenüber dem Domſtift leichter möglich geworden ſein; immerhin erfolgte keineswegs eine völlige Ablöſung, ganz abgeſehen von dem

Zuſammenhang, den der Dompropſt als erſter Würdenträger der Kathedrale und zugleich Kirchherr von St. Ulrich in ſeiner Perſon verkörperte. Nach wie vor blieb, gewiſſen Andeutungen zufolge, der Leutprieſter der Ulrichskirche dem Domſtift gegenüber ein Kaplan, ein Mitglied ſeiner Chorgeiſtlichkeit, und ein weiteres Zeichen der Zuſammengehörigkeit liegt unverkennbar in der Ordnung, die das Domkapitel mit einigen Ratsabgeordneten 1491 für die Bittgänge der Einwohnerſchaft vereinbarte; ihr zufolge zogen nämlich die Pfarrgenoſſen von St. Ulrich zuſammen mit dem Münſterklerus ins Steinenkloſter und zu den Barfüßern.

Das Beſitzrecht des Dompropſtes auf die Ulrichskirche darf wohl zunächſt aus der urſprünglichen Kollatur ihrer Kaplanei hergeleitet werden, für die Pfarrei dagegen iſt eine andere Begründung notwendig; man hat ſie ſchon lange in den Beziehungen gefunden, welche der Dompropſt zum Stadtbann und der darin gelegenen St. Margarethenkirche hatte. In der That waren zu unbekannter Zeit die hauptſächlichen Rechte der alten biſchöflichen Grundherrſchaft im Basler Bann an die Dompropſtei gelangt; es ſind dies wahrſcheinlich mitſamt den großen Gütern, welche dieſe Prälatur daſelbſt beſaß, die Gerichtsbarkeit des Geſcheids und der Zehnte von allen Früchten der Erde. Wenn aber der Stadtbann, wie es ſcheint, von Anfang an beträchtlich ausgedehnter war als heute und namentlich auch die Dorfbänne von Binningen und Bottmingen mit einſchloß, ſo waren doch die als Regel geltenden Grundrechte des Dompropſts vielfach zerſchnitten und durchlöchert von beſonderen Beſitzungen und Gerechtſamen anderer Perſonen und Stiftungen, die ſolche meiſt ebenfalls der biſchöflichen Gunſt zu verdanken hatten. Es iſt bereits der Vertrag von 1488 berührt worden, welcher dem Kloſter St. Alban den ganzen Zehnten in ſeinem Bannbezirk verſchaffte; er war hervorgerufen durch die endloſen Streitigkeiten, welche beim Bezug von den ſich kreuzenden Grundſtücken faſt all-

jährlich zwiſchen Dompropſtei und Kloſter entſtanden. Ebenſo lagen um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Zehntgüter der Dompropſtei und der Kirche von Binningen bunt durcheinander, und die Ernennung des Dompropſts ſelber zum Kirchherrn daſelbſt ſchaffte nur vorübergehend Abhilfe; nachdem aber die Kirche ſchon 1251 aus dem Patronat des Biſchofs tauſchweiſe an das Domkapitel gelangt war, erwirkte beim Tode ihres Inhabers, eben jenes Dompropſts, ſein Nachfolger in dieſer Prälatur 1260 die biſchöfliche Erlaubnis dazu, daß wiederum auf dem Tauſchwege ihm vom Kapitel das Patronatsrecht mit allen Zehnten und Einkünften der Binninger Kirche ſamt andern Gütern abgetreten wurde. Die Dompröpſte traten dadurch in den vollen Beſitz der genannten Kirche und aller ihrer Rechte ein und hatten dem Prieſter, den ſie dem Biſchof dazu präſentierten, als Pfründe außer den Opfer- und Jahrzeitgeldern derſelben nur 10 Vierzel Korn jährlich zu überlaſſen. Beſonders bedeutſam iſt jedoch die jetzt neu geſchaffene Verbindung der bisherigen Landkirche mit dem Münſter; indem der Biſchof, ohne Zweifel auf Wunſch des Dompropſts, den Prieſter von Binningen den Kapläuen des Domſtifts beigeſellte und zum Chordienſt in der Kathedrale verpflichtete, ebnete er den Weg zur vollſtändigen Verſchmelzung des in Binningen eingepfarrten Dorfgebiets mit einer ſtädtiſchen Gemeinde und weiterhin zur Übertragung der Pfarre in die Stadt. Bis um dieſe Zeit ſcheint das ganze Gelände auf dem rechten Birſigufer vor den Stadtmauern abgeſehen vom Neuerinnenkloſter an den Steinen Wohngebäude nicht enthalten zu haben, erſt jetzt beginnen Nachrichten über eine langſam fortſchreitende Beſiedelung; den hier allmählich entſtehenden Vorſtädten eine eigene Pfarrkirche in einem ſtädtiſchen Gotteshauſe zu geben, mußte aber dem Dompropſt um ſo wünſchenswerter erſcheinen, als er dadurch die eben erſt vom Domſtift gegenüber St. Alban erlittene Niederlage bezüglich des Gemeinderechts einigermaßen wettmachen konnte. Statt aber gleich

eine neue Pfarrkirche irgendwo vor den Mauern zu gründen, benützte er die ihm untergebene Kapelle St. Ulrich; bald nachdem 1262 zum letzten Male ein Pfarrer von Binningen auftritt, der als „Vikar" der Kirche daselbst einen Acker derselben im Namen des Dompropsts verleiht, mag die Verlegung des Pfarrsitzes nach St. Ulrich erfolgt sein.

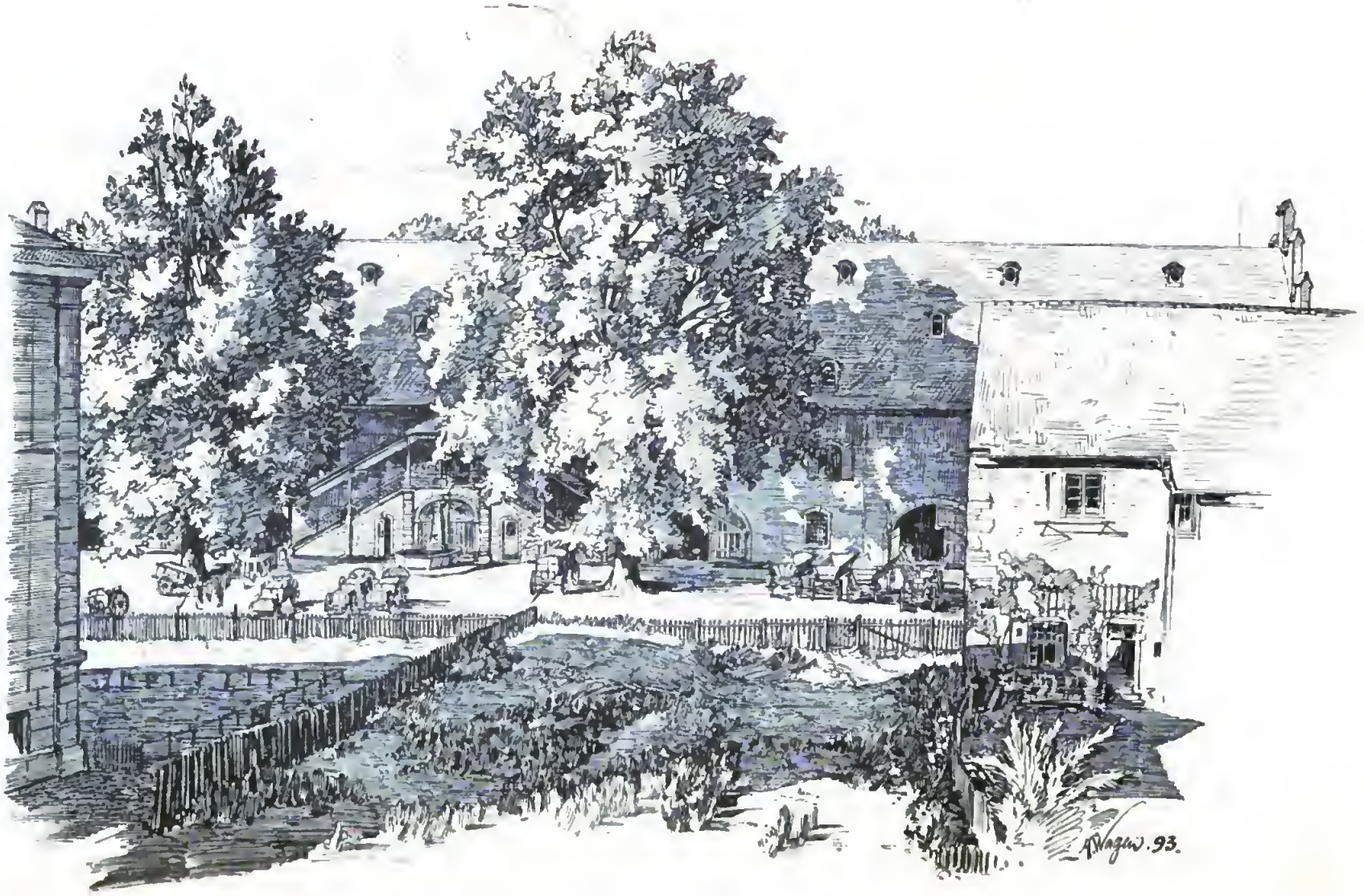
Das Gemeindegebiet der St. Ulrichskirche ergab sich aus seiner Bildungsgeschichte und aus dem Bestande der ältern Pfarreien von selbst; es umfaßte die Vorstädte außerhalb der alten Stadtmauern zwischen den Gemeinden St. Alban und St. Leonhard, also zwischen dem Graben, der die Albanvorstadt auf der Landseite umschloß, und dem Birsig, dazu überhaupt im Stadtbann alles, was auf dem rechten Birsigufer nicht zum Territorium des St. Albanklosters gehörte — seine Grenzen sind oben angezeigt worden —, und die alte Parrochie von Binningen mit Bottmingen und verschiedenen andern Höfen. Der Bestand dieser großen Gemeinde ist erst lange nach der Reformation verändert worden, indem sich seit dem 17. Jahrhundert Binningen wieder ablöste und in neuer Zeit ein weiteres Stück des Stadtbezirks der neuen Pfarrei St. Jakob zufiel; ihr städtischer Kern dagegen bildet, abgesehen von der später bei St. Alban eingepfarrten Malzgasse, noch jetzt die St. Elisabethengemeinde. Merkwürdig genug aber ist die Thatsache, daß die Pfarrkirche selbst nicht in ihrer eigenen Gemeinde, sondern in einer fremden Pfarrei gelegen war; denn die St. Ulrichsgasse bildete bis zur Burgmauer unbestritten einen Bestandteil der St. Albansgemeinde innerhalb der Mauern, welche ja die ganze obere Stadt umfaßte. Fast scheint es, als ob dieses ganz ordnungswidrige Verhältnis selbst die Gestalt des Kirchengebäudes bedingt habe; während die alte Kapelle, wie schon gesagt, außerhalb der Burgmauer hart an derselben stand, ist der Kirche später, vielleicht nach dem Erdbeben, eine keineswegs schöne Verbreiterung, gleichsam ein zweites linkes Seitenschiff angebaut worden, welches in den Burg-

dann hineinragte; von seiner Mauer wurde das dadurch in die Kirche fallende Stück weggebrochen, so daß nun die äußere Umfassungsmauer der Kirche als Abschluß der Burg gelten und somit St. Ulrich in die Münsterfreiheit einbezogen werden konnte, daher 1401 von der „Leutkirche zu St. Ulrich auf Burg" die Rede ist. Wichtiger war aber jedenfalls die Gründung eines Gotteshauses in der Ulrichsgemeinde selbst, der Kapelle St. Elisabeth. Etwa um 1300 erbaut, diente sie, wie es scheint, zunächst der neuen Pfarrei als Gottesackerkapelle, bis dann an ihrem Altar 1315 durch den Domkaplan Johann von Kolmar mit Zustimmung des Dompropsts als Kirchherrn und des Pfarrers von St. Ulrich auch eine eigene Pfründe gestiftet und dotiert wurde; ihr Kaplan, dessen Stelle nach des Stifters Tode jeweilen der Spitalmeister zu vergeben hatte, sollte fortan daselbst eine tägliche Messe lesen, die Gräber des Kirchhofs besuchen, und andere Funktionen ausüben, mußte aber alle Opfer und die Hälfte gewisser anderer Sekretalen geheißener Geldgaben, mit Ausnahme derer, die an den Tagen der hl. Elisabeth und der Weihe der Kapelle fielen, an den Gemeindepfarrer zu St. Ulrich abliefern. Von St. Elisabeth wurde später der Friedhof der Pfarrei nach St. Ulrich verlegt, nachdem es dem Dompropst für sich und die Unterthanen alle, die in den Kirchgang der genannten Leutkirche gehören, 1401 gelungen war, die an die letztere südöstlich anstoßende Hofstatt Tüffenstein zu einem Kirchhof und Begräbde um 150 Goldgulden von dem Freiherrn Thüring von Ramstein zu erwerben; doch ist unter den kirchlichen Pflichten eines neuen Kaplans zu St. Elisabeth um 1510 wieder der Besuch der zwei Beinhäuser bei dieser Kapelle aufgeführt. Immer mehr muß sich im Verlauf doch das Bedürfnis herausgestellt haben, den Schwerpunkt des Pfarrgottesdienstes in die Kirchgemeinde selbst zu verlegen; nachdem ein Leutpriester nach 1342 an den Schwellen ein Haus gekauft hatte, wohnt von seinen Nachfolgern der eine seit

1358 in der Äſcheuvorſtadt, der andere ſeit 1436 im „Raugk“ des Brunngäßleins, bis ſie dann (nachweisbar zuerſt 1475) ihre Wohnung bei St. Eliſabethen haben. Zwar blieb St. Ulrich bis nach der Reformation offiziell Pfarrkirche, in Wirklichkeit aber dürfte St. Eliſabeth dieſe Stelle ſeit dem Neubau, der 1516 begonnen wurde, eingenommen haben; im Januar dieſes Jahres erteilte der Rat den Teſtamentsexekutoren des Hieronymus Bär ſel. die Bewilligung, gemäß der Stiftung desſelben die Kirche St. Eliſabeth zu erweitern und neu zu bauen, ſchärfte ihnen aber ein, den Bau ſo anzufangen, daß ſie ihn auch zu Ende führen könnten, indem es dem Rat nicht gelegen, ihm auch wie ihnen nicht löblich ſein würde, wenn ſie die Kirche abbrächen und ſchließlich ungebaut ſtehen ließen. Schon die alte Eliſabethenkirche iſt alſo durch den Opferſinn eines Bürgers errichtet worden; das Eingreifen des Rates aber, der vielleicht zunächſt nur als Obrigkeit des mitbeteiligten Spitals handelte, deutet doch wohl auch auf ein allgemeines Intereſſe der Einwohnerſchaft, der Gemeinde, an der Vergrößerung dieſes Gotteshauſes hin.

Im übrigen war der Dompropſt Kirchherr zu St. Ulrich, d. h. er verfügte neben dem Patronat auch über die Widemgüter dieſer Kirche und namentlich ihrer Filiale zu Binningen und bezog die Einkünfte davon; er iſt das kraft der Urkunde von 1260, wogegen das Vorkommen des Prieſters Johann als Kirchherrn 1305 wohl nur auf einer ungenauen Titulatur beruht, umſomehr, als derſelbe 1315 nur Pfarrer heißt. Die Seelſorge verſah eben der Pfarrer, Leutprieſter oder Vikar — alle drei Bezeichnungen kommen vor —, welchen der Dompropſt einſetzte und dem für ſein Amt gewiſſe Einkünfte zugewieſen waren; ſeine Kornkompetenz von 1260 iſt früher angegeben worden, ſonſt erhob er neben den Erträgniſſen von Jahrzeiten und andern Stiftungen nur die allerdings nicht unbedeutenden gottesdienſtlichen Gebühren und Opfer, ſoweit letztere

nicht dem Kirchenbau zufloſſen, und zwar waren damit nicht bloß ſeine eigenen Funktionen in St. Ulrich und Binningen zu belohnen, ſondern er hatte auch Anſpruch auf einen großen Teil der Opfergelder, die den Kaplänen ſeiner Gemeinde geſpendet wurden. Dieſe Kapläne, welche die nach und nach entſtandenen Altäre in der Kirche St. Ulrich und in der Kapelle St. Eliſabeth bedienten, hatten daneben auch den Leutprieſter in ſeinen Amtshandlungen zu unterſtützen, doch kommt 1520 beiläufig auch ein eigentlicher, vom Pfarrer angeſtellter Helfer vor. Wie der Leutprieſter von St. Ulrich beim Bannritt dem Geſcheid, welches ja bis 1491 ebenfalls dem Dompropſt unterſtand, das Sakrament vorzutragen hatte, iſt allbekannt; hier ſind noch ſeine Pflichten gegenüber der Binninger Filiale zu nennen. Zu Binningen oder, wie die ſpätere Bezeichnung lautet, bei der Kapelle (zuweilen auch Kirche und Leutkirche) St. Margarethen, lag zwar ein beſonderer Kirchhof, dagegen gab es daſelbſt bis 1604 keinen eigenen Geiſtlichen; vielmehr hielt der Pfarrer von St. Ulrich dort gewiſſe Gottesdienſte ab, die ſich aber ſehr lange nur auf die Feier der Kirchweihe und des St. Margarethentages beſchränkten. Erſt 1511 traf der Dompropſt, um dem in Bau und Gottesdienſt arg vernachläſſigten Kirchlein wieder aufzuhelfen, mit dem Leutprieſter ein Abkommen, kraft deſſen der letztere für 4 Jahre nicht allein auf die meiſten Opfer zu Gunſten des Gotteshauſes verzichtete, ſondern auch an deſſen Altar alle drei Wochen eine regelmäßige Meſſe zu leſen verſprach. Dazu kam in den nächſten Jahren noch eine von den Grieben geſtiftete monatliche Meſſe, ſonſt aber mußten die Dorfbewohner ihre Erbauung eben in den ſtädtiſchen Kirchen ſuchen, und auch die Reformation behielt noch lange ein ähnliches Verhältnis bei; die ſprichwörtliche Unkirchlichkeit von Binningen, Bottmingen, Gundeldingen hat alſo ihre hiſtoriſchen Gründe. (Fortſetzung folgt.)


A Wagner. 93.

Basler Chronik

vom

1. November 1892 bis 31. Oktober 1893.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1892.

2. 3. u. 5. Liedertafel und Gesangverein bringen in freudiger Begeisterung, unterstützt vom Orchester der Allg. Musikgesellschaft und geleitet vom Kapellmeister Dr. A. Volkland vor einem schon bei der Hauptprobe (2. Nov.) und bei den beiden Aufführungen bis zum letzten Platz angefüllten Musiksale Dr. Hans Hubers Festspielmusik zur Aufführung. Dabei fehlt es nicht an Ovationen für den Komponisten, wie für den Dirigenten. Ein Bankett mit Ball vereinigt am 5. die Mitwirkenden zu einem frohen Abend.

4. Die Studentenverbindung Zofingia ehrt ihren unlängst verstorbenen alten Herrn und Ehrenmitglied Prof. Bischoff durch einen Fackelzug.

7. Die Studentenschaft veranstaltet zum Gedächtnis des verstorbenen Prof. J. Bischoff und des stud. phil. J. Zeller aus Basel einen Fackelzug.

10. Großer Rat. Der große Rat beschließt Ankauf der

Häuſer Freie Straße 72 und 80 und Schafgäßlein 2 und gewährt einen Kredit von 90,000 Franken für Möblierung der Gewerbeſchule und des Gewerbemuſeums. Dann werden bei Beſprechung des Geſchäftsberichts für 1891 ſämtliche von der Prüfungskommiſſion geſtellte Poſtulate angenommen, ſchließlich auch der Verwaltungsbericht genehmigt. Viel Intereſſe erregen die bei dieſem Anlaß durch Reg.-Rat R. Falkner gebotenen Aufſchlüſſe über den gegenwärtigen Stand der Bahnhofangelegenheit dies- und jenſeits des Rheines.

11. Rektoratsfeier in der Aula. Der abtretende rector magnificus Prof. v. Orelli ſpricht über die verſchiedenen Arten, in denen bei den einzelnen Religionen die Perſönlichkeit des Stifters ſich darſtellte. Es ſchließt ſich an den akademiſchen Akt das Rektoratseſſen in Verbindung mit dem Schmaus der akademiſchen Zunft auf der Schützenmatte. Am Abend findet in der Burgvogteihalleein Kommers der Studentenſchaft ſtatt. Das Gaſtſpiel des portugieſiſchen Baritoniſten Francesco d'Andrade im Stadttheater (Rigoletto, Don Juan, Hans Heiling) verſetzt die muſikaliſchen Kreiſe Baſels in einen Sturm von Entzücken.

13. Vor einigen Tagen hatte die Heilsarmee ein von ihr gemietetes zweites Lokal an der Oberwilerſtraße dicht bei der äußerſten Kantonsgrenze bezogen. Geſtützt auf einen Regierungsbeſchluß vom Januar 1889, demzufolge die Salutiſten in unſerer Stadt nur ein Verſammlungslokal haben ſollten, hatte die Polizei wiederholt die Gebetsübungen an der Oberwilerſtraße geſprengt; ſieben Offiziere und Offizierinnen der ſonderbaren Truppe befinden ſich bereits in Haft. Leider geht es am heutigen Tage nicht ab ohne bedenklichere Ausſchreitungen des Pöbels, als bei den Krakelereien der letzten Woche.

14. Der Budgetentwurf des Regierungsrats für 1893 erſcheint im Druck. Er ſieht voraus an Einnahmen Fr. 6,112,060, an Ausgaben Fr. 6,680,020, ſomit ein Defizit von Fr. 567,960,

das aus dem Reservefond soll gedeckt werden. — Am Abend stirbt 66jährig Joh. Jak. Merian, a. o. Professor der klassischen Philologie an der Universität, ein Förderer idealer Bestrebungen und namentlich auch ein Gönner der Histor. Gesellschaft, für die er s. Z. den Ruinenkomplex von Augst kaufte.

15. Der Kunstverein bestellt seine Kommission neu und zwar werden die bisherigen Mitglieder bestätigt und neu gewählt die Herren Beurmann, Hans Sandreuter und Rudolf Sarasin, Sohn.

16. Der Bundesrat bietet der Regierung für das Museum aus den vom Bunde gekauften Kunstwerken ein Gemälde von Frölicher und eins von Bouvier an.

17. Zum Rektor der Universität für das Jahr 1893 wird von der Regierung gewählt Prof. Klebs.

18. Das Landwehrbataillon 54 wird aus einem vom 5. resp. 8. Nov. an dauernden Wiederholungskurs entlassen, den es in Basel unter dem Kommando von Major Emil Burckhardt abgedient hat. Es war in reduzierter Stärke eingerückt, da die ältern Jahrgänge waren dispensiert worden. Hauptzweck des um zwei Jahre verfrühten Wiederholungskurses war, die Mannschaft mit dem neuen Gewehr Modell 1889 vertraut zu machen. Der Kurs ist ohne Unfall zu allgemeiner Befriedigung abgelaufen.

22. Das Strafgericht verurteilt fünf Salutistinnen und einen Salutisten wegen Zuwiderhandlung gegen amtliche Verfügungen (s. 13. Nov.) zu 2—3 Wochen Gefängnis und den Kosten. — Die beinahe sämtliche Lehrer und Lehrerinnen des Kantons umfassende baselstädtische Schulsynode tagt im Stadtkasino, zum Vergnügen der Schuljugend, die bei diesem Anlaß einen freien Nachmittag bekommt. Es wird über eine obligatorische Fortbildungsschule debattiert, ohne daß man jedoch zu einem praktischen Resultate gelangt.

24. Großer Rat. Von drei Interpellationen wird die eine betr. Bahnhofangelegenheit (Alf. Burckhardt) überflüssig durch das

Begehren von 58 Großräten, zur Behandlung dieſer Frage eine beſondere Sitzung anzuberaumen; die zweite betr. den zur Korrektion der Freieuſtraße erforderlichen Abbruch des „Kardinals“ (Ed. Riggenbach) wird in Form eines Anzugs betr. Expropriation dieſes Bauwerks an die Regierung gewieſen; die dritte (Eug. Wullſchleger) betrifft eine untergeordnete Frage der Verwaltung. Sodann wird die Staatsrechnung für 1891 genehmigt; ferner werden angenommen der Entwurf einer oblig. ſtaatl. Viehverſicherungskaſſe, der Ankauf des Hauſes Klaragraben 20, die Abänderung des § 4 des Grundbuchgeſetzes von 1860 und eine Vorlage betr. Kirchenheizung durch den Staat. Endlich erklärt ſich der Große Rat einverſtanden mit Anhandnahme einer Enquete über den Liegenſchaftsverkehr in Baſelſtadt.

26. 27. Sitzung der Delegierten der ſchweizeriſchen Turnvereine. Durchberatung eines neuen Feſtreglementes.

27. 28. Prof. J. Joachim tritt im Abonnementskonzert und in der auf den Montag verlegten Kammermuſikſoiree auf.

29. Ein weiterer in die Unruhen vom 13. Nov. verwickelter Salutiſt „Lieutenant“ Dewald wird vom Strafgericht wegen Widerſtandes gegen amtliche Verfügungen zu 3 Wochen Gefängnis abzüglich die Unterſuchungshaft verurteilt.

Dezember 1892.

1. Großer Rat. In einer auf Wunſch von 58 Großratsmitgliedern zur Behandlung der Bahnhofangelegenheit einberufenen Sitzung wird der Anzug Alf. Burckhardt und Genoſſen über dieſe Frage behandelt. Die eine Vormittags- und eine Nachmittagsſitzung in Anſpruch nehmende Debatte endigte damit, daß der Regierung durch eine motivierte Tagesordnung einſtimmig das volle Vertrauen des Rats ausgeſprochen wurde. Vorher hatte man in zweiter Leſung das Geſetz betr. eine Viehverſicherungskaſſe und die Änderung von § 4 des Grundbuchgeſetzes angenommen. — Die Erben des

jüngſt verſtorbenen Prof. J. J. Merian ſchenken der Akademiſchen Geſellſchaft zu Bibliothekzwecken eine Summe von 100,000 Franken.

3. Die Univerſität zählt im laufenden Winterſemeſter 442 immatrikulierte Studenten und 62 Zuhörer, im Sommerſemeſter 434. Davon ſind Theologen 109, Juriſten 42, Mediziner 158 und Philoſophen 133. Aus Baſelſtadt ſtammen 141.

3. 4. Die Wahl der gewerblichen Schiedsgerichte auf eine neue Amtsdauer von 3 Jahren fällt meiſt beſtätigend aus, bei ſehr geringer Beteiligung der Wähler. Von 120 Wahlen kommen 2 nicht zuſtande.

3. Gemeinſame Sitzung des Organiſationskomitees für das eidgen. Sängerfeſt in Baſel 1893 und des Centralkomitees des ſchweiz. Sängerbundes zu Saſran.

8. Großer Rat. Zum Mitglied des Erziehungsrats an Stelle des zurücktretenden M. Bölger wird gewählt Prof. R. Gnehm. Der Rat beſchließt, die Matthäuskirche im äußern Bläſiquartier nach den Plänen des Breslauer Architetten Henry auszuführen, obſchon die Koſten auf Fr. 700,000 ſteigen werden, Fr. 130,000 höher, als das die urſprünglichen Berechnungen der Baumeiſter bereits weit überſchreitende erſte Budget der Regierung vorausſah. Der Anzug Gaß (Verſtaatlichung der Frauenarbeitsſchule) wird der Regierung überwieſen, über den Anzug Bärwart (Minimallöhne für die Staatsarbeiter ꝛc.) geht der Rat zur Tagesordnung.

10. Der Regierungsrat erteilt dem a. o. Profeſſor Dr. Fritz Burckhardt nach 25jähriger Dozententhätigkeit an der Univerſität die erbetene Entlaſſung von dieſer Stelle. — Freunde und Angehörige des Bürgerſpitals feiern im großen Speiſeſaale des Pfrundhauſes nach einem Dankgottesdienſt in der Spitalkapelle in fröhlicher Tafelrunde die 50. Wiederkehr des Tages, da im Jahr 1842 das Spital von der obern Freienſtraße in ſeine jetzige Heimat überſiedelte.

11. ffg. Im Stadttheater gastiert der Charakterdarsteller Theodor Lobe vom kgl. Hoftheater in Dresden. Er tritt auf in Wilbrands „Tochter des Herrn Fabricius“ (Fabricius), in Augier-Sandeaus „Vornehmem Schwiegersohn“ (Poirier), und Mosers „Splitter und Balken“ (Graf Alting), in Calderons „Richter von Zalamea“ (Pedro Crespo), endlich in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ (Shylock).

17. Nachdem schon vor 8 Tagen der Männerchor im Musiksaal, vor 14 Tagen der Liederkranz in der Burgvogteihalle ihre Cäcilienfeier abgehalten haben, feiert im Stadtkasino heute die Liedertafel die ihrige zusammen mit dem Jubiläum ihres 40jährigen Bestehens.

22. Großer Rat. Auf Antrag der Regierung wird für dieses Jahr der 26. Dez. als staatlicher Feiertag erklärt. Weil heuer Weihnachts- und Neujahrsfest auf Sonntage fallen, hatte sich in der Öffentlichkeit eine dahin gehende Bewegung geltend gemacht. Über den Anzug Wullschleger betr. Schutz des Vereinsrechts wird zur Tagesordnung gegangen. Nachtragskredite im Betrag von 138,548 Franken für 1892 werden bewilligt. Die Regierung wird eingeladen, wegen baulicher Veränderungen am „Kardinal“-Gebäude an der Freienstraße, die die dortige Baulinie respektieren würden, mit den Verwaltungsbehörden der Aktiengesellschaft weitere Verhandlungen zu pflegen. Endlich wird die Eintretensfrage in betreff verschiedener gemeinsam zu behandelnder Vorlagen über Besoldungserhöhungen bejahend entschieden. — Beim Einbrechen der Dunkelheit gerät infolge Umstürzens einer Petrolenmlampe das kleine Haus Gerbergasse 85 (hinterm Stöckli) in Brand und brennt völlig aus. Ein 26jähriger E. Lauber, der eben auf dem Barfüßerplatz Christbäume feil hielt, kommt bei Rettungsversuchen durch Ersticken ums Leben. Er hinterläßt 2 Kinder und eine der Entbindung nahe Frau, deren sich die öffentliche Mildthätigkeit annimmt.

22. ffg. Die Künſtlergeſellſchaft ſtellt in ihrem Lokal eine Reihe ſehenswerter Bilder und Skizzen aus.

24. Reg.-Rat Dr. K. Burckhardt-Iſelin, der vor mehreren Wochen ſchon vom Schlage war getroffen worden, nimmt ſeinen Rücktritt aus der Exekutive des Kantons Baſelſtadt, der er nahe an 20 Jahre angehört hat.

26. Der für dieſes Jahr zum bürgerlichen Feiertag erklärte Stephanstag, ein Montag, wird nicht einheitlich als Feiertag begangen. Viele Geſchäfte halten ihre Lokale offen; das Leben in der Stadt trägt ein halb ſonn- halb werktägliches Gepräge.

27. Das Urteil des Appellationsgerichts betr. die Münchenſteiner Kataſtrophe wird eröffnet; es lautet in Beſtätigung des Urteils erſter Inſtanz (ſiehe 2. und 17. Sept. 1892) auf grobe Fahrläſſigkeit, die unter Hinweis auf die techniſchen Gutachten eingehend begründet wird.

30. Sylveſterverloſung des Kunſtvereins.

Januar 1893.

1. Mit einer bitter kalten Nacht, in der aber trotz der niedrigen Temperatur eine leichte Schneedecke fällt, hält das neue Jahr, begrüßt von Muſik und Glockengeläute, ſeinen Einzug. Baſel, namentlich deſſen jüngere Generation, benützt die Folgen dieſer Kälte zu reichlichem Schlittſchuhlaufen. Doch fällt das Thermometer in den nächſten Tagen bis — 15° C. und tiefer, der Rhein treibt reichlich Grundeis. — Schon in den letzten Tagen des alten Jahres hatte man verſuchsweiſe einige Droſchken geheizt. Nun wird die Heizung auf eine Mehrzahl dieſer Verkehrsmittel ausgedehnt, richtet aber bei der allzuſtrengen Kälte dieſer Tage einſtweilen nur wenig aus. — Da das eidg. Poſtdepartement auch das zweite Stockwerk des Basler Poſtgebäudes zu beziehen wünſcht, war vertragsgemäß das kantonale Baudepartement verpflichtet, ſich

anderweitig umzusehen. Es hat ein neues Heim in dem vom Staat angekauften Haus Rheinsprung 19/21 gefunden, das mit heutigem Tage bezogen wird.

2. Ein Kleinhüninger erfriert bei der grimmigen Kälte am frühen Morgen beim Heimweg aus der Stadt. — Zum Transport der Untersuchungs- und Strafgefangenen werden eigene verschlossene Wagen dem Betrieb übergeben.

6. Prof. Hans Heußler beginnt in der Aula des Museums einen auf 9 Abende berechneten, sehr stark besuchten Cyklus von Vorträgen über seine griechische Reise im Spätsommer 1892.

7. Seit 14. Tagen herrscht anhaltende Kälte bei fortwährend klarem Himmel. Um die Neujahrstage sank das Thermometer bis — 16° C. Seither ist die Temperatur wieder etwas gestiegen, niemals jedoch über den Gefrierpunkt. Infolge dessen steht auf einer Menge von gut unterhaltenen Eisbahnen rings um die Stadt der Schlittschuhsport in heller Blüte. — Neujahrsfest des Vereins Junger Kaufleute in der Burgvogteihalle.

8. Beim Benefizkonzert des Kapellmeisters Dr. A. Volkland wirken mit die Solisten Frau Julia Uzielli (Frankfurt), Fräulein F. Reinisch, E. Sandreuter und J. Engelberger. Es gelangen u. a. zur Aufführung der Normannenzug von Bruch, das Schicksalslied von Brahms und Beethovens 9. Sinfonie.

6. Dem Historischen Museum gelingt die Erwerbung eines vertäfelten Zimmers aus Schwyz.

9. Das neue Gebäude der Gewerbeschule an der Ecke der Spalenvorstadt und des Petersgrabens wird von der Anstalt bezogen.

11. Eine Sammlung in sämtlichen hiesigen Schulen zur Bestreitung der Kosten für Suppenverteilung an arme Schulkinder ergibt 6957 Franken.

12. Großer Rat. Es werden eine Reihe von Baulinien für die innere Stadt (Grünpfahl-, Gerber- und Schnabelgäßlein)

beſchloſſen und dann das Budget für 1893 durchberaten. Es ergibt bei 6,112,060 Franken Einnahmen 6,731,050 Franken Ausgaben (Entwurf der Regierung 6,679,750) und ſomit ein aus dem Reſervefonds zu deckendes Defizit von 618,990 Franken.

15. Aufführung der ganzen Wallenſtein-Trilogie im Stadttheater in zuſammenhängender Darſtellung von 3 bis 11 Uhr (ſiehe 30. Okt. 1892).

16. Nach kurzem Nachlaſſen der Kälte, verbunden mit reichem Schneefall, tritt am 15. der Froſt mit erneuter Heftigkeit auf. Am 16. ſtieg das Thermometer trotz wolkenloſem Himmel und kräftigem Sonnenſchein nicht auf — 10° C. Der für unſere Breiten ungewöhnliche Schneefall, verbunden mit ſtarkem Wind, brachte auf den in Baſel mündenden Bahnlinien z. T. ſehr erhebliche Verſpätungen. Einzelne Züge aus Frankreich trafen zwölf Stunden und mehr zu ſpät ein, da der Übergang zwiſchen Vogeſen und Jura nur mit großer Mühe, der über den Jura bei Delle gar nicht paſſierbar war. — Am 16. ließ ſich die Geſellſchaft unſerer Pferdebeſitzer die günſtige Gelegenheit zu einer allerdings etwas kalten Schlittenfahrt nach Lörrach nicht entgehen. Es nahmen 23 Schlitten teil. — Die Kälte nahm beſtändig zu, und bis am Ende der Woche ſank das Thermometer des Nachts regelmäßig auf — 20° C., der Durchſchnitt dieſer kalten Tage betrug — 11° C. Erſt am Samſtag (21 Jan.) trat eine entſchiedene Wendung ein, die bei heftigem Nordweſtſturm auf kurze Zeit Tauwetter, dann wieder Schneefall brachte. Die bewährte baſleriſche Mildthätigkeit blieb nicht unbezeugt dieſer zur Bedeutung einer Kalamität heranwachſenden Kälte gegenüber. Als die freiwillige Armenpflege öffentlich um Gaben bat, da ſie einer Summe von 5000 Franken bedürfe zu einer Extra-Holzverteilung an die Armen und Frierenden, kamen in kürzeſter Friſt 17,000 Franken zuſammen. — Binnen drei Tagen hatte das Tauwetter an dem tiefen Schnee ſein

Werk gethan. Nur ein greulicher Schmutz und der gefrorene Boden zeugten noch von der überwundenen Kälte. Der 25. Januar brachte bei hellem Himmel einen eigentlichen Frühlingstag.

24. Nach langem Leiden ſtirbt 75 jährig der Fabrikant Markus Bölger-Hindermann. Er hatte, politiſch und religiös der Linken angehörig, ſich lange Zeit in thatkräftiger und opferwilliger Weiſe am öffentlichen Leben beteiligt und namentlich alle Beſtrebungen auf dem Gebiet der Jugendbildung mit Aufmerkſamkeit verfolgt und begünſtigt.

25. Eine Verſammlung von Arbeitsloſen in der Klingenthal-Turnhalle beſchließt in einer von Großrat Wullſchleger vorgeſchlagenen Reſolution die Hilfe des Staats anzurufen und läßt ſich zugleich das von den Socialdemokraten in Scene geſetzte Initiativbegehren zur Einführung eines Artikels betr. das Recht auf Arbeit in die Bundesverfaſſung empfehlen.

27. Die drei E. Geſellſchaften Kleinbaſels halten ihr Greifenmähli mit dem Umzug der drei Ehrenzeichen ab.

28. Über 60 jährig ſtirbt Dr. jur. Alfred Biſchoff, 25 Jahre lang Mitglied und 1874—1891 Präſident des Appellationsgerichts, ein vorzüglicher Richter.

Februar 1893.

2. Großer Rat. Aus Anlaß der Beſtätigung von Bürgeraufnahmen entſpinnt ſich eine längere, aber reſultatloſe Diskuſſion über die Frage, ob der Bürgerrat bei den Aufnahmen von Neubürgern mit der nötigen Weitherzigkeit vorgehe. Dann werden die Geſetzesentwürfe betr. Beſoldungserhöhung, ſowie betr. Verſorgung verwahrloſter und bösartiger Kinder und Gründung einer Rettungsanſtalt auf Kloſterfiechten in erſter Leſung durchberaten. Zum 2. Sekretär wird gewählt an Stelle des zurücktretenden Dr. P. Scherrer mit großer Mehrheit Dr. Aug. Sulger.

2. 3. Es findet hier eine Konferenz ſtatt in betreff eines Umbaues des Perſonenbahnhofs der badiſchen Bahn. Daran beteiligen ſich Bundesrat Zemp und der techniſche Inſpektor des eidgen. Eiſenbahndepartements, Tſchiemer, als Delegierte Badens Generaldirektor Eiſenlohr und Baudirektor Goßweiler, von Baſels wegen endlich die Regierungsräte Falkner, Philippi und Speiſer.

4. Generalverſammlung des kantonalen Turnverbandes in der Kardinalhalle.

6. Das Gaſtſpiel des königlich preußiſchen Kammerſängers Max Alvary (Achenbach) vom Hamburger Stadttheater im Stadttheater als Lohengrin wird wiederholt am 14., wo Alvary den Tannhäuſer und am 17., wo er in einzelnen Akten der Walküre und Lohengrins den Siegmund und den Lohengrin ſang, unterſtützt durch Frl. Cäcilie Schön vom Straßburger Stadttheater. — Um Mitternacht ſtirbt 72jährig Alfons Köchlin-Geigy, 30 Jahre lang Mitglied des Großen und 16 Jahre des Kleinen Rats, Vertreter von Baſelſtadt im Ständerat 1866—1875, gegen das Ende ſeines Lebens hoch angeſehen als Autorität in allen Fragen der Induſtrie, des Handels, des Verkehrsweſens und der Socialpolitik. Er war ſeit Gründung der Basler Handelskammer (1875) bis im Frühjahr 1891 deren faktiſcher, ſeit dieſem Zeitpunkt deren Ehrenpräſident und gehörte ſeit Entſtehung der Basler Handelsbank bis zu ſeinem Tode dem Verwaltungsrate dieſes Inſtitutes als Präſident an. Ein vielſeitiger Geiſt von umfaſſendſter Bildung, hat er ſeine reichen Gaben ſelbſtlos in den Dienſt des gemeinen Wohls geſtellt und ſich ſeine Vaterſtadt und deren Bürger zu aufrichtigſtem Dank verpflichtet. Sein Andenken wird zu Baſel ſtets in Ehren gehalten werden.

8. Die Regierung ſetzt 10,000 Franken aus für die Arbeitsloſen und beauftragt ihr Departement des Innern, einen Geſetzesentwurf auszuarbeiten über Verſicherung gegen Arbeitsloſigkeit.

9. Großer Rat. Es werden die zum Vollzug des Vertrags mit dem „Kardinal" nötigen Geldmittel bewilligt. Unmittelbar nach der Fastnacht wird an die Abtragung der Vordergebäude gegangen werden, wodurch die Korrektion an einer wichtigen Stelle der Freien Straße mächtig gefördert wird. Ferner gewährt der Rat die Mittel zur endgiltigen Instandstellung des St. Albanrheinwegs und zur Erstellung des untersten rechtsseitigen Rheinwegs von der Johanniterbrücke bis zur Klybeckinsel. Dann wird Herstellung eines Teilstückes der Müllheimerstraße nach langer erregter Diskussion beschlossen, endlich zwei Nachträge zum Budget gewährt und eine Änderung der Taxordnung des Waisenamtes vorgenommen. — Der Handwerker- und Gewerbeverein bestätigt seine Kommission mit Ausnahme des ablehnenden Schlossermeisters F. Göttisheim, an dessen Stelle der Konditor Stempfle zum Vizepräsidenten gewählt wird. — Der Gesangverein führt im Musiksaal J. Haydns Jahreszeiten auf. Solisten: Frau Dr. Ida Huber, Franz Litzinger aus Düsseldorf, Jos. Standigl aus Berlin.

10. Die in Paris verstorbene Frau Allemandi aus Basel-Augst hat u. a. der Stadt Basel 100,000 Franken vermacht, aus deren Zinsen Mädchen sollen ausgesteuert werden.

11. Der Basler Militär-Sanitätsverein feiert in der Kardinalhalle bei einem fröhlichen Abend seine Fahnenweihe.

12. Der Bürgerturnverein bringt vor einer bis zum letzten Platz gefüllten Burgvogteihalle ein sehr ansprechendes Progamm flott zur Aufführung.

12. 13. Jahresfeier der Evangel. Gesellschaft für Stadtmission. Am Sonntag (12.) sprach Dekan Wetli aus Oberrieden über den Text „An den Menschen ein Wohlgefallen."

18. Narrenabend der Liedertafel im Musiksaal.

20. Morgenstreich und Fastnachtnachmittag nehmen bei gutem Wetter einen recht animierten Verlauf. Leider veranlaßt eine Maske

in dem von den „Vereinigten Kleinbaslern“ dargestellten Panamazug durch ihre Verkleidung als Carnot und ein anzügliches Plakat das klagende Einschreiten des französischen Konsuls Carteron und des Gesandten Arago in Bern. Schon am 21. findet sich der Bundesanwalt Scherb zur Stelle ein, verhört den Fehlbaren und einige sonstige Teilnehmer des Zuges. Es herrscht Hoffnung, Basel werde vor einer Wiederholung der Schill-Komödie verschont bleiben.

23. Großer Rat. Adolf Burckhard-Bischoff interpelliert über die Maßregeln der Regierung gegen die Heilsarmee und ein neuliches Rundschreiben des Bundesrates betr. diese Angelegenheit. Civilgerichts-Präsident Dr. Isaak Iselin über die Sängerfesthütte, deren Errichtung auf dem Areal des Spalengottesackers in Aussicht genommen ist. Der Große Rat gewährt mit Dringlichkeit gegen 40,000 Franken Kredit für Maßregeln wider die Cholera, willigt in Errichtung einer weiteru der 13. — Parallelklasse der ersten Klasse der Knabensekundarschule und erledigt in 1. Lesung ein Gesetz betr. Sountagsruhe.

24. Durch ein Entschuldigungsschreiben des Bundesrates und des baselstädtischen Regierungsrates an den französischen Gesandten Arago in Bern wird der lächerliche Fastnachtstreit (siehe zum 20. Febr.), der für einige Tage den Zeitungen willkommenen Gesprächstoff bot, endgiltig erledigt. Die französische Regierung erklärt sich befriedigt und damit ist der „Basler Zwischenfall“ aus der Welt geschafft.

März 1893.

3.—5. Der Verein „Canaria“ veranstaltet im Cafe Spitz eine Ausstellung von Sing- und Ziervögeln.

3. Die Generalversammlung der Aktionäre der Bank in Basel setzt die Dividende für das Jahr 1892 auf 4 % fest.

4. Jahresfeſt des Kunſtvereins im Oberlichtſaal der Kunſthalle.

9. Großer Rat. Zum zweiten Strafgerichtspräſidenten wird gewählt an Stelle des nach 18jähriger Amtsthätigkeit zurücktretenden Alb. Biſchoff-Saraſin Dr. H. Völlmy, bisheriger Subſtitut des Staatsanwalts. Dann werden 4 Straf- und 3 Civilrichter beſtätigt, neu wird ins Civilgericht gewählt Karl Köchlin-Iſelin. In 2. Beratung erledigt die Behörde den Geſetzesentwurf betr. jugendliche Verbrecher und verſchiedene Vorlagen betr. Beſoldungserhöhung. Ein Vertrag des Staats mit E. E. Zunft zu Hausgenoſſen betr. Abbruch des Bärenzunftgebäudes wird genehmigt. In der Nachmittagsſitzung beſchließt der Rat mit einem Aufwande von mehr als einer Million bei der Strafanſtalt in den Jahren 1893 bis 1895 ein Frauenſpital zu errichten; eine Übereinkunft betr. Überlaſſung eines Beitrages an die bürgerlichen Armenanſtalten aus dem ſtaatlichen Anteil der Merianſchen Stiftung wird genehmigt und endlich eine Petition der Radfahrer an die Regierung gewieſen. — Eine im Zoologiſchen Garten dem Zwinger entſprungene Bärin wird niedergeſchoſſen.

10. ffg. Gaſtſpiel des königlichen preußiſchen Kammerſängers Emil Götze aus Köln im Stadttheater (Lyonel in Flotows „Weiße Dame", Johann im „Prophet" von Meyerbeer).

13. Das Bundesgericht in Lauſanne annulliert mit 8 gegen 1 Stimme (Bläſi) das Urteil des Basler Appellationsgerichts in Sachen der Münchenſteiner Eiſenbahnkataſtrophe, anerkennt ſomit eine von der Jura-Simplon-Bahn beim Bau und der Reparatur der Münchenſteiner Brücke begangene grobe Fahrläſſigkeit nicht. Die Verhandlungen hatten den ganzen 10. und einen Teil des 11. März ſowie den Vormittag des 13. hindurch gedauert.

18. Das Strafgericht fällt nach einer Verhandlung von vollen 4 Tagen ſein Urteil über die beiden Bauſchwindler Wueſt und Kling und deren Mithaften. (Siehe 19. Dez. 1891, 15. Febr.

und 19. März 1892.) Das Gericht ſprach gegen Wueſt eine Zuchthausſtrafe von 5, gegen Kling eine ſolche von 4 Jahren aus, in beiden Fällen mit Anrechnung der einjährigen Unterſuchungshaft. Von den übrigen Angeklagten wurden 5 in Gefängnisſtrafen von 1—4 Monaten verfällt, der ſechſte, Hinden, wurde freigeſprochen.

19. Nachdem ſchon eine Reihe von Zünften am 5. und 12. ds. ihre Vorſtände neu beſtellt haben, rücken heute die letzten auch noch in die Linie.

19 ffg. Als Abſchluß der Opernſaiſon wird vom 19. bis 24. März unter Zuziehung verſchiedener Gäſte von umliegenden Bühnen ein Cyklus der meiſten Mozart-Opern gegeben, der ſich des lebhafteſten Beifalls der muſikaliſchen Kreiſe und zahlreichen Beſuches erfreut.

21. Wueſt meldet gegen ſeine Verurteilung Appellation an. Seine Mitangeklagten unterziehen ſich ihrer Strafe.

23. Großer Rat. Nach einer Interpellation in betreff der Petrollager auf dem Wolf wird der Geſetzesentwurf betr. Organiſation des Polizeidepartements in erſter Leſung durchberaten und die zweite Beratung des Geſetzes betr. Sonntagsruhe in Angriff genommen. — Die Hiſtoriſche Geſellſchaft begeht ihre Schlußfeier mit einem fröhlichen, weit in den 24. März hinein fortgeſetzten Bankett auf dem Schlüſſelzunfthaus.

25. Paſſionsfeier, veranſtaltet vom Münſterchor im Münſter.

26. Ausſtellung von Lehrlingsarbeiten im Muſikſaal und im Anſchluß daran Verteilung der Prämien an die durch ihre Probeſtücke ſich auszeichnenden Bewerber.

27 ffg. Es wird unter den Mitgliedern der Akademiſchen Geſellſchaft eine Sammlung veranſtaltet zu Gunſten des Neubaues für die öffentliche Bibliothek an der Ecke der Bernoulli- und der Schönbeinſtraße. Von den gegen 800,000 Franken betragenden Koſten will die Hälfte der Staat übernehmen; 100,000 Franken

haben die Erben des verstorbenen Prof. J. J. Merian gespendet; für weitere 100,000 Franken will die Akademische Gesellschaft von sich aus aufkommen. Den Rest sollen Freunde der Wissenschaft aus freiwilligen Gaben decken. Die von Architekt Emanuel La Roche herrührenden Pläne, die einige Tage in der Kunsthalle ausgestellt waren, ernten allgemeines Lob.

April 1893.

2./3. Ostersonntag und Ostermontag werden bei dem seit mehreren Wochen anhaltenden strahlend schönen Frühlingswetter von der halben Stadt zu Ausflügen benützt, in einer Weise, wie es seit Einführung der bürgerlichen Feiertage kaum je der Fall war.

4 ffg. Öffentliche Prüfungen der verschiedenen Schulanstalten und am Schluß der Woche (7. 8.) Promotionsfeierlichkeit verschiedener Mittelschulen.

7. Prof. Jakob Burckhardt tritt nach 35jähriger akademischer Thätigkeit von dem Lehrstuhl für Kunst- und Kulturgeschichte zurück.

8. Die Regierung erteilt dem Prof. Bernatzik an der juristischen Fakultät die erbetene Entlassung und ernennt zum außerordentlichen Professor für Nationalökonomie und Statistik neben Prof. Kozak Dr. Adler, bisher zu Freiburg i. B. — Wie verlautet, sind die freiwilligen Gaben für den Bibliothekneubau (s. 27. März) im Betrag von 200,000 Franken bereits zusammengebracht.

9. Im Stadttheater gelangt das Trauerspiel „Samuel Henzi" des Basler Dichters Emanuel Zäslin zur ersten Aufführung.

13. Großer Rat. In der letzten Sitzung der laufenden Amtsperiode wird nach einer Interpellation über die Angelegenheit des Umbaus des badischen Bahnhofs zunächst der für die ordent-

liche Aprilsitzung reglementsmäßige Rückständebericht beraten, wobei eine scharfe Debatte zwischen Freunden und Gegnern des Plans einer Kantonalbank sich entspinnt. Das Gesetz betr. Sonntagsruhe wird in zweiter Beratung erledigt und endgiltig angenommen, eine Änderung der Baulinien an der Malzgasse genehmigt, eine Motion betr. Baulinien am Klaragraben erheblich erklärt, in der Nachmittagssitzung endlich das Gesetz betr. Organisation der Polizei endgiltig genehmigt und ein Wirtschaftsrekurs abgewiesen.

14. Die Wintersaison des Stadttheaters 1892/93 schließt ab mit einer Aufführung der Braut von Messina. Das künstlerische Ergebnis dieses ersten Winters, da das Theater in staatlicher Regie betrieben wurde, mag befriedigen. Auf dem Gebiete der Oper wurde außer einigen hervorragenden Gastspielen ein Mozartcyklus als Hauptleistung aufgeführt, das Schauspiel, dem eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, und als dessen wichtigste Äußerung die treffliche Aufführung der Wallenstein-Trilogie mag genannt werden, verschaffte den Theaterfreunden einen genußreichen Winter. — Am 16. ffg. gastiert das Wiener Ensemble (Direktion Grafelli) unter mäßigem Erfolg mit einer Reihe besserer Possen.

20. In ihrer allgemeinen Sitzung bewilligt die Akademische Gesellschaft an den Bau eines neuen Bibliothekgebäudes auf dem Areal des Spalengottesackers nach den Plänen des Architekten Emanuel La Roche die Hälfte der Kosten mit 400,000 Franken. Diese Summe wird nur zum kleinsten Teil, etwa 50,000 Franken direkt aus den Mitteln der Gesellschaft aufgebracht, 100,000 Franken spendeten die Brüder Prof. J. J. Merians zum Andenken an den Verstorbenen und etwa 250,000 Franken wurden durch öffentliche Sammlung aufgebracht. Laut dem Vertrag zwischen der Regierung und der Gesellschaft, der jetzt noch der Ratifikation durch den Großen Rat harrt, soll die Summe in fünf Jahresraten entrichtet werden.

21. Der deutsche Socialistenführer Liebknecht hält in der Burgvogteihalle einen Vortrag über den Zukunftsstaat der Socialdemokratie.

22./23. Nach einem verhältnismäßig kurzen und nicht von allen Seiten mit gleicher Energie geführten Wahlkampfe bestellt das Basler Volk Regierung und Großen Rat neu für die Legislaturperiode 1893/96. Die Umstände hatten es mit sich gebracht, daß die Regierungswahlen das Hauptinteresse beanspruchten. In der Regierung war durch Rücktritt von Dr. Karl Burckhardt-Iselin eine Stelle erledigt, an die von den Radikalen Dr. Alb. Huber vorgeschlagen wurde. Von den übrigen Mitgliedern wurden Brenner, Falkner und Speiser nicht bestritten. Dagegen stellten die Freisinnigen für Oberst Bischoff einen Gegenkandidaten auf in der Person von Reallehrer J. Fr. Schär, weil die Partei der Quartiervereine gegen Dr. Huber die Kandidatur von Civilgerichtspräsident Iselin aufgestellt hatte. Ferner bestritt die socialdemokratische Partei Reg.-Rat Zutt, jedoch ohne eine Gegenkandidatur entgegenzustellen. Die Katholiken bekämpften Reg.-Rat Philippi mit der Person von Dr. Karl Stehlin. Bei einer Beteiligung von 7258 von 11,400 Stimmberechtigten, also bei einem absoluten Mehr von 3643 wurden gewählt Reg.-Rat. Dr. P. Speiser mit 6931, Dr. E. Brenner und Oberst R. Falkner mit je 6639, Dr. R. Zutt mit 6445, R. Philippi mit 6000, Oberst W. Bischoff (sämtlich bisher) mit 4117, Civilgerichtspräsident Dr. Isaak Iselin (neu) mit 4040 Stimmen. In Minderheit blieben Dr. A. Huber mit 3164, Lehrer J. Fr. Schär mit 2885 und Dr. Karl Stehlin mit 467. — Der erste Wahlgang der Großratswahlen ergab etwa 55 Freisinnige neben 35 Konservativen, ferner einige wenige Mitglieder der Mittelpartei, Arbeiter und Katholiken. Es sind bloß 102 von 130 Wahlen im ersten Skrutinium zustande gekommen. Die Stimmenzersplitterung war zu erwarten, da im ganzen über 240 Vorschläge für die 130 Sessel

ergangen waren. Außer den 28 Nachwahlen werden in den nächsten Wochen für drei doppelt gewählte Großratsmitglieder, sowie für den in die Regierung tretenden Dr. Isaak Iselin Ergänzungswahlen vorzunehmen sein.

25. Im „goldenen Hirschen" im Kleinbasel wird eine größere Versammlung abgehalten zur Besprechung der Frage, wie sich der badische Bahnhof künftig gestalten werde. — Nachdem er sich erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit vom aktiven Dienst zurückgezogen, stirbt nach langem Leiden doch unerwartet Pfr. Karl Sartorius-Burckhardt, geb. 1824. In seiner Jugend war er Seelsorger in Bretzwil, dann Jahrzehnte lang an der städtischen Gemeinde St. Elisabethen gewesen.

27. Die Königin von England passiert auf ihrer Heimreise von Florenz am Abend um 5 Uhr den Centralbahnhof.

28. In ihrer Schlußsitzung wählt die Gemeinnützige Gesellschaft zum Vorsteher für 1893/94 Georg Von der Mühll.

29. Als Nachfolger Jakob Burckhardts wird zum Professor der Kunstgeschichte berufen ein junger Landsmann, Dr. H. Wölfflin, zur Zeit Privatdocent für Kunstgeschichte in München. — Der 28jährige Kommis Fricker aus Baselland wird wegen Vergiftung seiner Frau vom Strafgericht zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, legt aber gegen diesen Spruch sofort Berufung ein.

29./30. Die 28 Stichwahlen in den Großen Rat fallen in 10 Fällen für die Rechtsparteien, in den übrigen 18 für die Vereinigten Freisinnigen aus.

30. Im Musiksaal bringt die Allgemeine Musikgesellschaft in einem Extrakonzert den „Manfred" von Byron und Schumann zur Aufführung unter Mitwirkung der Solisten Possart und Rud. Christians, sowie Frau M. Kuhn (letztere beide vom Basler Stadttheater). Die vollendete Sprechkunst des Altmeisters Possart und

ſeine ſouveräne Beherrſchung der Rolle riß alle Zuhörer zu rückhaltloſeſter Bewunderung hin.

Mai 1893.

1. Die Arbeiterfeier des 1. Mai verläuft ſehr zahm unter mäßiger Beteiligung mit Feſtzügen und Verſammlungen in der Burgvogtei und im Platanenhof.

1 ffg. Der ſchweiz. Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit und die ſchweizeriſche Verbindung der Freundinnen junger Mädchen halten in Baſel ihre Jahresverſammlung ab, wobei namentlich die öffentlichen Verſammlungen des Abends in der Martinskirche in weiteren Kreiſen Beachtung finden.

2. Der deutſche Kaiſer Wilhelm II. paſſiert auf der Rückreiſe von der ſilbernen Hochzeitfeier des italieniſchen Königspaares in Rom ſamt ſeiner Gattin im Hofzug um 2½ Uhr nachmittags unſere Stadt, nachdem im Laufe des Vormittags in Luzern ein glänzender offizieller Empfang durch die Bundesbehörden ſtattgefunden hat. — Am Abend wird im Muſikſaal die Generalverſammlung des Konſumvereins abgehalten und für 1892 eine Dividende von 8 % beſchloſſen.

3. Nachdem ſeit dem Schneegeſtöber vom 18. März keine meßbare Regenmenge mehr gefallen, erquickt ein Gewitterregen die lechzende Natur. Nach den Ausführungen von Prof. Alb. Riggenbach (Allgem. Schweiz. Zeitung vom 20. April) iſt dieſe beinahe ſiebenwöchige Trockenheitsperiode mit ihrem faſt zur Ermüdung anhaltenden ſchönen Wetter und Sonnenſchein ein Unikum in unſern Witterungsannalen, zumal für dieſe ſonſt eher veränderliche Jahreszeit. Die längſte in den 115 Jahre umfaſſenden Beobachtungsreihen über die Basler Witterung aufgezeichnete Trockenheitsperiode umfaßt nicht ganz ſechs Wochen, nämlich die 41 Tage vom 3. Dez. 1756 bis zum 12. Januar 1757. Für die Reben und den Obſt-

bau war dieſe ſonnenreiche Zeit des ſchönen Wetters, ſo viel ſich bis jetzt überſehen läßt, außergewöhnlich günſtig, während die Wieſen und teilweiſe auch das Getreide ſchwer darunter litten.

4. Der Gedankenleſer Mr. Stuart C. Cumberland gibt eine Vorſtellung im Cafe Spitz.

7. Die Nacht vom Samſtag auf den Sonntag ſchädigt durch ſtarken Froſt die ohnehin infolge der noch immer anhaltenden Trockenheit ſchwer geſchädigte Landwirtſchaft aufs neue. — In ihrem Frühlingskonzert bringt die Liedertafel außer den bei dieſem Anlaß üblichen Volks- und Kunſtgeſängen auch Opernchöre („Fidelio" und „Fliegender Holländer") zur Aufführung.

8. Großer Rat. Die konſtituierende Sitzung der neu gewählten Behörde, der bevorſtehenden Himmelfahrtsfeier wegen ausnahmsweiſe an einem Montag abgehalten, wird eröffnet durch den Alterspräſidenten Georg Kiefer. Dann wird zum Präſidenten gewählt der Statthalter des frühern Großen Rates, Alt-Ratsherr Dr. K. Burckhardt-Burckhardt, zum Statthalter Dr. Paul Scherrer, im übrigen wird das frühere Bureau beſtätigt. Regierungspräſident wird Oberſt R. Falkner, Vizepräſident Dr. Ernſt Brenner. Nachdem das Bureau die Wahlakten-Prüfungskommiſſion beſtellt hat (Präſident Oberſtl. Emil Biſchoff), wird die Petitionskommiſſion gewählt, zu deren Präſidenten Ständerat Dr. F. Göttisheim und nachdem dieſer abgelehnt hat, im zweiten Wahlgang Strafgerichtspräſident Dr. H. David. Endlich wird Ankauf eines Hauſes an der Kronengaſſe und der zur Erweiterung der Gasanſtalt erforderliche, ziemlich namhafte Kredit ohne Diskuſſion genehmigt und zum Schluß ein Anzug Kern abgewieſen, der ſchon für die bevorſtehende Wahl eines Präſidenten des Civilgerichts die durch Verfaſſung geforderte, aber noch nicht geſetzlich geregelte Volkswahl einführen wollte.

10. Der Regierungsrat teilt ſeinem neugewählten Mitgliede Dr. Iſaak Iſelin die Leitung des Polizeidepartements zu. — Das

Komitee zur Kleinbasler Gedenkfeier schließt seine Rechnungen mit einem Aktivsaldo von Fr. 8321. 40 ab. Davon werden 4000 Franken an wohlthätige und gemeinnützige Anstalten vergabt, der Rest fällt als Fonds für den Bau eines monumentalen Gedenkbrunnens der Verwaltung durch die Staatskasse anheim.

14. Die Taubstummenanstalt in Riehen feiert ihr 55. Jahresfest. — Unter dem Zustrom vieler Gäste von auswärts wird das Frühjahrs-Haupt-Konsulats-Fest der Allgemeinen Radfahrer-Union begangen mit Kommers, Bankett, Korso und abendlichem Ball. Bei dem mit dem Fest verbundenen Rennen siegten beim internationalen Rennen (300 Kilom. Basel-Kolmar-Straßburg-Kehl-Freiburg-Basel) Stephane (Paris) mit 11 Std. 10 Min. und Allard (Paris) mit 11 Std. 17 Min.; im Unionsrennen (300 Kilom. gleiche Route) Fischer (München) mit 12 Std. 6 Min.; im Hauptkonsulatrennen (200 Kilom. Basel-Freiburg-Breisach-Mülhausen-Basel) A. Gutknecht (Mülhausen) mit 6 Std. 50 Min. und J. Wersinger (Mülhausen) 7 Std. 44 Min. — Im benachbarten Birsfelden wird das Bezirksgesangfest des basellandschaftlichen Bezirks Arlesheim gefeiert.

17. Zum erstenmal seit Mitte März fällt in erheblichem Maß Regen, und zwar mehrere starke gewitterhafte Schauer, die sich auch am folgenden Tage kräftig und häufig wiederholen. Es charakterisiert die ganz außerordentlichen Witterungsverhältnisse dieses Frühjahrs, daß auch die durch die lange Trockenheit nicht direkt in Mitleidenschaft gezogene Stadtbevölkerung diesen endlich eintretenden Witterungsumschwung mit wahrer Freude als eine förmliche Erlösung begrüßt.

18. Großer Rat. In einer Vormittagssitzung werden die Wahlen vom 22./23. und vom 29./30. April validiert, dann wird der Erziehungsrat gewählt und schließlich der Entwurf eines Großratsbeschlusses betr. Neubau der öffentlichen Bibliothek angenommen.

18 ffg. Die Sektion Handelsgärtner des hiesigen Handwerker- und Gewerbevereins veranstaltet auf dem Areal der Schiffländе eine gelungene Blumenausstellung.

19. Herrn Prof. Dr. Jakob Burckhardt wird zur ehrenvollen Erinnerung an sein 50. Doktorjubiläum das erneuerte Diplom durch den Pedellen der Universität überreicht. Jede weitere Feierlichkeit unterblieb auf den Wunsch des Gelehrten.

27. Der Regierungsrat nimmt die ihm reglementsgemäß obliegenden, zum Teil sehr wichtigen Wahlen verschiedener Kommissionen und Delegationen auf eine neue Amtsdauer von drei Jahren vor.

28. Der Gesangverein führt im Münster Händels Messias auf unter Direktion von Dr. A. Volkland. Als Solisten wirken mit Fräulein P. v. Sicherer und Ch. Huhn sowie die Herren Rob. Kaufmann, A. Sistermans und A. Glaus.

29. Es bildet sich ein kantonaler Schützenverein Basel-Stadt unter dem Vorsitz von Major Lüdin. Der Verband umfaßt die meisten und angesehensten Schützenvereine des Kantons.

30. Ein eisernes Tankschiff, das von der Basler Maschinenbau-Gesellschaft für den Spediteur Karl Stumm zum Transport von Öl zwischen den Niederlanden und Basel gebaut wurde, geht als erstes seiner Art, das bei uns entstand, in Klein-Hüningen von Stapel.

Juni 1893.

1. Großer Rat. Nach einigen unwichtigen Interpellationen wird zum 1. Civilgerichtspräsidenten gewählt Dr. G. Brotbeck, bisher 3. Civilgerichtspräsident. Dann wird die Petitionskommission ergänzt, werden einige Häuserankäufe zum Zweck des Umbaus der innern Stadt ratifiziert, es wird der Bau eines Polizeipostens in Klein-Hüningen beschlossen und das Gesetz betr. die Beamten der Strafanstalt durchberaten. Endlich schreitet die Behörde nach langer Debatte

zur Tagesordnung über einen Anzug Ad. Müller-Ott betr. Einführung ſtaatlicher Lehrwerkſtätten.

2. In einer allgemeinen Sitzung der Gemeinnützigen Geſellſchaft wird ein regelmäßiger jährlicher Beitrag von 10,000 Franken an die Frauenarbeitsſchule beſchloſſen. Vom Kanton hoffen die Leiter 12,000, vom Bund 11,000 Franken zu erhalten. Mit einem Budget von 33,000 Franken im Jahr läßt ſich die Unentgeltlichkeit der Schule und eine höhere Beſoldung der Lehrkräfte durchführen, auch wenn an der Organiſation nichts geändert wird. Da den Befürwortern einer Verſtaatlichung der Arbeitsſchule (Anzug Gaß im Großen Rat) meiſt an dieſen Poſtulaten gelegen war, ſo iſt Ausſicht vorhanden, die Anſtalt unter bisheriger Leitung zu erhalten.

3 ffg. Kantonalſchützenfeſt im benachbarten Binningen.

7. Laut der eben abgeſchloſſenen Univerſitätsſtatiſtik über das Sommerſemeſter 1893 zählt unſere Hochſchule gegenwärtig außer 93 Docenten 429 immatrikulierte und 75 nicht immatrikulierte Zuhörer. Von den immatrikulierten Studierenden gehören 141 Baſelſtadt, 215 der übrigen Schweiz, der Reſt dem Ausland an.

8. Der Große Rat beſchäftigt ſich in ſechsſtündiger Debatte mit dem Ratſchlag der Regierung betr. Umgeſtaltung des Centralbahnhofs und weiſt ſchließlich das Geſchäft zu nochmaliger allſeitiger Prüfung an eine fünfzehngliedrige Kommiſſion, die er zu wählen ſich ſelber vorbehält.

11. Von fünf Wahlen zur endgiltigen Konſtitution des Großen Rates (Erſatz für drei Doppelwahlen, einen ablehnenden Gewählten und Regierungs-Rat Dr. Iſaak Iſelin) fallen vier zu Gunſten der freiſinnigen Mehrheit, eine fällt zu Gunſten der Konſervativen aus.

14. Die Regierungsratsverhandlungen veröffentlichen das Ergebnis der 1892er Staatsrechnung: Einnahmen 6,453,905 Franken, Ausgaben 6,965,673 Franken, Defizit (aus dem Reſervefonds zu

decken) 512,068 Franken. — Seit Jahren kommt es zum erstenmal vor, daß die Direktion des Gas- und Wasserwerks die Abonnenten bitten muß, den Verbrauch an Wasser nach Möglichkeit einzuschränken. Denn nach den allzu kurzen Regengüssen vom 17. v. M., die zwar ergiebig waren, aber von der trockenen Natur rasch aufgeschluckt wurden, trat wieder Dürre ein. Infolge dessen ist der Erguß der Grellinger Quellen so tief gesunken, daß das Pumpwerk in den Langen Erlen den Ausfall nicht mehr zu decken vermag und jene Bitte an die Einwohnerschaft nötig wurde.

17. Andreas von Tuhr und Lassa Oppenheim werden vom Regierungsrat zu ordentlichen Professoren der juristischen Fakultät befördert.

18. Zum Wettrennen des Schweiz. Rennvereins auf der Schützenmatte lagen mehr Anmeldungen vor, als je zu einem andern schweizerischen Rennen. Es gewannen Preise am ersten Tag im Militärreiten Dragonerwachtmeister Osk. Vögtlin aus Hochwald, Dragonerwachtmeister Louis Jaquiery aus Demoret (Waadt), Dragonerwachtmeister G. Mallet aus Genf, Dragoner Martin Stöcklin aus Dornach und Guide Aug. Albin aus Riehen; beim Herrenreiten G. Müller aus Luzern, F. Lohmann aus Genf und C. Heidenhauß aus Genf; beim Trabfahren Lizon aus Nyon, F. Baumann aus Zürich, A. Levaillant aus Genf und B. Stähelin aus St. Gallen; beim Hürdenrennen W. Bachofen aus Basel und C. Heidenhauß aus Genf (letzterer erhielt den 2. und den 3. Preis); im Offiziers-Jagdrennen Artillerie-Lieutenant P. Langenheim aus Thun, Artillerie-Lieutenant G. Perrot aus Genf, Dragoner-Hauptmann J. B. Staub aus Zürich. — Am Montag erzielten Preise im Jockey-Rennen F. Lohmann aus Genf, W. Bachofen aus Basel und C. Heidenhauß aus Genf; beim Trabreiten F. Baumann aus Zürich, Lizon fils aîné aus Nyon, C. Schladenhaufen aus Carouge, Alex. Levaillant aus Genf, Jak. Gehri aus Morges;

beim Militärhürdenreiten Dragonerwachtmeiſter Osk. Vögtli aus Hochwald, Dragonerwachtmeiſter Godefroy Mallet aus Genf, Dragoner Fritz Schmied aus Üttligen, Guide Fritz Schorr aus Muttenz und Dragoner Martin Schaub aus Magden; beim Steeple Chaſe Emil Müller aus Luzern, Gaſton Perrot aus Genf und C. Heidenhauß aus Genf; beim Sektionsjagdrennen der Sektion Baſel endlich Peter Saraſin und Emil LaRoche aus Baſel. Leider ereignete ſich am erſten Tag ein Unglück dadurch, daß beim Offiziers-Jagdrennen eine Anzahl Zuſchauer überritten und verwundet wurden, am 19. dann dadurch, daß beim Militärhürdenreiten Dragonerwachtmeiſter Jaquiery beim Nehmen eines Hinderniſſes ſtürzte, wobei ihm das Pferd ſchwere Verletzungen beibrachte.

19. Die evangeliſch-reformierte Synode nahm in ihrer ordentlichen Sitzung unter dem Präſidium von Profeſſor Jakob Wackernagel den Bericht des Kirchenrates über 1892 entgegen und genehmigte ihn nach kurzer Diskuſſion.

21. Es geht ein tüchtiges Gewitter über uns dahin, das nun eine mehrere Tage andauernde wohlthätige Regenperiode einleitet. Seit dem 15. März hatte nicht mehr ein längere Zeit andauernder, den Boden mehr als oberflächlich befeuchtender Regen ſich eingeſtellt. Die Heuernte iſt infolge deſſen in unſerer Gegend auf Null geblieben; die Viehpreiſe ſanken und unter den Bauern herrſchte Kummer und Sorge. Nun iſt wenigſtens die Hoffnung auf einen normalen Emd nicht abgeſchnitten.

25 ffg. Die Miſſionsfeſtwoche ſpielt ſich im üblichen Rahmen ab, ohne daß deren erſte Tage dem Rufe der guten Witterung, in dem ſie von jeher ſtand, Ehre machen.

26. Das Appellationsgericht verurteilt den 27jährigen Fricker aus Gelterkinden zu lebenslänglichem Zuchthaus, weil er ſeine Frau vergiftet hat. Fricker, der am 29. Mai vor Straf-

gericht ſtand, iſt nicht geſtändig, es liegen aber gegen ihn die ſchwerſtwiegenden Judizienbeweiſe vor.

27. Die Generalverſammlung der Aktionäre der Schweiz. Centralbahn ſetzt die Dividende feſt auf 20 Fr. per Aktie. Sodann wird eine Statutenänderung vorgenommen, die dem Bund und den Kantonen, ſofern ſie Aktien der Bahn erwerben, bedeutende Vorrechte in Bezug auf ihr Stimmrecht einräumt.

29. Großer Rat. Zum 3. Präſidenten des Zivilgerichts wird aus 5 Bewerbern mit 60 gegen 47 Stimmen im 2. Wahlgang gewählt Dr. Alb. Huber. Dann wählt der Rat die 15gliederige Kommiſſion zur Erdauerung der Frage betr. den Umbau des Centralbahnhofs und ſtellt an deren Spitze Dr. Karl Stehlin. Ferner wird Verlängerung des Klaragrabens beſchloſſen, es werden einige Nachtragskredite bewilligt, das Geſetz betr. die Beamten der Strafanſtalt gelangt in 2. Leſung zur Vereinigung und zwei Anzüge (Arnold betr. Verſicherung gegen Arbeitsloſigkeit und Schwehr betr. Übernahme wenig angebauter Straßen durch den Staat) werden von ihren Urhebern zurückgezogen, da die Regierung ſchon ähnliches ventiliert. Mit einigen Berichten der Petitionskommiſſion über untergeordnete Eingaben ſchließt dieſe letzte Sitzung vor den großen Ratsferien.

30 ffg. Auf der Schützenmatte hält ein großer elektriſch beleuchteter Cirkus, Drexler-Lobe, mit einem Zuſchauerraum für 3000 Perſonen, ſeine Vorſtellungen ab.

Juli 1893.

1. In der Nacht bricht in der Aliothiſchen Maſchinenfabrik in Klein-Baſel Feuer aus, das aber unter wackerer Mithilfe der Feuerwehr nach zwei Stunden kaum gelöſcht werden, nicht ohne beträchtlichen Schaden anzurichten.

2. Die Hüttenprobe für das bevorſtehende Sängerfeſt fällt

bei ſchönem Wetter und einer wahrhaft tropiſchen Hitze ſehr befriedigend aus. Der Bau der Hütte macht namentlich von innen einen impoſanten Eindruck, die Muſik- und Geſangvorträge laſſen auch die Akuſtik als eine ſehr günſtige hervortreten, und wenn die Stimmung des zahlreichen Publikums bis zum Feſt anhält, ſo können ſich die Unternehmer nicht beklagen. — Um 8 Uhr kommt der Zürcher Ruderklub per Schiff hier an, begleitet von den hieſigen und benachbarten Rudervereinen. Es handelt ſich um eine moderne Wiederholung der alten Hirſebreifahrt. Die Reiſe wird aber in Baſel unterbrochen und erſt am Montag früh fahren die Zürcher nach Straßburg weiter. — Die Einweihung einer eiſernen Wendeltreppe, die den Hauptturm der Landskrone wieder zugänglich macht, geſtaltet ſich zu einem gelungenen Volksfeſt in der alten Burg.

8. 9. 10. Das 19. Eidgenöſſiſche Sängerfeſt, das dritte der in Baſel gefeierten, zugleich die Feier des 50jährigen Beſtandes des Schweiz. Sängerbundes, nimmt unter dem Präſidium von Ständerat Göttisheim einen außerordentlich gelungenen Verlauf. Nachdem die Liedertafel die Aufgabe abgelehnt hatte, die Organiſation des Feſtes zu übernehmen, hatte der Männerchor die Pflicht auf ſich genommen. Als Feſtplatz hatte man, wie früher ſchon, den für ſolche Anläſſe unvergleichlich günſtig gelegenen Petersplatz gewählt. An der dem Petersgraben gegenüberliegenden Seite war die gewaltige Feſthalle nach Plänen von Paul Reber erbaut worden. Sie faßte 6000 Zuhörer, das Podium 3000 Sänger, die längs dem Schiff auf beiden Seiten dahin laufenden Emporen boten beſonders bevorzugte Plätze. Nachdem ſchon am 2. Juli eine gut beſuchte Hütteuprobe ſtattgefunden und bei der Hauptprobe des Begrüßungskonzertes am 7. ganz Baſel ſich in der Hütte und auf dem Feſtplatze Stelldichein gegeben hatte, wurde am 8. um die Mittagszeit die Centralfahne durch eine ihr entgegengeſandte Abordnung der Kommiſſionen begrüßt und am Nachmittag

durch einen zahlreichen Festzug vom Klingenthal durch die ganze Stadt nach dem Festplatz geleitet. Hier nahm sie im Verlauf des Begrüßungskonzertes Dr. Göttisheim, als Sprecher der Basler, von Bankdirektor Sarer, dem Vertreter der St. Galler — in St. Gallen hatte das Sängersymbol seit 1886 geweilt — mit passender Rede und Gegenrede in Empfang. Als Hauptnummer des Programms hatte das Begrüßungskonzert „Mirjams Siegesgesang" von Schubert (Text von Grillparzer) geboten, in dem der Gesangverein die Chorpartien, die viel gefeierte Diva der Berliner Oper, unsre Landsmännin Frau Emilie Herzog die Soli sang. Außerdem trat der Männerchor bei dem Konzert auf. Der Abend war der freien Geselligkeit gewidmet. Doch zogen sich die Sänger früh in die rings in der ganzen Stadt ihnen bereiteten Quartiere, z. T. in Schulhäusern und Turnhallen zurück. Es ließ sich schon an diesem Eröffnungstage sehen, daß das Basler Fest sowohl an Zahl der teilnehmenden Vereine als der Sänger seine Vorgänger überragen werde. Denn eine Reihe der namhaftesten Kunstgesangvereine aus Basel (Liedertafel), Bern, Zürich ꝛc. nahmen zwar nicht am Wettgesange teil, traten aber als Gastvereine auf und halfen so doch die Schar vermehren. — Am folgenden Tage, Sonntag, fanden die Wettgesänge statt und zwar zum ersten Male nach dem während der letzten Jahre durchberatenen und angenommenen neuen Reglement. Dieses stellt für den Wettgesang 4 Klassen auf: 1. leichtern, 2. schwerern Volksgesang, 3. leichtern, 4. schwerern Kunstgesang. Es läßt gleichzeitigen Wettgesang für jede dieser Kategorien zu und gibt für jede einzelne Kategorie einen besondern obligatorischen Gesang neben dem frei gewählten Konkurrenzstücke vorzutragen auf. Man hatte die Einrichtung getroffen, daß der leichtere Volksgesang in der Martins-, der schwierigere in der Münstertirche am Sonntag Morgen ihre Wettkämpfe halten sollten, während gleichzeitig in der Festhalle, zeitlich aufeinanderfolgend, die Konkurrenz der Kunst-

gesangvereine sich abwickelte. Der Nachmittag brachte die Delegierten-Versammlung im großen Hörsaal des Bernoullianums, wo Landammann Sarer und Niggli, der Historiograph des Sängerbundes, zu dessen Ehrenmitgliedern ernannt wurden und wo man Bern für das nächste Fest in Aussicht nahm. In der Festhalle hielt man die Hauptproben der Volks- und Kunstgesangaufführungen der vereinigten Sänger für den folgenden Tag ab und am Abend folgte das fröhlichste Hütten- und Festleben, an dem nun auch die Sängerschaft sich in weitergehendem Maße beteiligte und das wohl 20,000 Personen auf dem Petersplatz und in der Festhütte vereinigte. Leider in der letztern nur zu viele. Denn infolge irgend eines organisatorischen Mangels war die Kontrolle an den Thüren des gewaltigen Raumes nicht mit der wünschenswerten Strenge, oder ehrlich gestanden gar nicht gehandhabt worden, die Sänger und die Inhaber von Eintrittskarten konnten nicht zu ihren Plätzen gelangen, eine unzählbare Menge drängte und schob sich in dem weiten Raum. Dennoch wickelte sich das Programm ab, die Basler Turner thaten mit einer Reihe von Vorführungen verschiedenster Art ihr Bestes und unermüdlich sorgte die vielverdiente Festmusik, die Konstanzer Regimentsmusik, für den Ohrenschmaus der Anwesenden. — Der Montag Morgen brachte eine Massenaufführung im Volksgesang unter Direktor Kempters (vom Basler Männerchor) Leitung, wobei sich zu der wiederum unter stürmischem Applaus auftretenden Frau Herzog als weitere Solisten Rob. Kaufmann (Basel) und J. Burgmeier (Aarau) gesellten. Es folgte die Preisverteilung für den Volksgesang. In der 1. Kategorie errangen die 3 ersten Lorbeerkränze Frohsinn Zürich, Männerchor Pfäffikon und Männerchor Arbon, in der 2. Kategorie Konkordia Wyl, Männerchor Wiedikon und Männerchor Enge, wie denn überhaupt der allezeit sangesfrohe Kanton Zürich wohl den dritten Teil der konkurrierenden Vereine und Sänger gestellt hat. Am Nachmittag

folgte das Maſſenkonzert der geſamten Kunſtgeſangvereine mit den bereits genannten Soliſten. Hauptnummer war Felicien Davids meiſterhaft ausgeführtes Tongemälde „die Wüſte“. Die Preisverteilung ſchied die 3 erſten Lorbeerkränze für leichtern Kunſtgeſang zu den Vereinen Liedertafel Biel, Männerchor Solothurn, Männerchor Außerſihl, für ſchwerern Kunſtgeſang fielen bloß dem Frohſinn St. Gallen und dem Stadtſängerverein Winterthur Lorbeerkränze zu. Dann bewegte ſich der zweite Feſtzug, weit länger, aber nicht weniger monoton als der erſte, mit Blumen aus allen Fenſtern überſchüttet, durch die reich dekorierten Straßen der Stadt. — Und jetzt begann ein glänzender Kehraus des ſchönen Feſtes. Noch einmal füllte ſich die weite, prächtige, mit elektriſchen Lampen taghell erleuchtete Halle, diesmal in beſſerer Ordnung als geſtern, mit den Sangesbrüdern und ihren Freunden. Noch einmal füllten den weiten Raum mit ihren Weiſen die Konſtanzer. Noch einmal tanzten ihre Reigen und bauten ihre lebendigen Pyramiden die Turner vor dem gewaltigen Hintergrunde der Jungfrau, deren Koloſſalbild, von Maler Schweizer gemalt, die eine, dem Haupteingang gegenüberliegende Schmalwand ausfüllte. Noch einmal erging ſich draußen unter den Bäumen des Petersplatzes bei den Klängen einer zweiten feſtlichen Muſik eine ungezählte Menge, da brach gegen 11 Uhr ein gewaltiger Platzregen los, der all dieſes Treiben in die Hütte hineinkonzentrierte, wo es ſich zum Teil bis in den hellichten Dienſtagmorgen hinein fortſetzte. An dieſem vierten, nicht mehr offiziellen Feſttag genoſſen dann die Sänger, von denen die Stadt noch immer wimmelte, wieder die Gunſt des Wetters, die ihnen eben in der Nacht nur auf kurze Zeit untreu geworden war. — Ein letzter Nachhall von dem ſchönen Feſte tönte am Sonntag, 16. Juli, nach. Da vereinigten ſich die Mitglieder des feſtgebenden Vereins und der verſchiedenen Komites mit ihren Angehörigen und einer weitern Bürgerſchaft, ſoviel der Raum

gestattete, zu einer tief in die Nacht hinein ausgedehnten Unterhaltung, in deren Kosten sich teilten der Männerchor mit seinen Gesangsvorträgen, die Turner und die Mülhauser Regimentsmusik; die Konstanzer waren bereits wieder bei einem andern Schweizer Fest thätig.

10. Das Appellationsgericht verurteilt den bereits vorbestraften Dl. Jenny aus Basel wegen Einbruchdiebstahls in der Grundbuchverwaltung, wo er als Gehilfe thätig gewesen war, obschon er nicht gestehen will, zu 5 Jahren Zuchthaus.

14. Am Abend geht ein gewaltiges Gewitter über Basel nieder. In etwa $1^1/_2$ Stunde fallen 55 mm. Regen. Einer der zahlreichen Blitze schlägt in einem Güterschuppen der Centralbahn. Dank der Geistesgegenwart der Angestellten kann das Feuer im Keim erstickt werden. Der plötzlich und unerwartet fallende Regen läßt das im Sommerkasino zu feiernde französische Nationalfest zu Wasser werden. Es wird dafür, allerdings wiederum nicht sehr von der Witterung begünstigt, am 16. Juli abgehalten.

15. Der Bündelitag, an dem schon seit einigen Jahren nicht mehr Schule gehalten wird, reguet die Hundstagferien in einer Lehrern wie Schülern wenig erwünschten Weise mit wiederholten Regenschauern ein. Wie üblich, herrscht an diesem Tag eine allgemeine Stadtflucht, und sämtliche Basel verlassenden Bahnzüge sind trotz ihrer ungewöhnlichen Länge gefüllt und überfüllt.

18. Am Jugendfest des Äschenquartiers wird die Neuerung eingeführt, daß die Teilnehmer auf ihrem Festplatz in Muttenz einzelne Scenen aus Wilhelm Tell in passenden Kostümen aufführen. — Aus unbekannter Ursache bricht im Geschäft der Firma Levy Finger und Söhne am Totentanz gegen Mitternacht Feuer aus, so daß das ganze Gebäude ausbrennt.

22. Die Regierung faßt den Beschluß, die dringendsten Reparaturen an der Elisabethenkirche vornehmen zu lassen und dem

Großen Rat Vorlagen zu unterbreiten betr. eine ſyſtematiſche Renovation der Kirche.

25. Jugendfeſt des St. Albanquartiers.

26. Eine Verſammlung von Delegierten verſchiedener Vereine beſchließt, auch heuer ein St. Jakobsfeſt abzuhalten, aber von einer Abendfeier in der Burgvogtei abzuſehen. Auch ſoll die Feier nicht am 26. Auguſt begangen werden, ſondern am 27., der auf einen Sonntag fällt.

30 ffg. Im Muſeum wird Arnold Böcklins neueſtes Werk ausgeſtellt, ein Selbſtporträt des Künſtlers, und wird ſofort von der Kunſtkommiſſion für das Muſeum angekauft.

Auguſt 1893.

4. Die St. Jakobskommiſſion wählt zum diesjährigen Redner Pfarrer Aug. Steiger zu St. Eliſabethen.

8. Es finden die beiden letzten Jugendfeſte der Saiſon ſtatt, das des Steinenquartiers nach Muttenz und das der Spalen nach dem Zoologiſchen Garten.

9. In der Liegenſchaft Birmannsgaſſe 17 bricht um ½5 Uhr am Abend ein Schadenfeuer aus und verzehrt vor Ankunft der Feuerwehr den Dachſtuhl des Hinterhauſes. Mehrere Haushaltungen werden obdachlos.

13. Bei einem ſeit mehrern Tagen anhaltenden und noch auf längere Zeit hinaus beſtändig ſchönen aber außerordentlich heißen Sommerwetter wird auf der Breite das 3. baſelſtädtiſche Kantonalturnfeſt gefeiert. Außer den verſchiedenen baſelſtädtiſchen Turnvereinen beteiligen ſich auch eine ganze Anzahl aus den Nachbarkantonen, aus Elſaß (u. a. der Schweizer Turnverein aus Gebweiler mit 60 Mann) und aus Baden, im ganzen 600 Turner. Für Sektionswettturnen wurde keine Rangordnung aufgeſtellt, ſondern nur die konkurrierenden Vereine in 2 Kategorien (Lorbeer-

und Eichenkränze) geteilt. Die drei ersten Preise im Kunstturnen errangen Ludw. Groschupf, Eichenberger (beide aus Basel) und Th. Zürcher (St. Gallen), im Nationalturnen H. Reeser, E. Hasler (Basel) und K. Zweilin (Arlesheim). Am Abend beschloß eine Abendunterhaltung auf dem elektrisch beleuchteten Festplatz, dem Spielplatz an der Zürcherstraße, den gelungenen Tag.

14. Wiederbeginn sämtlicher Schulen nach den 4wöchigen Hundstagsferien.

15. Dr. J. J. Vischer-Iselin, Mitglied des Appellationsgerichts, früher Präsident des Zentralbahndirektoriums und in den mannigfaltigsten öffentlichen Stellungen um seine Vaterstadt Basel viel verdient, stirbt 71jährig.

18. Im Alter von 67 Jahren stirbt Karl Preiswerk-Sulger, der sich in der Stadtverwaltung mannigfach bethätigte und sich namentlich um die Armenpflege in deren verschiedensten Zweigen reich verdient gemacht hat. — Eine 56jährige Witwe führt durch unvorsichtige Manipulation mit der Petroleumlampe eine Explosion herbei und findet infolge der dabei erlittenen Brandwunden samt einem $2^1/_2$jährigen Pflegekind den Tod.

19. Der Verein junger Kaufleute ändert seinen Namen ab und heißt jetzt Kaufmännischer Verein. Er tritt dem schweizerischen kaufmännischen Verein bei.

20. Bei der eidgenössischen Abstimmung über Einführung eines Schächtverbots in die Bundesverfassung gibt der Stand Baselstadt 3480 Ja und 1058 Nein ab, entgegen dem Rat seiner Vertreter in der Bundesversammlung und der gesamten kantonalen Presse mit Ausnahme der Allgemeinen Schweizer-Zeitung. Auch das Schweizer Volk nimmt die Vorlage an mit rund 190,000 gegen 120,000 Stimmen und $11^1/_2$ gegen $10^1/_2$ Standesstimmen.

21. Die seit mehreren Tagen herrschende Hitze steigert sich fast bis zur Unerträglichkeit. Der Rhein zeigt trotz den bereits

ziemlich langen und angenehm kühlen Nächten 18° R., dem entsprechend schlägt die Badesaison in unsern Flußbädern ihre höchsten Wogen. Dagegen hat die Trockenheit unerfreuliche Folgen für die städtische Wasserleitung und die Verwaltung muß den Konsumenten neuerdings durch öffentliche Bekanntmachung Sparsamkeit anempfehlen. — In Wien stirbt Oberbaurat Achilles Thommen im Alter von 61 Jahren; er hat als Ingenieur beim Bau der ersten Centralbahnlinien, dann der Brennerbahn, später in maßgebender Stellung zu Wien unter seinen Fachgenossen sich einen angesehenen Namen erworben.

25. Nach langem Leiden stirbt im Alter von 63 Jahren der vor einem halben Jahr ins Privatleben zurückgetretene alt Regierungsrat Dr. Karl Burckhardt-Iselin. Er gehörte zwei Jahrzehnte lang der baselstädtischen Exekutive an, und war der letzte Bürgermeister unter der alten Verfassung, wie auch der erste Regierungspräsident unter der neuen von 1875 gewesen. Von 1875 bis 1889 vertrat er als ein in allen Lagern gern gesehener Vertreter Baselstadt im Nationalrat. Seine Beerdigung am 26. gestaltete sich zu einer außergewöhnlich stattlichen Kundgebung.

26. und 27. Die Münstergemeinde bestätigt mit 510 von 514 abgegebenen Stimmen bei 2412 Stimmberechtigten als Oberstthelfer auf eine neue Amtsdauer von 6 Jahren Oberstthelfer Z. Wirth.

27. Die St. Jakobsfeier dieses Jahres nahm einen ziemlich matten Verlauf. Seit Menschengedenken zum ersten Male hatte man nicht den Jahrestag der Schlacht, sondern den darauffolgenden Sonntag, 27. August als Tag der Feier gewählt. Das hinter uns liegende Sängerfest und das für 1894 in Aussicht stehende, von der Regierung zu organisierende St. Jakobsfest sorgten ebenfalls dafür, daß die Festbegeisterung nicht allzu hoch stieg. Es beteiligten sich an dem Zug 39 Vereine. Auf dem Festplatz gesellte sich zu ihnen ein ungezähltes Publikum, um Pfarrer Steigers Festrede anzuhören.

Am Abend begaben sich die einzelnen Vereine in ihre Lokale oder die Mitglieder nach Hause, da man verständiger Weise von einer gemeinsamen Feier in der Burgvogteihalle Umgang genommen hatte.

28 ffg. Ein ungewohntes kriegerisches Leben, das sich in den nächsten Tagen noch zu steigern verspricht, entfaltet sich in den Straßen Basels. Zunächst handelt sichs um das Einrücken und den Transport der in die Vorkurse zum Truppenzusammenzug einberufenen Mannschaften der 5. Division, die Basels Umgebung bewohnen: am 28. August sah man Batterie 28, am 29. Bataillon 54 und zuvor noch Teile der Bataillone 52 und 53 in kompakten Massen abreisen. Unmittelbar vor den Thoren steht das Solothurner Regiment 17, Bataillone 49, 50 und 51 in Pratteln und Muttenz ꝛc. Doch verspricht der eigentliche große Truppenzusammenzug mit den Divisions- und Armeekorpsmanövern, der sich bis dicht an Basels Weichbild heranziehen wird, noch weit zahlreichere und mannigfaltigere Spezimina der verschiedenen eidgenössischen Uniformen in die Stadt zu bringen.

September 1893.

1. Der „Basler Anzeiger" erscheint in vergrößertem Format, mit erweitertem Nachrichtendienst und unter Erhöhung des Abonnementspreises als „unparteiisches Tageblatt für Stadt und Land".

6. Als Konsul des deutschen Reichs wird nach Basel versetzt Legationsrat Konrad v. Saldern, bisher in Tiflis.

6. In Barbizon bei Paris endigt auf tragische Weise der Basler Kunstmaler Albert Landerer.

9. Das Interesse der ganzen Stadt wird fast ausschließlich in Anspruch genommen von dem im benachbarten Jura sich abspielenden Truppenzusammenzug des 2. schweizerischen Armeekorps unter der Leitung des Oberst-Armeekorpskommandanten J. Feiß. Den Manövern lag die Idee zu Grunde, daß der rechte

Flügel einer feindlichen Armee durch das Doubsthal ins Birsthal bei Delsberg eingedrungen sei und sich nun anschicke, Basel mit seinen Rheinübergängen zu nehmen, um in Süddeutschland einzufallen. Ihm stellt sich der rechte Flügel des schweizerischen Heeres entgegen, das die Hochebene verteidigt. Dieser rechte Flügel hat die Aufgabe, den Anschlag auf Basel abzuwehren. Den rechten Flügel der feindlichen Armee stellte die 3. Division unter Oberst Ed. Müller, den rechten Flügel des Verteidigungsheeres die 5. Division (Solothurn, beide Basel, Aargau) unter Oberst Rudolf dar. Die vorbereitenden Regimentsmanöver der Basler Infanterie (Regiment 18 unter Oberstlieutenant Emil Bischoff) vollzogen sich in den basellandschaftlichen Bezirken Sissach und Liestal, die Brigademanöver unter Zuziehung der bisher bei Balsthal manövrierenden Artillerie (Batt. 28, Baselstadt, Hauptmann Karl Iselin) im Bezirk Waldenburg. Nach einem Gefecht bei Titterten und Arboldswil zwischen den Brigaden 9 (Oberst Scherz) und 10 (Gutzwiller) wurde Oberstdivisionär Rudolf ganz plötzlich von schwerem Unwohlsein betroffen, das ihn zwang, die Führung seiner Division für die ganze Dauer der Übungen an seinen Stabschef Oberst de Grousaz, Kreisinstruktor der 5. Division abzutreten.

Am 9. September begannen die Divisionsmanöver mit einem Gefecht bei Develier westlich von Delsberg. Es gelang hiebei der 3. Division nicht, sich in Besitz von Delsberg zu setzen. Die Feindseligkeiten nahmen darum, nachdem Sonntag, der 10. September hüben und drüben der Ruhe war gewidmet worden, auf demselben Gebiet am Montag ihren Fortgang. Auch dieses zweite Treffen blieb ohne offenkundigen Erfolg, doch mußte sich aus Manöverrücksichten die 5. Division auf Laufen zurückziehen. Um dieses Birsstädtchen tobte am 13. September der Kampf. Die Berner Division durchschritt das Défilé von Sangern mit seiner Hauptmacht, 4 Bataillone wurden übers Fringeli und Grindel

geſchickt, und es gelang, Oberſt de Crouſaz aus ſeiner Defenſivſtellung bei der Fiechtenhöhe zu verdrängen und zum Rückzuge zu nötigen. Am 13. September vereinigten ſich beide Diviſionen als Armeekorps zu gemeinſamer Aktion. Es war angenommen, der rechte Flügel der Invaſionsarmee habe durch eine Diviſion Verſtärkung erhalten. Als Gegner trat ein markierter Feind auf, Oberſt Joh. Isler mit 6 Bataillonen, einem kombinierten Rekrutenregiment und den Schützenbataillonen der beiden Diviſionen, ſowie einer Pionnierſchule aus Lieſtal. Das Centrum ſeiner Stellung bildete der während der letzten Wochen ſtark befeſtigte und mit zwei Poſitionskompagnien beſetzte Südabhang der Brnderholzhöhe zwiſchen Therwil und Reinach. Hier ſollte der Zugang gegen Baſel zum letzten Mal gegen den Landesfeind verteidigt werden. Dieſer kam, dargeſtellt durch das 2. Armeekorps, aus der Gegend um Laufen und Zwingen über den Blauen. Die 5. Diviſion als rechter Flügel ging über Blauen und die Platte, über Nenzlingen und Pfeffingen und über Grellingen auf der Straße im Birsthal vor, die 3. Diviſion überſtieg den Blauen auf der Linie Röſchenz-Metzerlen und débouchierte bei Ettingen in die Ebene. Die Verteidigung auf dem Brnderholz wurde ſo energiſch geführt, daß gegen 1 Uhr beim Gefechtsabbruch noch keine Entſcheidung erfolgt war. Immerhin ſchien auf dem linken Flügel des Angreifenden ein Erfolg ſich vorzubereiten. Dem rechten Flügel waren vor allem Demonſtrativ-Manöver zugefallen. Dies war die letzte eigentlich kriegeriſche Aktion des Truppenzuſammenzugs, der großenteils in einem ſchwierigen Terrain, in einer ohnehin armen, durch den trockenen Sommer noch beſonders mitgenommenen Gegend ſich abgeſpielt hatte und auch durch die weitgehenden Anforderungen der Manöverleitung der Mannſchaft viel Mühſal und Entbehrungen auferlegt hatte.

Am 14. September folgte als Schlußakt die Inſpektion

des Armeekorps auf der Schützenmatte. So zu sagen die ganze Stadt feierte wie an einem hohen Festtag. Das Wetter, das sich überhaupt während der ganzen Übungen gut gehalten hatte, war sehr günstig; die Temperatur erinnerte eher an den Sommer als an den Herbst. Auf dem Holeeletten und im Langen Lohn hatte die Truppe in zwei Treffen Aufstellung genommen. Von ¾9 bis 9¼ Uhr ungefähr dauerte das Abreiten der Fronten durch den Inspizierenden, Bundesrat Emil Frey mit seinem Stab und einer glänzenden Suite fremder Offiziere. Dann kam das etwa 1½ Stunden dauernde Défilé. Etwas stadtwärts vom Spitalgut stellte sich der Inspizierende mit seinem Gefolge auf. Gegenüber, stadtwärts vom Zielwall hatte man dank der Fürsorge des Verkehrsvereins die Tribüne des Rennvereins aufgerichtet und hatte man Plätze für das mit Eintrittskarten versehene Publikum reserviert, während die auf etwa 100,000 Köpfe geschätzte sonstige Zuschauerschaft alle umliegenden Straßen, die Abhänge oberhalb des Neubades, die Bäume in der Nähe und selbst die Dächer der Häuser in diesem Quartier besetzt hielt. Den Vorbeimarsch eröffnete die Korpskavallerie, dann kam Infanteriebrigade 9, Bat. 54 (Baselstadt, Major Isaak Iselin) an der Spitze, ferner die Divisionsartillerie mit Batt. 28, Brigade 10 mit Schützen, Genie und Ambulancen, die Korpsartillerie und dann Division 3 in gleicher Ordnung wie Division 5. Zum Schluß defilierten Kavallerie und Artillerie zum zweiten Mal im Trab.

Die Truppen hatten, sobald der Vorbeimarsch beendet war, in geschlossenen Kolonnen den Weg unter die Füße genommen, entweder nach Hause oder zum Centralbahnhof, wo sie verladen wurden. — Einzig die Schweiz. Centralbahn hat in der Zeit vom 14. Sept. Mittag 12 Uhr bis zum 15. früh 5 Uhr über 30 zum Teil sehr lange Extrazüge nur für Truppentransporte abgefertigt, neben dem ungeheuren Andrang, den auch auf ihrer, wie auf allen

ſonſtigen in Baſel mündenden Linien die ungezählte Menge der civiliſtiſchen Neugierigen verurſachte. Während der vorangehenden Schlachttage ſchon war in ſteigendem Maße, je näher der Kriegsſchauplatz der Stadt rückte, Baſel hinausgeſtrömt, Männer, Weiber und Kinder. Letztere waren um ſo zahlreicher erſchienen, als die Primarſchulen während der ganzen Woche Ferien hatten; denn ihre Schulhäuſer mußten zur Aufnahme von Truppen eingerichtet werden. Vom 13. zum 14. nämlich nächtigten im Weichbilde der Stadt: Armeekorpsſtab 2 mit Guidenkompagnie 10, Diviſionsſtab 3, Brigadeſtab 6, Regimentsſtab 11, Bataillon 31, 32, 33 und 36, ferner Diviſionsſtab 5, Brigadeſtab 9, Regimentsſtab 17, Bataillon 49, 51 und 55, Schützenbataillon 5, Regimentsſtab I/V; das Basler Bataillon 54 kantonnierte während dieſer Nacht in Äſch, Batterie 28 in Dornach. Den obern Schulſtufen hatte man nur am Mittwoch und Donnerſtag frei gegeben. Sie gewannen aber auch an den vorhergehenden Tagen, ohne die Stadt zu verlaſſen, manchen Blick ins militäriſche Leben. Vor allem die fremden Offiziere, die den Manövern folgten, waren im Hotel Euler einquartiert. Es waren 4 Deutſche, 3 Franzoſen, (darunter je ein Brigadegeneral), 2 Ruſſen, 1 Italiener und 1 Chilene. Ihre tägliche Abreiſe zum Manöver und ihre Rückkehr am Abend pflegte eine faſt unanſtändig große Menge Neugieriger zu ſammeln. Noch mehr bedrängt wurden die Herren, als ſie am Sonntag, 10. ds. in großer Uniform einem vom Bundesrat ihnen, den Manöverſchiedsrichtern, den Spitzen des Armeekorps und beider Diviſionen angebotenen Diner im Schweizerhof beiwohnten. Es ſprachen dabei im Namen des Bundesrates Oberſt E. Frey, im Namen der Gäſte der General de Roincé. Am Sonntag Vormittag hatten die franzöſiſchen Offiziere das Grab der hier verſtorbenen franzöſiſchen Internierten auf dem Kannenfeld aufgeſucht und dem Oberſt Armeekorpskommandanten H. Wieland einen Beſuch abgeſtattet. Am läſtigſten war wohl für

die fremden Herren die zudringliche Neugier des Publikums beim Hinritt zu und bei der Rückkehr von der Parade.

Die Anwesenheit schweizerischer Truppen in nennenswerter Zahl in Basel vom 13. zum 14. (teilweise bis zum 15.) Sept. bot der Einwohnerschaft Gelegenheit, ihre gut eidgenössische Gesinnung an den Tag zu legen durch freundlichen Empfang, Beflaggung der Häuser, abendliche Beleuchtung einzelner Straßen und Plätze ꝛc. Die Initiative dazu war ausgegangen vom Verkehrsverein. Das Bataillon 54 hatte von den Veranstaltungen allerdings nichts zu genießen. Denn ihm war der Polizeidienst auf dem Bahnhof während der Verladung der Truppen anvertraut. Am Samstag verschwanden aus der Stadt die letzten Fahnen und Flaggen, doch sah man am Sonntag noch einzelne Uniformierte in den Straßen herumziehen.

14. Leider wird die Festfreude aus Anlaß der Inspektion aufs bitterste gestört durch die Nachricht von dem in Bern ganz plötzlich erfolgten Tode des Bundesrates Louis Ruchonnet. Bei den Beerdigungsfeierlichkeiten in Lausanne am 18. Sept. wird der Stand Basel vertreten durch die Regierungs- und Nationalräte DDr. Speiser und Brenner. — Im Reichschen Verlag erscheint „Bonifacius Amerbach und die Reformation" von Th. Burckhardt-Biedermann, ein Buch, das sowohl in seinem 136 Seiten umfassenden einleitenden Teil, als in den 264 Seiten Beilagen eine Menge wichtiger Materialien und Ergebnisse bietet, nicht nur für die Basler Lokalgeschichte, sondern auch für die Kenntnis des Humanismus überhaupt.

15. Die Gemeinnützige Gesellschaft setzt eine dreizehngliedrige Kommission unter dem Präsidium von Rud. Sarasin-Stehlin nieder, welche die Frage der Errichtung eines baselstädtischen Sanatoriums für Lungenkranke studieren soll.

21. Der Große Rat hält noch vor Schluß seiner Sommer-

ferien eine allerdings bloß einstündige Sitzung. Für die rechte Seite des Totengäßchens wird eine Baulinie angenommen und der Regierung für zwei Häuser an der Schwanengasse die Expropriationsbefugnis bewilligt, endlich die Urkunde über das Vermögen der Gemeinde Klein-Hüningen genehmigt. Die beiden ersten Traktanden werden mit Dringlichkeit behandelt, für das erste auch das Referendum ausgeschlossen.

24 ffg. Ausstellung von 200 Gemälden schweizerischer Künstler in der Kunsthalle. — Die diesjährige Winterspielzeit des Stadttheaters wird bei ausverkauftem Haus eröffnet mit Verdis „Aida", auf die am 25. als erste Schauspielaufführung „Julius Cäsar" von Shakespeare folgt.

25. Der Schweiz. Evangelisch-kirchliche Verein hält sein Jahresfest im Vereinshaus. Pfr. P. Christ referiert über die Frage der Konfirmation.

26. 27. Der schweiz. Bierbrauerverein hält seine 8. ordentliche Hauptversammlung in Basel. Die Kommissionssitzungen am 26. finden in der Brauerei Merian, die Hauptversammlung am Vormittag des 27., bei der Nationalrat Forrer aus Winterthur über staatliche Versicherung vorträgt, wird am nämlichen Ort abgehalten. Daran reiht sich ein Bankett im Sommerkasino.

Oktober 1893.

1. Die Historisch-antiquarische Gesellschaft macht bei ausnehmend schlechtem Wetter ihren Herbstausflug über Stein bei Säckingen nach Laufenburg.

1 ffg. Das neue Knabenprimarschulhaus „Pestalozzischulhaus" vor dem St. Johannthor wird der Bürgerschaft zur Besichtigung zugänglich gemacht.

2. Vom heutigen Tag (Montag) an erscheint das bisher einmal wöchentlich erscheinende Organ der socialdemokratischen Ar-

beiterpartei, der „Arbeiterfreund“, ſechsmal wöchentlich unter dem Titel „Vorwärts“.

5. Vor Appellationsgericht erſchienen H. Wueſt und Ed. Bürgy, die am 18. März in erſter Inſtanz wegen betrügeriſchen Bankerottes und Beihilfe hiezu waren verurteilt worden. Doch half ihnen die Appellation nichts. Das Gericht erkannte auf Beſtätigung der erſtinſtanzlichen Urteile, immerhin mit der Milderung, daß dem Wueſt für ſeine Unterſuchungshaft vom 18. März bis zum 5. Okt. drei Monate an der Strafzeit in Abzug gebracht wurden.

6. Jahresfeier der Diakoniſſenanſtalt in Riehen.

12. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation über den derzeitigen Stand der Vorarbeiten betr. den Umbau des badiſchen Bahnhofs wird zum Mitgliede des Appellationsgerichts gewählt an Stelle von Dr. J. J. Viſcher Prof. H. Schulin. Dann nimmt die Behörde in erſter Leſung die Novelle zum Strafgeſetz und Polizeiſtrafgeſetz durch, die eine rationellere Beſtrafung jugendlicher Verbrecher als die bisherige und die Erhöhung des Alters der Strafmündigkeit bezweckt. Ferner beliebten die Änderung des Geſetzes betr. die direkten Steuern, ſowie die Baulinien von Freienſtraße und Umgebung. Ein Anzug Weißenberger betr. Gewährung billigen Geldes an die Landwirte von Staatswegen wurde durch motivierte Tagesordnung abgewieſen und endlich drei Rekurſe, worunter zwei Wirtſchaftsrekurſe unbegründet erklärt.

14. Der Regierungsrat wählt eine Kommiſſion unter dem Vorſitze von Bürgerratspräſident Albert Hoffmann-Burckhardt zur Linderung des Notſtandes unter den Arbeitern der Textilinduſtrie. Seit mehreren Monaten nämlich herrſcht in der Seidenbandfabrikation infolge ungünſtiger Verhältniſſe auf dem Rohſeidenmarkt eine bedauerliche Geſchäftsſtockung. — Die Regierung verfügt, daß nur ſolche Damen den Vorleſungen der philoſophiſchen Fakultät als Zuhörer folgen dürfen, die ſich auf Grund eines Fähigkeits-

ausweises um Lehrstellen an hiesigen Primar- oder Mittelschulen bewerben können.

14. 15. Ausmarsch der Kadetten nach Delsberg und von da über Courroux, Fringeli, Laufen (Nachtquartier), den Blauen und Flühen nach Basel.

15. Die arbeitslosen Angestellten der Textilindustrie halten in der Reitschule im Klingenthal eine stark besuchte Versammlung ab und begrüßen mit Beifall die Verfügungen, die der Staat zur Linderung der Not getroffen hat.

22. In der Burgvogteihalle besprechen die Socialdemokraten die bevorstehenden Nationalratswahlen. Red. Eug. Wullschleger behandelt dieses Thema, anschließend redet Red. Edg. Steiger, beide vom „Vorwärts", über Presse und Volk. — Es hält der baslerische Radfahrer-Bund mit Wettfahren in den Langen Erlen, mit einem Korso und am Abend mit einem Bankett in der Burgvogtei sein erstes Stiftungsfest ab. Die Meisterschaft für Basel errang Ed. Müller. — Am gleichen Tag halten Rheinklub und Fischerklub, jeder für sich und getrennt, ihr End- und Grümpelfahren ab.

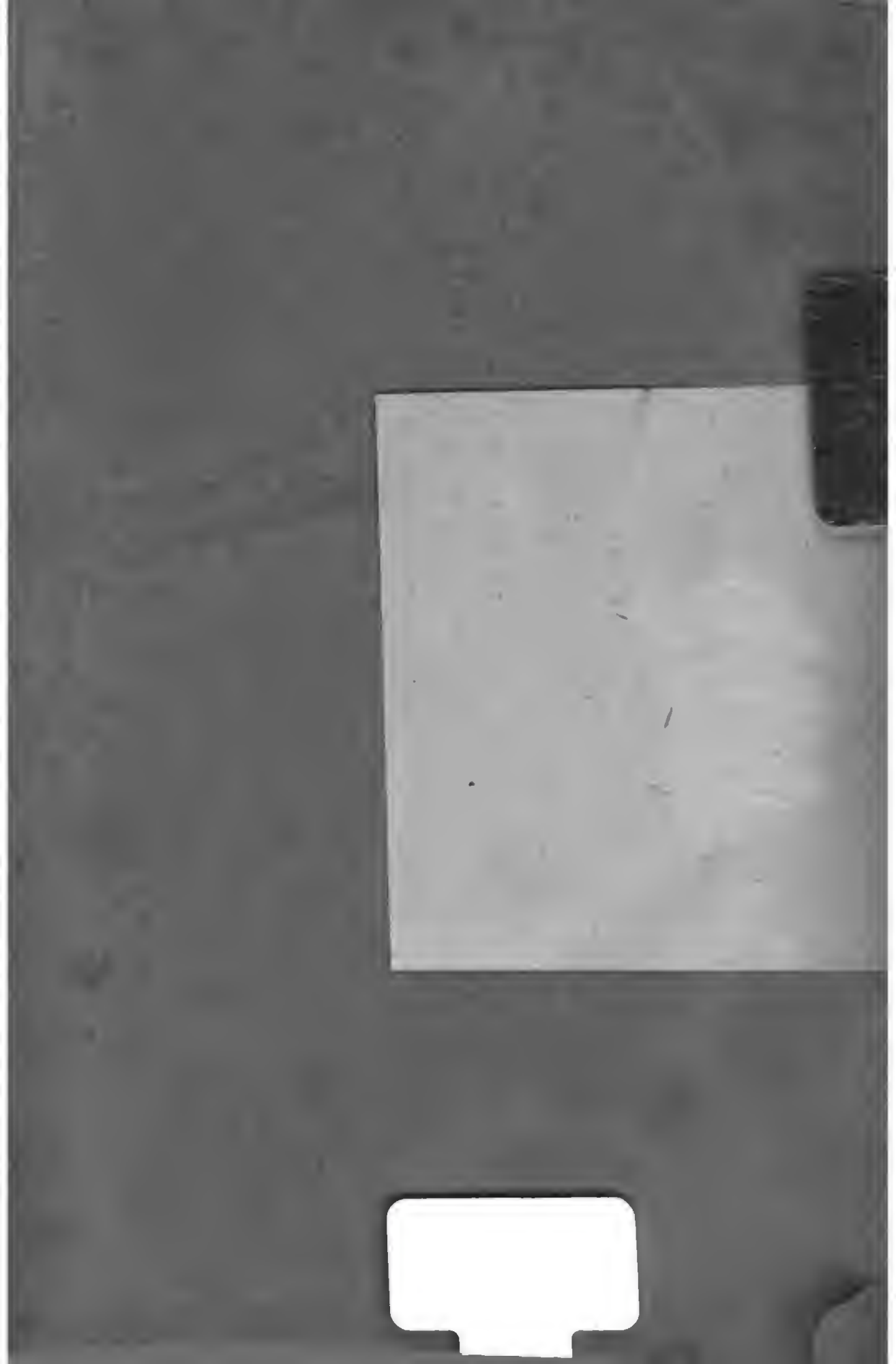
26. Auf den 29. stehen die Nationalratswahlen bevor. Basel hat in den obersten eidgenössischen Rat vier Mitglieder zu wählen. Die austretende Deputation besteht aus Reg.-Rat Dr. Brenner, Ed. Eckenstein, Rektor Herm. Kinkelin und Reg.-Rat Paul Speiser. Die freisinnige Partei schlägt der Wählerschaft ganz einfach Bestätigung der Genannten vor. Die Konservativen stellen Nat.-Rat. Eckenstein Oberstl. Emil Bischoff entgegen. Ihnen schließen sich die Katholiken an, ersetzen aber zugleich auf ihrer Liste Rektor Kinkelin durch den socialdemokratischen Red. E. Wullschleger. Die Socialisten selber endlich bringen bloß einen Einervorschlag: Eug. Wullschleger. — Am nämlichen 29. Okt. werden auch die eidg. Geschworenen auf eine neue Amtsdauer von 6 Jahren gewählt. Doch waltet in Bezug auf diese Wahlen kein Kampf,

während die Nationalratskandidaturen den Politikern viel zu reden und zu schreiben geben.

27. Nach alter Tradition wird am Sabinentag die vierzehn Tage dauernde Messe eingeläutet. Auch die diesjährige bringt die üblichen Lustbarkeiten und Sehenswürdigkeiten. Den Barfüßerplatz macht vor allem ein Theater Wallenda mit künstlerisch gebildeten Menschen und fein dressierten Tieren anziehend, ferner ein Taucher, ein Mädchen ohne Arme u. dgl. Vor allem aber freuen sich große und kleine Kinder der Karoussels, der Schießstände, der fliegenden Konditoreien und Käsehandlungen. Vor dem Steinenthor steht die Menagerie Pianet; der Petersplatz ist für zwei Wochen das Heim der Krämer geworden, und aus allen Straßen erklingen Verdis und Neßlers Leierkastenmelodien, überall wird dem harmlosen Passanten ein Hut heischend vorgehalten.

28. Mit dem heutigen Tag ist die zweite Woche vergangen, seit die Freie Straße von der Streit- bis zur Rüdengasse nicht fahrbar und auch für Fußgänger nicht leicht gangbar ist. Es werden darin umfassende Kanalisierungs- und Nivellierungsarbeiten vorgenommen. Dazu kommt, um das Bild einer erst werdenden Stadt voll zu machen, der Umstand, daß wohl ein halb Dutzend Fassaden neu aufgebaut werden. Die Ladenbesitzer sehen nicht mit Freuden diese Arbeiten gerade jetzt angefangen, da sie sie mit empfindlicher Störung das Weihnacht- und Neujahrsgeschäft bedrohen.

29. Bei 7406 abgegebenen Stimmen, somit einem absoluten Mehr von 3704, werden als Nationalräte für eine weitere Periode von 3 Jahren bestätigt Regierungsrat Dr. P. Speiser mit 6014, Regierungsrat Dr. E. Brenner mit 5825 und Rektor Dr. H. Kinkelin mit 4736 Stimmen. Weitere Stimmen erhielten Oberstlieutenant Emil Bischoff 3002, Nationalrat Ed. Eckenstein 2810 und Eng. Wullschleger 2802. Es wird somit für die 4. Stelle am 5. November zu einer Stichwahl kommen. — Bei der Wahl der eid-

genöſſiſchen Geſchwornen beteiligt ſich eine mäßige Zahl von Bürgern und trifft aus den vorliegenden beiden Vorſchlagslisten ziemlich unparteiiſch eine Auswahl.

30. Im Lektionskatalog für den Winter 1893/94 hatte Profeſſor H. Wölfflin ein Publikum über Michel Angelo angekündigt. Um ſeine Vorleſung mit Projektionen illuſtrieren zu können, wählte er als Lokal den großen Hörſaal des Bernoulliannms. Die Vorträge werden für Mitglieder der Akademiſchen Geſellſchaft und des Muſeumsvereins zugänglich gemacht. Am 30. Oktober wird unter ſtarkem Zulauf die erſte abgehalten.